Irene H. Eserhalmi.

Ungarischer Dichterwald.

Ungarischer Dichterwald

Dezember 1912.

PH
344
.G
C8

Ungarischer Dichterwald

Poesien

ausgewählt und im Versmaß der Originale übersetzt

von

Irene H. Eserhalmi

Mit vielen Porträts und Farsimiles
und
einem Vorwort von Georg Ebers

066263

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1897

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y. 10708

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Vorwort.

Die Neugebauerschen Uebersetzungen der Petöfischen Gedichte flößten mir aufrichtige Bewunderung für diesen echten Dichter ein und erweckten meine Teilnahme für die poetische Literatur der Magyaren. Sie veranlaßten mich auch zu der nach Budapest gerichteten Frage, was es außer ihnen und den Jokaischen Erzählungen, die auch in Deutschland Heimatrecht erlangten, noch an bemerkenswerten ungarischen Dichtungen gäbe.

Die Antwort fiel überraschend aus; denn sie enthielt die Versicherung, daß es im magyarischen Dichterhain vom zweiten Fünftel dieses Jahrhunderts an vielstimmig jauchze und klage, singe und zwitschere. Dazu wurde mir eine lange Reihe mir unbekannter Namen und Werke genannt, an die sich, trotz der besonnenen Weise meines Gewährsmannes, geradezu enthusiastische Urteile schlossen.

Da verlohnte es sich denn wohl näher hinzuschauen, und ich gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß die

Poesie der Magyaren ein Ganzes bildet, dem in der Weltliteratur ein achtungswerter Platz zukommt, ja daß sich der Begriff „Weltliteratur", wenn er seine universelle Bedeutung behaupten soll, ohne die Meisterwerke der ungarischen Dichter nicht mehr ausdenken läßt.

Als nun im vorigen Jahre an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart die Aufforderung herantrat, zu den schönen Anthologien, die sie früher herausgab: Georg Scherers Deutscher Dichterwald, Borels Album lyrique und Freiligrats Rose, Thistle and Shamrock, auch eine ungarische zu gesellen, und ich um meine Meinung gefragt wurde, konnte ich mich nicht entschließen, solchem Unternehmen entgegenzutreten; denn die Anfeindungen, die sich in Ungarn gegen Deutsche richteten, sollen dem bessern Teile des Magyarenvolkes nicht zur Last fallen, und außerdem hat die Politik mit der Poesie nichts zu schaffen. Ich durfte mich nur fragen, ob ich die ungarische Dichtung für wert hielt, in Deutschland bekannt zu werden, und des hatte ich sie, schon seit mir auch Madáchs Tragödie des Menschen (in Ludwig Dóczys vortrefflicher Uebersetzung) bekannt geworden war, für würdig erachtet.

Des weitern freilich kam es vor allen Dingen darauf an, eine Persönlichkeit zu finden, die berufen war, die rechte Wahl unter der reichen Fülle des Stoffes zu treffen und für gute Uebersetzungen zu sorgen; denn es verstand sich von selbst, daß das zu Gebende deutschen Lesern, für die es bestimmt war, nicht in der Sprache der Originale, sondern in wohlgelungenen Nachdichtungen

dargeboten werden mußte. Der magyarische Sprachkreis ist ja nicht eben groß, in linguistischer Hinsicht steht das Ungarische in Europa vereinzelt da, und der Mühe, es zu erlernen, wartet erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit für eifrige Freunde der ausländischen Literatur ein entsprechender Lohn, da infolge der Türkenkriege, die die beste Kraft des Magyarenvolkes so lange verzehrten, Ungarn erst verhältnismäßig spät zu einer eigenen poetischen Literatur gelangte. Nur das Volkslied und die großen Heldengedichte Zrinyi's und Gyöngyösi's stammen aus früherer Zeit. —

Der Auswähler und Uebersetzer, dessen der Verlag bedurfte, stand ihm nun glücklicherweise von vornherein zur Verfügung; denn in der Ungarin Irene Cserhalmi, die in Stuttgart auf die ungarische Poesie hingewiesen hatte, vereinten sich die für die Herausgabe einer Anthologie erforderlichen Eigenschaften aufs beste. Nicht nur ist sie nämlich sehr genau mit der Literatur ihres Volkes vertraut, sondern auch in so hohem Grade poetisch begabt, daß sie es wagen durfte, ihre Lieblinge unter den ungarischen Gedichten ins Deutsche zu übersetzen. Diese Versionen bieten aber weit mehr als die bloße Wiedergabe des Sinnes, sie lassen sich vielmehr durchempfundene Nachdichtungen der Originale nennen.

Dies Urteil ist nicht nur das meine. Da nämlich, wie mir selbst, so auch den anderen Männern, die hier zu entscheiden hatten, die Kenntnis der ungarischen Sprache fehlt, ersuchte ich einige hervorragende Magyaren,

mit denen ich die Ehre teile, der ungarischen Akademie der Wissenschaft anzugehören, um ihr Urteil über die Wahl der Gedichte und die Treue der Uebersetzungen, die uns vorlagen, und sie legten das allergünstigste Zeugnis für sie ab.

Die ungarische Poetin und Schriftstellerin Fräulein Irene Cserhalmi ist es also, der der gesamte reiche Schatz an Uebersetzungen, den die Anthologie enthält, den Ursprung verdankt. 1871 in Budapest als Tochter eines Philologen geboren, erbte sie den Sprachsinn des Vaters und machte sich nicht nur des Deutschen aufs gründlichste mächtig, sondern erlernte auch viele andere Sprachen. Im sechzehnten Lebensjahre bestand diese auch für die Malerei begabte junge Dame die Prüfung als Lehrerin an höheren Lehranstalten und steht gegenwärtig im Begriff, sich um die Würde einer Doktorin der Philosophie zu bewerben. Ihre große Arbeit über die dramatische Literatur Ungarns, ihre Kritiken und Essays, die nicht nur in magyarischen, sondern auch in deutschen, englischen und französischen Blättern erschienen, deren Mitarbeiterin sie ist, erwarben ihr unter den Literarhistorikern einen geachteten Namen. Als Poetin trat sie mit Novellen und eigenen lyrischen Dichtungen, die freundliche Aufnahme fanden, hervor. Auch als Uebersetzerin hatte sie sich schon vielfach früher mit Glück versucht.

Der Wunsch, die Poesie ihres Volkes den Deutschen zu vermitteln, war von früh an in ihr lebendig gewesen. Unter der ihr so wohl vertrauten Literatur ihres Volkes

wählte sie das Beste, um es in das Gewand unserer Sprache zu kleiden. Dabei gelang es ihr, die Gedanken und Gefühle des ungarischen Poeten so wiederzugeben, daß sie auf deutsch faßlich und wirkungsvoll zum Ausdruck gelangen. Das bekannte „Traduttore — traditore" werden ihr selbst die Dichter des Grundtextes selten zum Vorwurfe machen. Besonders hoch ist es ihr anzurechnen, daß sie auch die von diesen gewählten Versmaße in ihren Versionen wiedergibt. Die Schwierigkeiten, die es dabei zu überwinden galt, waren sehr groß; denn das Ungarische fügt sich jedem Metrum, dessen sich die Poesie der Alten und Neuen bedient. Auch für den Hexameter und für andere antike Maße ist es geeignet. Wie diese auf magyarisch klingen, wissen wir nicht; jedenfalls aber lesen sich die Distichen in der Uebersetzung des Fräulein Eserhalmi vortrefflich und ebenso ihre sapphischen Strophen. Auch dem Reime wurde sie gerecht und fand sich in ehrenwerter Weise mit dieser äußerst schwierigen Aufgabe ab.

Schon liegt die gesamte Anthologie mir druckfertig vor. Sie umfaßt Dichtungen jeder Art. Neben etlichen schlichten Proben der Volkspoesie finden sich einige tiefsinnige, gedankenvolle Musterstücke der modernen Kunstpoesie. Mancher Strophe von erschütterndem Ernst folgen andere heitern und ergötzlichen Inhalts. Die Ballade ist besonders durch Arany János, der in dieser Dichtungsgattung sein Bestes schuf, vertreten. Das außerordentlich stark ausgeprägte nationale Gefühl des

Magyaren macht sich vielfach geltend. An Erinnerungen an die schweren Kämpfe, die Ungarn für seine Selbständigkeit auszufechten hatte, fehlt es nicht, und bisweilen zwingt der Dichter den tief ergriffenen Leser, seinen Ingrimm über die grausame Verfolgung der Freiheitskämpfer zu teilen.

So gewinnen wir mit dieser Anthologie ein Spiegelbild des Lebens und Fühlens der ungarischen Nation. Ihr Lieben und Hassen, ihr Denken und Empfinden schaut uns aus dem Sang ihrer Dichter entgegen, und selbst der Schauplatz ihres Lebens tritt uns bei dem Genuß vieler dieser Versreihen anschaulich vor Augen. Daneben lernen wir die Hauptvertreter der ungarischen Poesie durch die Anthologie kennen; denn die Uebersetzerin schickte den Dichtungen der einzelnen Poeten literarhistorische Miniaturbilder voran, in denen sie den Lebensgang der Dichter in gedrungener Kürze schildert und auf ihre vorzüglichsten Schöpfungen hinweist. Die Würdigungen, die sie dem Schaffen ihrer Lieblinge unter den heimischen Poeten angedeihen läßt, scheint uns indes manchmal einer kleinen Einschränkung bedürftig. Mögen die so hoch Gefeierten auch des Lorbeers würdig sein, können wir uns doch nicht nach den Schöpfungen, die uns von den Einzelnen bekannt wurden, entschließen, sie für das Vollendetste zu erklären, was sich auf diesem oder jenem Gebiet der gesamten Weltliteratur findet. Der Leser wird also gut thun, von dem Glanz der überhellen Farben, deren die feurige Patriotin sich bedient,

nicht viel, aber doch ein bescheidenes Etwas abzuziehen. Es bleibt den Verherrlichten immer noch des wahren Verdienstes und wohlverdienten Ruhmes genug. Dieser Einwand beeinträchtigt indes nur wenig die Erkenntlichkeit, die wir der trefflichen Uebersetzerin und Literaturkennerin für ihre hübschen Dichterbildnisse schulden. Sie erhöhen entschieden den Wert der Anthologie und bilden in ihrer Gesamtheit eine kleine Geschichte der poetischen Literatur der Magyaren.

Sehen wir recht, wird dieses Buch nicht wenig dazu beitragen, die Achtung vor der Nachbarnation zu erhöhen, von der uns gemeinhin wenig mehr bekannt ist als die schweren Kämpfe, die sie so heldenhaft bestand. Wohl vernahmen wir auch mancherlei über die feurige Beteiligung der Magyaren an der Politik, über den raschen Aufschwung ihres wirtschaftlichen Lebens und bisweilen auch leider über gewisse Ausschreitungen, zu denen sie das allzuhoch gespannte Nationalgefühl fortriß. Von mancherlei vortrefflichen Leistungen ihrer bildenden Künstler ließen wir uns überraschen, die ihrer Musiker genießen schon lange wohlverdienten Ruhmes. Von der Thätigkeit der Ungarn auf dem Gebiete der Wissenschaft und Dichtung wurde in Deutschland nur wenig mehr bekannt als einige Namen, aber auch in Budapest fand die gelehrte Forschung eine Heimstätte, und wie würdig die moderne Poesie der Magyaren ist, auch außerhalb ihrer Heimat bekannt zu werden, das soll eben die Eserhalmische Anthologie zeigen. Wir geben ihr dies

Geleitschreiben um so lieber mit auf den Weg, je fester wir überzeugt sind, daß dieser Strauß von Blüten aus dem Garten echter Poesie auch in Deutschland als wertvolles und der Anteilnahme würdiges Geschenk begrüßt werden wird.

Tutzing, am Starnberger See, 18. Juni 1896.

Georg Ebers.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Volkspoesie.

Seite

Schön Lenchen 3
Trautelse 7
Die Schlange 9
Volkslieder.
Spiel, Zigeuner 12
Komm herein 12
Als ich noch ein Kind gewesen 12
Rosen pflückt' ich 13
Reif bedeckt 13
Holde Maid 13
Schwager, halte 14
Es spinnt das Mägdlein 14
Neulich ließ der Junker fragen 15
Frau Wirtin 16
Reifen muß 16
Wenn du fortgehst 16
Dort am Himmel 17
Schöne Wirtin 17
Würde diese Csárda 17
Windstill ist's 18
Wenn das Mädchen 18

II. Kunstpoesie.

Abrányi, Emil.
Der sterbende Falter 251
Byron-Denkmal 253

Seite

Arany, János.
Ritter Pázmán 108
Dante 114
Die Trösterin 115
Frau Agnes 117
An mein Söhnchen 121
Die Waleser Barden 123
Das Kind und der Regenbogen 128
Das Bahrgericht 132

Bajza, József.
Troſt 48

Br. Balaſſa, Bálint.
Minnelied (aus dem 16. Jahrhundert) 21

Bartók, Lajos.
Nymphaea thermalis 255
Der Plattenſee 257

Berzſenyi, Daniel.
An die Ungarn 34
Gebet 36

Czobel, Minka.
Der letzte Sommer 339
Troſtlos 340

Csokonay, Vitéz Mihály.
Trinklied 28
Bauernlied 31

Dóczy, Lajos.
Ein Augenblick 242
Warum ward Jürgen wohl Poet? 243
Die zehnte Muſe 244

Endrödy, Sándor.
Ich harre dein 217
An der Wiege 219
Haydé 221
Lili. 1. Sommernachtstraum 222
2. Im Sonnenſchein 231

Seite

Br. Eötvös, József.
Abschied 104

Feleki, Sándor.
Sommer 330
Erinnerung 331

Gárdonyi, Géza.
Sonntag im Walde 323
Die Legende vom Weine 324
Gebet 324
Die Liebe 325

Gerö, Attila.
Bacchus schläft 342
Kossuths Tod 345

Gyulai, Pál.
Siebenbürgen 176
Der Herbst 180
Drosselied 181

Jakab, Ödön.
Schlußverhandlung 273
Träumerei 275

Jókai, Mór.
Széchényis Tod 147
Phantasmagorie 148

Kisfaludy, Károly.
Mohács 39
Der trauernde Gatte 42
Heimweh 43

Kisfaludy, Sándor.
Trauernde Liebe 45

Kiß, József.
Jehovah 202
Feuer 214

Kölcsey, Ferencz.
Vanitatum vanitas 51

Seite

Komjáthi, Jenö.
Trauer 348
Prometheus 349
Ich suche dich 353
Sturmlied 354
Sonnenode 357

Koroda, Pál.
Verlaß mich nicht 320
Nach dem Balle 321

Kozma, Andor de Leveld.
Krämer Salamon 287
Die kleine Kokette 292

Lévay, József.
Mikes 194

Madách, Imre.
Liederquell 163
Herbstgefühl 165
Mein Grab 167
Gedenkst du noch? 168

Méry, Károly.
Arme Menschheit 326
Meeressturm 327
Der Blinde 327
Jakob 328
Bei der Lektüre Zolas 328

Mezei, Ernö.
Eisphantasie 277
Am Kamin 279

Palágyi, Lajos.
Fabrikexplosion 302
Weltuntergang 304

Pap, Gyula (Nógrádi).
Die Gänse 315
Das Bauernbräutchen 316

Seite

Petőfi, Sándor.

Im September 66
Homer und Ossian 67
Die Dichter des 19. Jahrhunderts 69
Die Nacht 71
O sag, wie nenn' ich dich? 74
Mein Wunsch 75
Auf dem Meere 77

Petőfi-Szendrei, Julie.

Erinnerung 81

Radó, Antal.

Der Sänger 294
Trost 296

Reviczky, Gyula.

All mein Sein 267
Spätsommer 268

Rudnyánszky, Gyula.

Credo 269
Todesahnen 271

Szabó, Endre.

Mutter Käthe 247
Im Kirchhof 248

Szabolcska, Mihály.

Berufung 298
Waldesmorgen 299
Morgenröte 300

Szalay, Fruzina.

Herbstesahnen 335
Antwort auf deine Frage 336

Szarvas, Mariska.

Ein altes Buch 332

Szász, Károly.

Die ungarische Musik 183
Am Rhein 185
Der tote Dichter 187

Seite

Temórdek, Jeszenszky, Danó.

Das Leben 199
Liebesfäden 200
Große Ideen 201

Tisza, Domokos.

Herbstelegie 143
Des Mägdleins Lied 145

Tompa, Mihály.

Der Wille des Herrn 84
An den Storch 86
Der Vogel an seine Jungen 88
Meine Heimstätte 89
Das Märchen vom Ahornbaum 91
Der Arme und der Reiche 97

Tóth, Kálmán.

An meine Mutter 170
Herbststimmung 172
Die dreizehn Märtyrer 173

Tóth, Lőrincz.

Epigramme 189

Vajda, János.

Herbstscenen 137
Gespenster 138
Erscheinungen 140

Váradi, Antal.

Das Urteil des Herrn 258
Die Poesie des Welkens 263

Varsányi, Gyula.

Hinaus ins Dunkel 317
Wenn du mich liebst 318

Vészi, József.

Echo 283

Vörösmarty, Mihály.

Der alte Zigeuner 56
Weinlied 58

I.

Volkspoesie.

Schön Lenchen.

„Mutter, liebe Mutter,
Glaube mir, ich sterbe
Fast fürs blonde Lenchen!
Ach, ich sterbe, Mutter,
Für den Wuchs, den schlanken,
Für die Rosenwangen,
Für die Purpurlippen,
Für die veilchenblauen
Augen Schön Helenchens!“

„Stirb nicht, mein Sohn, stirb nicht,
Ludwig Zetelaki!
Sieh, ich laß dir eine
Wundermühle bauen,
Deren erster Mühlstein
Echte Perlen mahlet,
Deren zweiter Mühlstein
Silbergroschen mahlet,
Deren dritter Mühlstein
Schwere Seide mahlet.
Schöne Mädchen werden
Scharenweise kommen,
Deine Mühle ansehn;
Und auch sie wird kommen,
Die dein Herz begehret.“

„Laß mich, Mutter, gehen,
Mutter, liebe, gute,
Diese Mühle ansehn!“
„Geh nicht, meine Tochter,
Du mein schönes Lenchen!
Netze wird man legen
Und das Fischlein fangen.“

„Mutter, liebe Mutter,
Glaube mir, ich sterbe
Fast fürs blonde Lenchen!
Ach, ich sterbe, Mutter,
Für den Wuchs, den schlanken,
Für die Rosenwangen,
Für die Purpurlippen,
Für die veilchenblauen
Augen Schön Helenchens!“

„Stirb nicht, mein Sohn, stirb nicht,
Ludwig Zetelaki!
Sieh, ich laß dir einen
Wunderturm erbauen,
Dessen Breite bis zum
Donauufer reichet,
Dessen Höhe bis zum
Blauen Himmel reichet.
Und die Mädchen werden
Scharenweise kommen,
Deinen Turm bewundern;
Und auch sie wird kommen,
Die dein Herz begehret.“

„Laß mich, Mutter, gehen,
Liebe, gute Mutter,
Laß den Turm mich ansehn!“

„Geh nicht, meine Tochter,
Du mein schönes Lenchen!
Netze wird man legen
Und das Fischlein fangen."

„Mutter, liebe Mutter,
Glaube mir, ich sterbe
Fast fürs blonde Lenchen!
Ach, ich sterbe, Mutter,
Für den Wuchs, den schlanken,
Für die Rosenwangen,
Für die Purpurlippen,
Für die veilchenblauen
Augen Schön Helenchens!"

„Stirb nur, mein Sohn, stirb nur,
Ludwig Zetelaki!
Alle Mädchen werden
Kommen, um den schönen
Toten zu bewundern;
Und auch sie wird kommen,
Die dein Herz begehret."

„Mutter, liebe Mutter,
Laß mich, laß mich gehen!
Laß den wunderschönen
Toten mich bewundern,
Der für mich gestorben!"
„Geh nicht, meine Tochter,
Schau nicht an den Toten;
Denn mit festem Netz wird
Man das Fischlein fangen,
Wird der Mutter rauben
Ihre schöne Tochter."

Doch sie höret nicht der
Mutter flehend Warnen;
Gehet in die Kammer,
Leget ihr Gewand an
Aus hellblauer Seide,
Schlüpfet in die roten,
Schönbeschlagnen Stiefel,
Knüpfet um den Kopf das
Rote Seidentüchlein,
Bindet um die reine,
Blütenweiße Schürze.

„Steh auf, mein Sohn, steh auf,
Denn sie kommt des Weges,
Für die du gestorben!
Steh auf, mein Sohn, steh auf,
Ludwig Zetelaki!
Sie, für die du starbest,
Ist ins Haus getreten!"

„Viele Tote sah ich,
Doch noch keinen solchen,
Dessen flinke Füße
Sprungbereit gewesen,
Dessen Arme sehnend
Ausgestreckt gewesen,
Dessen Lippen glühend
Kußbereit gewesen,
Der vom Tod erwachet —
Auf, daß ich ihn küsse."

Trautelse.

Trautelse.

Gott zum Gruß, gestrenger Richter,
Unter euerm Dach!

Richter.

Gott zum Gruße, schöne Else,
Unter meinem Dach!

Trautelse.

Meine Gänse ging ich hüten
Auf dem grünen Rain:
Sieh, da kam des Richters Jüngster
Und hieb auf sie ein.
Er erschlug den allerschönsten,
Besten Gänserich mir.

Richter.

Was verlangst du, schöne Else,
Für den Gänserich hier?

Trautelse.

Der Ersatz für diesen bunten,
Schmucken Gänserich mein
Soll für jede bunte Feder
Ein Dukaten sein.

Für die beiden schmucken Füße
Je ein Löffelein.
Und zwei große güldne Schüsseln
Für die Schwingen sein.
Für die schöne, laute Kehle,
Die da schrie so fein,
Soll 'ne güldene Trompete
Der Ersatz mir sein.

Richter.

Schöne Else, gar zu groß ist
Dieses dein Verlangen.
So soll denn des Richters Jüngster
An dem Galgen hangen.

Trautelse.

Gilt! Doch eine blühnde Rose
Sei sein Galgen dann.
Meiner Arme weiche Fessel
Sei die Schlinge dran.

Die Schlange.

„Schlafen legte ich mich
Unterm Rosenstrauche.
Ach, da kroch mir in den
Busen eine Schlange.
Ach, sie schnüret mir den
Zarten Leib zusammen,
Saugt mein rotes Blut aus,
Drückt mir fast das Herz ab."

„Vater, lieber Vater,
Nimm mir aus dem Busen
Diese böse Schlange,
Diese gift'ge Natter!
Ach, sie schnüret mir den
Zarten Leib zusammen,
Saugt mein rotes Blut aus,
Drückt mir fast das Herz ab."

„Lieber noch entbehr' ich
Einen meiner Söhne,
Als daß ich entbehrte
Eine meiner Hände.
Geh zu deiner Mutter,
Sie thut es wohl eher!"

„Mutter, liebe Mutter,
Nimm mir aus dem Busen
Diese böse Schlange,
Diese gift'ge Natter!
Ach, sie schnüret mir den
Zarten Leib zusammen,
Saugt mein rotes Blut aus,
Drückt mir fast das Herz ab."

„Lieber noch entbehr' ich
Einen meiner Söhne,
Als daß ich entbehrte
Eine meiner Hände.
Geh zu deinem Bruder,
Der thut es wohl eher!"

„Bruder, lieber Bruder,
Nimm mir aus dem Busen
Diese böse Schlange,
Diese gift'ge Natter!
Ach, sie schnüret mir den
Zarten Leib zusammen,
Saugt mein rotes Blut aus,
Drückt mir fast das Herz ab."

„Lieber noch entbehr' ich
Einen meiner Brüder,
Als daß ich entbehrte
Eine meiner Hände.
Geh zu deinem Liebchen,
Sie thut es wohl eher!"

„Liebchen, holdes Liebchen,
Nimm mir aus dem Busen
Diese böse Schlange,
Diese gift'ge Natter!

Ach, sie schnüret mir den
Zarten Leib zusammen,
Saugt mein rotes Blut aus,
Drückt mir fast das Herz ab."

„Lieber noch verlier' ich
Eine meiner Hände,
Als daß ich verlöre
Meinen süßen Liebsten!"

Volkslieder.

1.

Spiel, Zigeuner, herzerschütternd töne deine Geige mir,
Und mein fahles, gramdurchwühltes Antlitz dien' als Note dir!
Jede Saite deiner Geige bebe voller Weh und Ach,
Laß sie weinen, laß sie zittern, die mir schnöd die Treue brach!

2.

Komm herein, o Liebchen, komm herein,
Ganz allein bin ich im Kämmerlein!
Drei Zigeuner fiedeln wunderfein,
Und ich tanz' dazu so ganz allein.

Kannst auch setzen dich, die Bank ist rein,
Kannst auch legen dich ins Bett hinein,
Braten ist viel da und guter Wein;
Liebe nur vielleicht wird wenig sein.

3.

Als ich noch ein Kind gewesen,
Starb ich fast für süße Nüsse;
Jetzt, da ich herangewachsen,
Sterb' ich fast für süße Küsse.

4.

Rosen pflückt' ich, Rosen, rot wie Blut,
Und ein Mädchen liebt' ich, schön und gut;
Doch das alles, alles, ist zu End',
Denn wir haben uns im Zorn getrennt.

5.

Reif bedeckt das Gras, mein Schimmel, hüte dich,
Trage lieber hin zu meinem Liebchen mich!
Trag mich schnell zu meines Liebchens Kämmerlein,
Daß ich nicht so lange möge traurig sein!

Dort bekommst du guten Hafer, duftig Heu,
Gastlich wird man dir dort geben frische Streu.
Einmal nur wird dir gereicht das Futter hier,
Dort gibt es mein süßes Liebchen doppelt dir.

6.

„Holde Maid vom Strand der Theiß,
Schiffe her auf mein Geheiß!
Schiffst du hurtig her zu mir,
Geb' ich tausend Küsse dir."

„Nein, ich geh' nicht, nein, nein, nein,
Denn die Burschen muß man scheun."
„Fürchte nichts, du holde Maid,
Sieh, ich thu' dir nichts zuleid.

Hier der Nachen! Mach's gewandt,
Lenke rasch den Kahn ans Land!
Ich will selbst dein Fährmann sein,
Nimmer soll es dich gereun."

7.

Schwager, halte! vor uns steht die Schenke da,
Durstig ist mein falbes, flinkes Rößlein ja.

Spanne aus, wir bleiben bis zum Morgen hier,
Und die schmucke Wirtin gibt uns Nachtquartier.

Schmucke Wirtin, bring uns einen Humpen Wein
Hurtig! Und vom allerbesten soll er sein.

Schmucke Wirtin, braune Schöne, schlank und fein!
Könntest mir auch noch was geben, nicht nur Wein.

8.

Es spinnt das Mägdlein zart und fein
Und schwatzet, plaudert mitten drein.
„Ach Mutter, süßes Mütterlein,
Das Warten ist 'ne schwere Pein."

„O weine nicht, mein Töchterlein,
Ich kauf' dir rote Stiefel ein."
„Ach Mutter, liebes Mütterlein,
Nicht das begehr' ich, nein, nein, nein."

„O weine nicht, mein Töchterlein,
Ich kaufe dir ein Röckchen fein."
„Ach Mutter, gute Mutter mein,
Nicht das begehr' ich, nein, nein, nein."

„O weine nicht, mein Töchterlein,
Ich bring' dir einen Liebsten fein."
„Ach Mutter, süßes Mütterlein,
Ja, ja, das fehlt mir, das allein."

9.

Neulich ließ der Junker fragen:
„Magst du, Schätzchen, Thaler tragen?“
Mag nicht blanke Thaler tragen,
Mag den Junker auch nicht haben.

Neulich ließ der Metzger fragen:
„Magst du, Liebchen, Ringe tragen?“
Ich mag keine Ringe tragen,
Mag den Metzger auch nicht haben.

Neulich ließ der Schuster fragen:
„Magst du rote Stiefel tragen?“
Mag nicht rote Stiefel tragen,
Mag den Schuster auch nicht haben.

Neulich ließ der Schneider fragen:
„Magst du bunte Röcke tragen?“
Mag nicht bunte Röcke tragen,
Mag den Schneider auch nicht haben.

Der Studente ließ mich fragen:
„Magst du bunte Blumen tragen?“
Mag nicht bunte Blumen tragen,
Mag das Herrchen selbst nicht haben.

Neulich ließ der Krämer fragen:
„Magst du rote Perlen tragen?“
Mag nicht rote Perlen tragen,
Mag den Krämer auch nicht haben.

Neulich ließ der Hans mich fragen:
„Möchten Küsse dir behagen?“
Wohl möcht' mir ein Kuß behagen,
Er selbst auch, ließ ich ihm sagen.

10.

„Frau Wirtin, bring schnell Licht herein!
Hast du ein schönes Töchterlein?

Hast du kein schönes Kind im Haus,
So lösch nur gleich die Lichter aus!"

„Wohl hab' ich Bier, wohl hab' ich Wein,
Und ein blauäugig Töchterlein."

„So trinken wir den guten Wein,
Und herzen auch dein Töchterlein."

11.

Reifen muß des Kornes Aehre
Von der Sonne heißen Strahlen;
Und mein Antlitz muß verwelken
Von des Leides herben Qualen.

Wenn des Kornes Aehren reifen,
Läßt der Schnitter sie nicht stehen;
Reif ist meines Herzens Trauer:
Schnitter Tod, o komm sie mähen!

12.

Wenn du fortgehst, geh' ich mit,
Ich verlass' dich keinen Schritt!
Liebst du mich, Schatz, so so so,
Liebe ich dich ebenso!

Gehst hinaus du, folge ich,
Vor dem Thor umarm' ich dich.
Liebst du mich, Schatz, so so so,
Liebe ich dich ebenso!

Kehrst du um, geh' ich hinein,
Küsse dich im Kämmerlein.
Liebst du mich, Schatz, so so so,
Liebe ich dich ebenso!

Wenn du stirbst, so sterb' auch ich.
Gott im Himmel segne dich!
Liebst du mich, Schatz, so so so,
Liebe ich dich ebenso!

13.

Dorten am Himmel ziehn düstere Wolken hin,
Einen gelbfüßigen Raben seh' ich dort fliehn.

Warte, o Rabe mein, nimm meine Grüße heim,
Bring sie dem Mütterchen, bring sie dem Liebchen mein!

Fragen sie, wo ich bin, sage im Kerker drin;
Sage: am Türkenhof ich jetzt in Banden bin.

14.

Schöne Wirtin, back uns frische Fische schnell,
Schaff dazu Citronenwein uns her zur Stell'!
Stell zur Wache vor die Thür ein schönes Kind,
Meld es, wenn Gendarmen kommen, uns geschwind!

Plötzlich stürzet schreckensbleich die Magd herein:
„Blank bewaffnet nähern sich Panduren neun!"
Doch der Betyár schwingt sich auf das flinke Roß,
Sprengt hinaus in seiner Pußta Märchenschloß.

15.

Würde diese Csárda nicht so nahe sein,
Schenkte man dort nicht so guten Ungarwein,

Goldne Halbe, blank im Grunde!
Drum kehr' ich zu später Stunde
Bei dir ein, o du mein Röselein!

In dem Gärtchen blühend prangt ein Apfelbaum,
Vor den vielen Apfelblüten merkt man kaum,
Wo die Nelke sich erschließet,
Wo ein treues Liebchen sprießet:
Liebchens Spur such' ich nur auf der Flur.

16.

Windstill ist's! der Dorozsmaer Windmühl Räder gehn nicht mehr.
Wohin bist du mir entschwunden, ach, auf Nimmerwiederkehr?
Treulos bist du, suchtest dir ein andres Lieb,
Daher kommt es, daher kommt es, daß die Mühle stehen blieb.

17.

Wenn das Mädchen von dem Regen ganz durchnäßt,
Hüllt der Bursche sie in seinen Mantel fest.
Und des Mädchens Sinnen nach dem Burschen steht,
Denn sein Szür ist reich mit Tulpen ausgenäht.

II.

Kunſtpoeſie.

Bar. **Balassa, Bálint** (Valentin), geboren im Jahre 1551, widmete sich der Kriegslaufbahn und wurde als Gegner Báthorys gefangen genommen, später aber begnadigt. Nachdem er sich an den Türkenkriegen beteiligt hatte, heiratete er seine Cousine, die Tochter Dobós, des Helden von Eger, die das Unglück seines Lebens war, da seine Feinde ihn der Blutschande anklagten und in Prozesse verwickelten, die ihm sein Vermögen und sein häusliches Glück raubten und ihn zwangen, ins Ausland zu fliehen. Zurückgekehrt, nahm er wieder am Türkenkriege teil und starb an einer schweren Verwundung im Jahre 1594. Seine Gedichte zeigen eine für jene Zeit bewunderungswürdige Technik und innige Empfindung, sodaß er als einer unsrer ersten Minnesänger bezeichnet werden kann, dessen Gedichte den Uebergang zu unsrer modernen Poesie bilden.

Minnelied

aus dem 16. Jahrhundert.

Unglück drückt mich nieder,
Trüb verstreichen wieder
Meine Jugendtage;
Denn das Joch, das bange,
Schwerer Mühe, lange

Kann ich's nicht ertragen.
Meines Glückes Stunden
Sind dahingeschwunden,
Trüb ist meine Lage.

Nach des Herbstes Taue,
Wenn auf Flur und Aue
Kalte Winde pfeifen,
Und die gelben Blätter
In dem Herbsteswetter
Von dem Baume streifen,
Wird statt Tau der Fluren
Meiner roten Stiefel Spuren,
Schnee und Frost bereifen.

Meine Thränen fließen,
Reichlich sich ergießen,
Und ich bebe schauernd.
Denn mein müdes Herze
Bricht mir fast im Schmerze,
Um die Holde trauernd,
Ach, durch die ich täglich
Leide so unsäglich,
Mich und sie bedauernd.

Gott, was soll auf Erden
Aus mir Armem werden?
Wie werd' ich einst enden,
Wenn mich Leid verzehret,
Das mein Leblang währet?
Wird mein Los sich wenden
Oder soll ich, immer
Ohne Freudenschimmer,
Trüb mein Leben enden?

Wenn ich so viel Plage,
Oder mehr noch trage
In den Jugendjahren:
Besser wär's, zu fliehen,
Fort von hier zu ziehen
Mit den Kranichscharen;
In ein Land, wo Neider
Nicht wie hier mir leider
Drohen mit Gefahren.

Ja, wenn ich nun scheide
Und die Heimat meide,
Meines Weges gehe,
Werd' ich jedem Neider,
Der mir jetzo leider
Feind ist in der Nähe,
Leichter wohl entgehen,
Wenn sie mich nicht sehen
Und ich ferne stehe.

Lebe wohl! Und Liebe,
Glück und süße Triebe
Gönn' ich dir von Herzen.
Holde, deinen Treuen
Wird es nie gereuen
Seiner Müh' und Schmerzen.
Froh und wohlbehalten
Soll dich Gott erhalten,
Wünsch' es dir von Herzen.

Und verzeih, Geliebte,
Wenn ich dich betrübte
Jemals ohne Wissen;
Denn obgleich voll Leiden

Werd' ich jetzo scheiden
Und dich schwer vermissen.
Ob wir uns auf Erden
Wiedersehen werden,
Das kann Gott nur wissen.

Laß den Falken, deinen
Vogel frei, den kleinen,
Den dein Arm getragen,
Den in perlbesäte,
Farbig ausgenähte
Bande du geschlagen!
Laß ihn ziehn in Frieden,
Und wenn er geschieden,
Laß dich Reu' nicht plagen!

1800—1835.

Csokonay, Vitéz Mihály (Michael), geboren im Jahre 1773 in Debreczin als Sohn eines Arztes. Ungewöhnlich früh äußerten sich sein poetisches Talent und sein Wissensdrang. Sein Feuergeist dürstete danach, in alle Fächer des Wissens einzudringen. Er widmete sich der Theologie, studirte Philosophie, Metaphysik, Arabisch und Hebräisch und schrieb im Alter von 18 Jahren eine Batrachomyomachie und seinen ersten dramatischen Versuch „Tempeföi“. Der begabte Jüngling wurde zum Lehrer an dem Kollegium ernannt, wo er studirt hatte, und schrieb für die zu jener Zeit gegründeten Blätter. Aber gegen den undisciplinirbaren jungen Brausekopf, dessen turbulenten Geist seine philiströsen Kollegen und Vorgesetzten nicht begriffen, wurden bald allerlei Klagen laut; man beschuldigte den jungen Geistlichen, daß er Sonntags, statt zur Messe zu gehen, daheim mit seinen Schülern pokulire und singe, und er wurde seiner Lehrerstelle verlustig erklärt. Von da an war sein Leben eine beständige Irrfahrt von einem Ort zum andern; nirgends konnte er dauernd Fuß fassen, denn er verdarb es gewöhnlich mit seinen Vorgesetzten, bis sich endlich sein früh aufgetretenes Leiden verschlimmerte und er daheim in seiner Vaterstadt während der Drucklegung seiner Werke starb. Die bedeutendsten davon sind das satirische Epos: Dorothea, der Cyklus „Lieder an Lilla“, mehrere dramatische Werke, auch Uebersetzungen des Anakreon, Tasso, Pope, Wieland und Metastasio.

Trinklied.

Evoe, Bacchus, Evan Evoe!
Evoe!
Scheuche aus der Seele uns das trübe Weh!
Draußen pfeifen Sturmesweisen,
Wein her, he!
Freunde, laßt die Becher kreisen!
Evoe!

Sei gegrüßt,
Bacchus, Spender süßer Wonnen!
Wo du bist,
Jubeln freudig Erd' und Sonnen,
Und die Herzen froh erbeben.
Deine Näh',
Hold erquickt sie unser Leben.
Evoe!

Evoe, Bacchus, Evan Evoe!
Evoe!
Scheuche aus der Seele uns das trübe Weh!
Draußen pfeifen Sturmesweisen,
Wein her, he!
Freunde, laßt die Becher kreisen!
Evoe!

Denn dein Born
Macht den Armen reicher,
Vieh und Korn
Füllt ihm Stall und Speicher.
Weisheit schlürft im Wein der Zecher;
Klug zu sein,
Schlürft drum aus dem vollen Becher
Wein, Wein, Wein!

Evoe, Bacchus, Evan Evoe!
Evoe!
Scheuche aus der Seele uns das trübe Weh!
Draußen pfeifen Sturmesweisen,
Wein her, he!
Freunde, laßt die Becher kreisen!
Evoe!

Bacchus, du,
Du entfachst der Freundschaft Gluten!
Bacchus, du
Zähmst des Hasses wilde Fluten!
Selig, wer sich dir ergeben!
Weh und Pein
Drohn ihm nie in diesem Leben,
Nein, nein, nein!

Evoe, Bacchus, Evan Evoe!
Evoe!
Scheuche aus der Seele uns das trübe Weh!
Draußen pfeifen Sturmesweisen,
Wein her, he!
Freunde, laßt die Becher kreisen!
Evoe!

Du nur bist's,
Der uns Freuden sendet!
Wonnegott,
Der Genüsse spendet!
Sterben muß man, doch was weiter?
Sei dem so!
Nur ein Thor ist's, der nicht heiter,
Froh, froh, froh!

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y. 10708

Evoe, Bacchus, Evan Evoe!
Evoe!
Scheuche aus der Seele uns das trübe Weh!
Draußen pfeifen Sturmesweisen,
Wein her, he!
Freunde, laßt die Becher kreisen!
Evoe!

Du entfachst
Amors holde Flammen heller;
Du nur machst
Selbst den Allerträgsten schneller;
Du nur hältst uns warm den Magen,
Du allein!
Kalt ist's, schlürfet mit Behagen
Wein, Wein, Wein!

Evoe, Bacchus, Evan Evoe!
Evoe!
Scheuche aus der Seele uns das trübe Weh
Draußen pfeifen Sturmesweisen,
Wein her, he!
Freunde laßt die Becher kreisen!
Evoe!

Vielen mag
Wohl der Wein das Hirn beladen;
Vielen mag
Wohl das wüste Zechen schaden!
Fort mit schaler Ethik heute!
Kein Popanz
Scheuer Pfaffen scheucht die Freude.
Auf zum Tanz!

Evoe, Bacchus, Evan Evoe!
Evoe!
Scheuche aus der Seele uns das trübe Weh!
Draußen pfeifen Sturmesweisen,
Wein her, he!
Freunde, laßt die Becher kreisen!
Evoe!

Bauernlied.

Im Schatten weißer Pappelbäum'
Am Bachessteg,
Da schlängelt zwischen Ginster sich
Ein schmaler Weg.
Ein Hüttchen steht am Bachesrand,
O Qual und Pein!
Dort drinnen seufzt und weint und klagt
Hold Liebchen mein.

Die Luft ist still. Der Abendwind,
Er wehet kaum,
Und dennoch zittert, bebt das Laub
Am Pappelbaum.
Das Laub erzittert nicht so bang
Im Abendwind,
Wie bang mein Herz um dich erbebt,
Mein holdes Kind.

Mein Käthchen, ach, du darfst wohl gar
Nicht mehr hinaus?
So grausam sperrt die Vettel dich
Ins dumpfe Haus,

Seit ich von deinem Kirschenmund
Ein einzig Mal
Drin hinter eurer Thüre mir
Ein Küßchen stahl.

Ich log ihr vor, ich wollte nur
Die Pfeife noch . . .
. . . der Kuckuck hol das böse Weib,
Die Hexe doch! . . .
Sie glaubt' es nicht, warf wütend mich
Zur Trepp' hinab
Und brühte mir das neue Wams
Mit Lauge ab.

Kaum wag' ich es, vorbeizugehn
An eurer Schwell',
Die Hexe auf dem Besenstiel,
Sie reitet schnell.
Hier unter diesen Bäumen klag'
Ich meine Pein:
Ich weiß, du seufzest am Kamin
Jetzt ganz allein.

Der Schornstein raucht auf euerm Dach
Stets mehr und mehr,
Ihr feuert sicher im Kamin
Jetzt gar zu sehr.
In meinem Herzen brennt es auch
Gar lichterloh;
Ach Gott, ach Gott, darum, mein Schatz,
Drum seufz' ich so!

Doch Gott wird mir ja helfen einst,
Dann rett' ich dich;

Vielleicht auch holt der Beelzebub
Die Alte sich.
Und geht's nicht anders, zünde ich
Die Hütte an,
Damit die alte Vettel drin
Verbrennen kann.

Ach Käthchen, ach! mein armes Herz,
Es bricht daran,
Daß ich dein holdes Wangenpaar
Nicht küssen kann.
Wohl bin ich arm, mein Szür, er ist
Mein einz'ger Schatz:
Ich bleib' im Hemd und geb' ihn dir
Für einen Schmatz.

Doch schon ist's Nacht geworden in
Dem tiefen Thal;
Noch immer klag' ich hier umsonst
Dir meine Qual,
Beweine hier mein Los und dich,
Lieb Käthchen mein.
Schlaf auch statt meiner, schlafe wohl,
Mein Röselein!

Berzsenyi, Daniel, geboren am 6. Mai 1780 in Hetye als Sohn angesehener, altadeliger Eltern. Schon als siebzehnjähriger Jüngling widmete er sich ausschließlich der Poesie und der Wissenschaft; und die bedeutendsten Schriftsteller jener Zeit zeichneten den genialen Jüngling mit ihrer Freundschaft aus. Im Jahre 1812 wurde er zum Táblabiró seines Komitates ernannt, und im nächsten Jahre erschienen seine Gedichte, die im ganzen Lande einen Sturm von Beifall erregten. Berzsenyi, den seine Zeitgenossen den ungarischen Horaz und Matthisson nannten, war ein Dichter voll glühender Begeisterung, der, den alten Klassikern nachstrebend, in antikem Versmaß die erhabensten Oden schrieb, die hinter denen des Horaz nicht weit zurückstehen und worin sich dichterischer Schwung mit hohem Ideenflug paart; seine Landschaftsbilder aber wetteifern mit dem Besten dieser Gattung und sind von demselben Geiste durchweht, den wir in Matthissons Beschreibungen finden. Er starb im Jahre 1836.

An die Ungarn.

Ruin bedroht das mächtige Ungarnvolk.
Ha! siehst du Arpáds Blut, wie's entartet ist?
Und siehst du nicht der zorn'gen Himmel
Drohende Geißel im Lande wüten?

Trotz blut'ger Stürme langer Jahrhunderte
Stehn Ofens morsche, mächtige Zinnen noch.
Obgleich ihr tausendfach in wildem
Wüten verfolgtet die eignen Brüder.

Doch schnöde, lockre Sittenverderbnis wird
Die Festung jetzt in Trümmer versenken, und
Die böse Natterbrut verheeret
Ofen, das lächelnd den Stürmen trotzte.

Das Xerxeslager grimmer Tataren und
Die ostenzwingende, schreckliche Türkenmacht,
Die welterobernd ringsum siegte,
Konnte dich nimmer zu Boden stürzen.

Die Hand gedungner Mörder und Zápolyas
Entsetzenszeit, sie tobte vorüber, und
Du standest fest im blutgetränkten
Brudergefechte und grimmer Fehde.

Denn alte Sitten, kühner Spartanerarm,
Sie lenkten dich im tobenden Schlachtgewühl,
Du siegtest, herkulesgleich kämpfend,
Schwangest die erzenen Keulen dräuend.

Doch jetzt verzehrt dich schleichendes Todesgift.
Die stolze Eiche, sieh! die getrotzet dem Sturm
Erliegt doch dem Wurme, der bohrend
Nagt an den mächtigen Wurzelfasern.

Ein leiser Windhauch stürzt sie zu Boden dann.
So sind der Reiche Stützen und Pfeiler nur
Die reinen Sitten, und wenn diese
Schwinden, so sinket auch Rom in Trümmer

Was ist der Ungar jetzt? Ein Gerippe nur,
Das seiner Ahnen strahlend Gepräg' verlor,
Und aus des Vaterlandes Wällen
Schlösser zu müßiger Rast sich baut.

Den Heldenpanzer ruhmvoller Ahnen und
Die Muttersprache tauscht er für fremde ein.
Das Volk, es tritt sich selbst mit Füßen,
Kindische Puppen sein Spielzeug jetzt sind.

O, andre Ungarn schleuderten Blitze einst
In Held Attilas blutiger Hunnenschlacht,
Als kühn der halben Welt die Stirne
Bot nationenbezwingend sein Zorn.

Ein andres Volk verspritzte sein Heldenblut
Mit Arpád, der dies Land einst begründete,
Mit andern Ungarn schlug Corvinus
Nieder des Mohammeds drohende Macht.

Doch ach, so geht's mit allem auf Erden hier:
Wir stöhnen unter wechselndem Schicksalsjoch;
Das Glück, es schaukelt launenhaft uns,
Spielend erhebt es uns, stürzet uns lächelnd.

Die eherne Hand der langen Jahrhunderte,
Sie stürzet alles: Ilion versank schon in
Den Staub, und die hehre Macht des stolzen
Roms und Karthagos ist längst verfallen.

Gebet.

O Gott, den keines Weisen Verstand erfaßt,
Den ahnungsvoll nur unsere Seele fühlt,
Du leuchtest gleich dem Sonnenballe,
Der unser irdisches Auge blendet!

Der Himmel göttlich strahlende Sphärenwelt,
Die rings um dich im Sonnensystem sich dreht,
Das Würmchen, das im Staube kriechet,
Sind deiner Hände erhabne Werke.

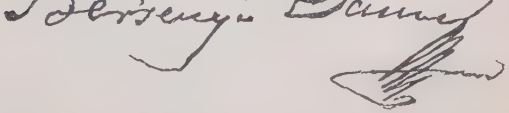
Du riefst des Weltalls leuchtende Herrlichkeit
Aus Nichts hervor. Ein Zucken der Wimper, es
Erschafft, vernichtet tausend Welten,
Schreibt ihren Lauf vor den ew'gen Zeiten.

Dich lobt der Zenith, Herr! Der Nadir dich preist!
Der Stürme wilde Wut und des Blitzes Strahl,
Der Morgentau, die Blütenkelche
Künden die Schöpfungen deiner Hände!

Ich knie' vor dir nieder, o Ewiger!
Wenn einst die Seele sprenget der Fesseln Bann,
Dir näher tritt, erhabner Schöpfer,
Wird sie erreichen, was sie ersehnet.

So trockn' ich meine Thränen und wandle still
Die vorgeschriebne Bahn der Bestimmung hin,
Den Pfad der edlern, bessern Seelen,
Mutig, solange die Kraft mir reichet.

Ich blicke ohne Furcht in des Grabes Nacht.
Tief schaurig ist's, doch schlecht kann's nimmer sein:
Es ist dein Werk, und meine Asche
Schützen im Grabe auch deine Hände.



Kisfaludy, Károly (Karl), geboren in Téth am 5. Februar 1788. Im Alter von 16 Jahren nahm er an dem Kriege gegen Frankreich teil, worauf er der militärischen Laufbahn für immer entsagte, was zu einem vollständigen Zerwürfnis mit seinem Vater führte. Nun hielt er sich an sein Malertalent und fristete sein Leben in Italien, Deutschland und Frankreich kümmerlich mit seinem Pinsel. Im Jahre 1819 schrieb er sein erstes Drama, dem dann eine Reihe von hervorragenden Tragödien folgte. Noch größer war er im Lustspiel, so daß er mit Recht der *Vater des ungarischen Lustspiels* genannt wird. Auch war er ausgezeichneter humoristischer Novellist und gefühlvoller Lyriker. Im Jahre 1822 gab er das belletristische Blatt „Aurora" heraus und bildete den Mittelpunkt der damaligen Dichtergarde. Er starb am 21. November 1830, und sein Andenken zu ehren, wurde im Jahre 1831 die Kisfaludy-Gesellschaft gegründet.

Mohács.*

Seufzend begrüß' ich dich, Schlachtfeld, gerötet vom Blute der Helden,
Unsrer entschwundenen Macht riesiger Kirchhof, Mohács!
Düstre Vernichtung umschwebte dich schaurig mit Rabengefieder,
Zügellos brauste hinweg ihre verheerende Macht,
Sandte zum Zeichen des blinden Triumphes die zündenden Blitze
Nieder auf unseres Heers löwengleich kämpfende Schar.
Tomori, weshalb verließest du deine bischöfliche Stätte?
Nimmer wäre des Reichs Blüte gefallen mit dir.
Kampfesglut trieb dich ins Schlachtfeld hinaus zu sicherem Siege,
Tausender Tapferen Blut floß dir geopfert dahin.
Eng war ein Land dir, zu eng! Wie klein ist dein lautloses Grab jetzt!
Deine Drommete ist stumm, ruhmlos verrostet dein Speer.
Ruhe in Frieden! Mit dir hat das Glück seine Spiele getrieben,
Deinen zerfallenden Staub deckt das versöhnende Grab.
O, wie viel glühende Herzen, voll jauchzender irdischer Hoffnung,
Trat hier das Schlachtengewühl schonungslos jäh in den Staub.
Mancher Jüngling, er fand hier sein Grab in dem Lenze des Lebens,
Der sich im wonnigen Schoß lachender Freude gewiegt.
Schmucklos liegt er nun da, den herrlichen, blühenden Körper
Von dem ehernen Huf fliehender Rosse zerstampft.
Nimmer spielt kosend die liebliche Braut mit den goldenen Locken,
Die jetzt, vom Blute getränkt, starren vom klebenden Staub.
Ach, umsonst harret sie seiner am Wege mit duftenden Kränzen,
Hoffnungsvoll späht sie umsonst, ob der Geliebte nicht naht.

* Auf dem Schlachtfelde zu Mohács wurde im Jahre 1526 die entscheidende Schlacht geschlagen, in welcher durch die Uebereilung des Bischofs Tomori der König mit dem Heere den Tod fand und Ungarn unter türkisches Joch geriet, das es 150 Jahre tragen mußte.

Wenn sich ein Blättchen bewegt, gleich ahnet sein Kommen die Liebe,
Purpurn erglüht ihr Gesicht, Seligkeit schwellet die Brust;
Aber vergebens durchforscht sie die wallenden Nebel der Ferne,
Denn der Geliebte bleibt aus, Trauer umwölket die Luft.
Endlich erfährt sie die düstere Kunde, und gleich einer Blume
Welket, verzehret vom Weh, langsam die blühende Maid.
Kosend umsäuseln Zephyre den einsamen, traurigen Hügel,
Und den verwehenden Staub hütet der Engel der Treu' ...
O, wie viel herrliche Helden, die würdig, unsterblich zu leben,
Ruhen hier ruhmlos! Kein Stein kündet den Namen, die That!
Wohl hat der tapfere Arm für die Freiheit der Ahnen gefochten,
Und mit dem Blute des Feinds netzt' er den rauchenden Speer.
— Gab es je Helden, die tausenden Armen nicht wären erlegen? —
Ringsum von Leichen ein Wall, aber er focht bis zum Tod!
Schnaubend und wiehernd aufbäumt sich sein Roß, das den Reiter verloren,
Schüttelt die Mähne und senkt traurig das kraftvolle Haupt,
Sprengt dann nach Hause und kündet den Tod des gefallenen Streiters,
Den jetzt sein schluchzendes Weib brechenden Herzens beweint,
Bis ihr die Thräne versiegt und im Tode sie folget dem Gatten.
Langsam in Trauer zerfällt dann das verödete Haus.
So begräbt auch die Eiche, die stolz dem Gewitter getrotzet,
Endlich im dröhnenden Sturz mit sich das blühende Laub.
Mancher Tapfere starb so; denn Nachruhm bekränzt nur den Sieger,
Aber Besiegter, dein Stern, trübe verlischt er im Fall.
So zerfallen zu Staub sie im moosigen, finsteren Grabe,
Und ihre Namen bedeckt düstrer Vergessenheit Nacht.
Flötend verweilt auf dem Hügel der Hirt bei der weidenden Herde,
Ohne zu ahnen, wes Staub modernd hier unter ihm ruht;

Aber das Herz ist ihm schwer, und die Lippe singt traurige Lieder,
Denn der Gefallenen Geist weht durch die Ebene hin.
Siehe den Wandrer, er schreitet verdüstert einher auf dem Kirchhof,
Sinnend grübelt er, wie wechselnd der Menschen Geschick.
Ringsum streifet sein Blick und senkt sich dann trübe zu Boden,
Tief in dem Herzen erwacht manch eine Wunde, die schmerzt . . .
Dort, wo des Abendrots neblige Schleier das Bächlein umziehen,
Gleich als wollten den Ort mild sie verhüllen dem Blick,
Rang mit dem Tod in den Fluten Ludwig, der König der Ungarn,
Dessen versinkendes Roß drückte die erzene Last . . .
Krampfhaft breitet die Arme er aus, doch nirgends ist Hilfe,
Denn seine Helden sind tot, und kein Erretter ist nah.
Dräuend gähnet die Tiefe, und fahl wird der goldene Panzer,
Und den verstümmelten Leib decken jetzt Schlamm und Morast.
Schauerlich ist's, so zu sterben, allein du verlorst nur dein Leben,
Ungarns Sonne jedoch sank und verlöschte mit dir!
Fürchterlich hast du den Leichtsinn der Jugend im Tode gebüßet,
Ewiger Friede umschwebt jetzo dein schlummernd Gebein.
Ach, und dies alles hat Neid nur und feindlicher Zwiespalt gestiftet:
Unsere Eintracht zerfiel, und mit der Eintracht die Kraft.
So ward die drückende Kette geschmiedet dem Land, dem verwaisten,
Nein, nicht der Feind traf dein Herz, sondern der eigene Sohn.
Stätte der düstern Erinnrung, du Quelle unsäglicher Leiden,
Deiner dampfenden Flur ewiges Denkmal ist dies!
Schrankenlos herrschte Suleiman, die Zinnen von Ofen, sie stöhnten
Unter dem eisernen Joch fürchterlich grimmer Gewalt.
O, wie viel Jungfrauen fielen den rohen Tyrannen zum Opfer,
Wie viel Gefangene trieb plätschernd die Donau mit sich!
Fremd war der Ungar zu Hause, und nichts mehr besaß er zu eigen,
Und von den Türmen der Stadt strahlte der Halbmond empor.

Fort mit euch, düstere Bilder, ihr Schatten der Finsternis, weichet!
Strahlende Sonne bescheint uns nach so mancher Gefahr;
Noch lebt der Ungar, und Ofen, es stehet als warnendes Beispiel,
Patriotismusdurchglüht blicken wir vorwärts getrost.
Du aber blühe im Schoße des Friedens, o Stätte der Trauer,
Unsres entschwundenen Ruhms trauriger Kirchhof, Mohács!

Der trauernde Gatte.

In Szathmár eine Csárda steht,
Frau Suse herrscht dort früh und spät.
Ihr Aug' ist Glut, ihr Haar ist Nacht,
Und herrlich ist der Glieder Pracht.
Doch ach, der Holden Purpurmund,
Er zankt und lärmt zu jeder Stund'.
Soeben ward ihr Zürnen laut,
Sie lärmt und tobt und schreit und haut.
Grad kommt ihr Mann nun an die Reih',
Da stürmt's in wilder Flucht herbei:
„Tataren nahn!"
Das Volk zerstiebt voll Angst und Schreck,
Schön Suse tritt zur Thüre keck.
Kein Mann erschreckte sie so bald,
Solang es Zungenkämpfe galt.
Noch brennt die Wang' in Kampfesglut,
Der Arm stramm auf den Hüften ruht.
Da sprengt ein schmucker Feind herbei,
Die Beut' im Arm, der Blick so frei.
Schön Suse hat's ihm angethan,
Er fragt nicht viel, sprengt rasch heran.
Sein starker Arm schwingt mit Gewalt
Aufs Roß die schlanke Fraungestalt.

Dann sprengt er pfeilschnell fort im Nu
Und lächelt seiner Beute zu ...
Voll Trauer blickt ihr nach ihr Mann
— Wie scheidendem Gewitterbann —
Und Thrän' um Thrän' ins Aug' ihm dringt,
Ein leiser Seufzer los sich ringt
Aus tiefster Brust; dann ruft er klar:
„Bedauernswürdiger Tatar!"

Heimweh.

Holde Grenze meiner Heimat,
Werd' ich einst dich wiedersehn?
Wo ich weile, wo ich wandle,
Seh' dein Bild ich vor mir stehn.

Jeden Vogel frag' ich sehnend:
Blühst du noch, mein Vaterland?
Jedes Lüftchen, jede Wolke,
Die da naht von deinem Strand.

Doch sie bringen keinen Trost mir,
Lassen mich hier, sehnend bang,
Einsam, mit dem Leid im Herzen,
Wie das Gras am Felsenhang.

Kleines Haus, das mich geboren,
Ferne bin ich dir entrückt,
Wie das dürre Laub, das raschelnd
Herbstes wind vom Baume pflückt.

Kisfaludy, Sándor (Alexander), geboren in Sümeg im Jahr 1772. Nach seiner Gymnasialzeit widmete er sich juristischen Studien und befaßte sich nebenbei mit literarischen Arbeiten, denen er halbe Nächte widmete. Später wandte er sich der militärischen Laufbahn zu, trat in ein Husarenregiment ein und wurde dann Leibgardist am Wiener Hofe, wo er sich mit der westlichen Zivilisation vertraut machte und mehrere französische und italienische Werke übersetzte. Um diese Zeit erwachte die Liebe in seinem Herzen, und der Umstand, daß seine Erwählte ihn ziemlich kalt behandelte, bewog ihn, seinen Gefühlen in dem Liedercyklus „Trauernde Liebe" Ausdruck zu geben. In jener dichterarmen Zeit waren seine Poesien ein Ereignis, das im ganzen Lande Widerhall fand. Der junge Poet machte dann einen Feldzug gegen Napoleon mit, geriet in französische Gefangenschaft und lebte als Kriegsgefangener erst in Frankreich, dann in Deutschland. Im Jahre 1800 kehrte er nach Hause zurück, heiratete das noch immer geliebte Mädchen und besang sein Glück in dem Cyklus „Glückliche Liebe". Dann gab er eine Sammlung ungarischer Sagen unter dem Titel „Sagen aus der Vorzeit" heraus, die von bleibendem Werte sind. Er wurde im Jahr 1830 zum Mitglied der Akademie, 1842 zum Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft gewählt und starb im Jahre 1844.

Trauernde Liebe.

1.

An der Zukunft ros'gem Hoffen
Hängt die Jugend froh bewegt,
Achtet nicht der duft'gen Blüten,
Die die Gegenwart ihr trägt.

Und das Alter nährt sich von den
Träumen der Vergangenheit
Und verachtet thöricht, was die
Gegenwart ihm Schönes beut.

Beide irren, beide fehlen,
Denn sie träumen thöricht bloß:
Weise war nur, der das Gestern,
Heut und Morgen froh genoß.

2.

Dein ist all mein Denken, Dichten,
Alle meine Wissenschaft,
Dein ist meines Herzens Fühlen,
Der Empfindung Himmelskraft.

Dein ist all mein Sinnen, Trachten,
All mein Können, meine Zeit,
All mein Wollen, all mein Wünschen,
Alles ist nur dir geweiht.

Dein bin ich mit Leib und Seele!
Was du willst, ist mir Gebot.
Dein bin ich im Schlaf, im Wachen,
Dein im Leben, dein im Tod!

3.

Dich nur seh' ich in des blauen
Himmels hellem Saphirschein.
Dich nur seh' ich in des Baches
Hellem Spiegel demantrein.

Dich nur seh' ich in der Sonne
Strahlend goldner Lichtesglut.
Dich nur seh' ich in des Mondes
Bläulich blasser Silberflut.

Dich nur seh' ich, wo ich stehe;
Was ich thue, wo ich gehe,
Ueberall erblick' ich dich:
Grausame, verschone mich!

4.

Wonnebebend, trunken lausch' ich
Der geliebten Stimme Klang,
Holder ist ihr Silberlachen
Als der Lerche Jubelsang.

Die Natur zerschmolz in Wonne
Horchte ihrem Klang entzückt,
Leiser murmelten die Wellen,
Bäume lauschten froh beglückt.

Alle Vögel horchten bebend,
Leiser atmet Zephyrs Brust;
Lautlos regte er die Schwingen,
Und der Schmerz, er ward zur Lust.

5.

Tage kommen, Tage schwinden,
Doch mein Schmerz weicht nicht von mir,
Und die rasche Zeit entfliehet,
Nur mein Schicksal nicht mit ihr.

Die Vulkane, sie erlöschen,
Meine Flamme lodert licht;
Flüsse, Meere selbst versiegen,
Meine Thränen trocknen nicht.

Wald und Auen neu ergrünen,
Ströme ändern ihren Lauf,
Und das Glück, es wechselt ewig:
Nur mein Kummer hört nicht auf.

Bajza, József, geboren 1804 in Szücsi, gestorben 1858, wurde nach Beendigung seiner Studien Advokat, doch wandte er sich nach Erlangung des Diploms ausschließlich der Literatur zu. Im Alter von 26 Jahren gründete er die „Kritischen Blätter", später im Verein mit Vörösmarty und dem Gelehrten Toldy das „Athenäum". Außer seinen wissenschaftlichen Arbeiten zeichnete er sich auch als Lyriker aus, dessen Gedichte alle von tiefer Melancholie durchweht sind. Am schönsten sind seine patriotischen Lieder, worin er seiner Angst um die Zukunft des Landes Ausdruck verleiht, die ihn später auch, als sich nach der Revolution das Schicksal des Landes immer düsterer gestaltete, in die Nacht des Wahnsinns versenkte.

Trost.

Wo gedeiht der grüne Lorbeer,
Der zum Lohn dem Edeln blüht,
Dessen Herz für alles Schöne
Und Erhabne mächtig glüht?

Und auf welchem der Myriaden
Sterne rings um Gottes Thron
Findet der vom Leid verfolgte
Märtyrer den Dulderlohn?

Seit gar vielen tausend Jahren
Zeichnet die Geschichte auf
Dieses Lebens kleinlich-schalen,
Riesenhehren Weltenlauf.

So war es auf Erden immer,
Wird so bleiben ewiglich:
Tugend, Sitte, frommer Glaube
Beugen vor dem Laster sich.

List und Sünde sonnen froh sich
In der Ehre Sonnenglanz,
Schmerzgebeuget trägt der Edle
Seines Elends Dornenkranz.

Frommer Dulder heil'ge Leichen
Modern in Vergessenheit,
Und Verrätern tönt des Ruhmes
Lobposaune weit und breit.

Soll das Leben hier ein Spiel nur,
Nur ein müßig Blendwerk sein,
Mit dem uns bis zu dem Grabe
Trügrisch narrt der Hoffnung Schein?

Bis im Grab sich der Verwesung
Pforte öffnet schaurig weit,
Und auf alles Leid sich senket
Ewige Vergessenheit?

Kann es sein, daß unser Schöpfer
Fühlend schuf das Menschenherz
Und es ungerächet ließe
Dulden so viel herben Schmerz?

Nein, es muß, ob hier, ob drüben,
Eine beſſre Welt noch ſein.
Wachend, ſchlafend lullt die Hoffnung
Uns in dieſen Glauben ein.

Nein, es kann die ganze Zukunft
Nicht im Tode untergehn,
Schuld und Unſchuld müſſen einmal
Vor dem ew'gen Richter ſtehn.

Nein, es kann kein Schöpfer thronen
Hoch im Himmel, erdentief,
Der Millionen nur zum Elend,
Nur zur Qual ins Daſein rief.

Glaube, harre, dulde, hoffe!
Ueber jedes Erdenleid
Sitzt dereinſt dort zu Gerichte
Ewige Gerechtigkeit.

Und erzittern wird die Sünde
Vor der Unſchuld ſieggekrönt,
Wenn des großen Weltgerichtes
Eherne Poſaune tönt.

Kölcsey, Ferencz (Franz), 1790 in Szö-Demeter von altadeligen Eltern geboren, wurde 1809, nach Beendigung seiner juridischen Studien, Notar der königlichen Tafel in Budapest, widmete sich neben seinem Amte der Poesie und schrieb stimmungsvolle Gedichte für sämtliche literarische Zeitschriften. Im Jahre 1826 gründete er die Zeitschrift „Literatur und Leben" und erregte durch seine philosophischen und ästhetischen Schriften die Bewunderung der Gelehrtenwelt, die ihn im Jahre 1832 zum Mitglied der Akademie wählte. Im gleichen Jahre wurde er Reichstagsabgeordneter, wo er sich als blendender Redner und scharfsinniger Politiker auszeichnete. Er starb im Jahre 1838. Als einer der bedeutendsten ungarischen Prosaiker und Poeten hat er sich um die Bereicherung und Verschönerung der ungarischen Sprache und des ungarischen Stils außerordentliche Verdienste erworben.

Vanitatum vanitas.

Her die Bibel! Blättert in der
Weisheit, die sie uns gewährt,
Und ihr werdet finden, was uns
Salomo der Weise lehrt:
Daß auf Erden alles eitel!

Schnee und Eis und lindes Naß,
Leere, schale Nichtigkeiten,
Eitler Tand ist alles das —
Vanitatum vanitas.

Maulwurfshügel ist die Erde,
Des Momentes Spieglung nur
Donnerstürme, Blitze sind bloß
Bienensummen, Irrlichtspur.
Und der Flug der Weltgeschichte
Ist ein leiser Seufzerhauch,
Seifenblasen die Aeonen,
Glanz und Pracht nur Nebelrauch.

Alexanders Siegeslaufbahn
Eine Jagd auf Hasen war,
Und Attilas wilde Horden
Wespenschwärme, Rattenschar.
Corvins hehre Türkenkriege,
Bonapartes Siegerspur,
Waterloos Triumphgetöse
Waren Hahnenkämpfe nur.

Jede hehre Tugendgröße
Ist nur Dunst, morastentstammt,
Und des Herzens Glutgefühle
Sind das Blut, das heißer flammt.
Sokrates' erhabnes Ende,
Catos Blut, das rauchend fließt,
Zrinyis heil'ge Heldenasche
Einer Thorheit Kette schließt.

Und was gabt ihr Philosophen
Schönes uns, Erhabenes?
Rausch hat euer Hirn umnebelt,
Plato, Aristoteles.
Thorheit, leere Grübelei ist
Eurer Weisheit Geisteskraft.
Kartenhaus nur, Luftgebilde
Ist die ganze Wissenschaft.

Demosthen, der donnernd grollet,
Ist ein keifend Fischerweib;
Und Xenophons Honigseim ist
Spinnstubmär zum Zeitvertreib.
Pindars hehre Odenflüge
Sind nur Fieberträumerein,
Und Thorwaldsens größtes Kunstwerk
Ist ein eingekerbter Stein.

Unsers Lebens Flammenglut ist
Eines Funkens rasch Entstehn,
Und der Sturm der Leidenschaften
Eines Falters Flügelwehn.
End' und Anfang folgt einander;
Unsre Führer in dem Sein:
Glaub' und Hoffnung sind nur Dünste,
Regenbogenstrahlenschein.

Unser Glück ist Mondeslicht nur,
Unser Unglück leichter Rauch.
Kerzenflamme unser Dasein,
Und der Tod ist nur ein Hauch.

Ruhm, Unsterblichkeit und Ehre
Sind nur Duft, dem Kelch entschwebt,
Der die Rose, wenn sie welket,
Um Sekunden überlebt.

Denn ob dies Atom, die Erde,
Sich beweget oder steht,
Ob die Mond- und Sonnenscheibe
Dunkel sich, ob strahlend dreht;
Ob das Schicksal hell, ob trübe
Uns erscheinet, gilt dies was?
Nichts ist gut, und nichts ist böse
Eitler Tand ist alles das!
Vanitatum vanitas!

Vörösmarty, Mihály (Michael), geboren 1800 in Puszta-Nyék im Weißenburger Komitat, wo sein Vater Oekonomiebeamter war. Früh verwaist, mußte er während seiner Studien in Budapest sich und seine Mutter durch Unterricht erhalten. Im Jahre 1823 wurde er nach Beendigung der juridischen Studien Notar, dann Advokat, als welcher er aber nicht praktizirte. Sein erstes großes Werk, das in Hexametern verfaßte historische Epos: „Die Flucht Zaláns", erschien im Jahre 1825. Ihm folgte eine Reihe von historischen Epopöen. Im Jahre 1830 wurde er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften gewählt. Dann widmete er sich gänzlich dem Drama, auf welchem Gebiete er seine größten Triumphe feierte. Mit der Tragödie „Die Bluthochzeit" gewann er im Jahre 1833 einen Akademiepreis. Als Lyriker hat er die ungarische Literatur mit herrlichen Dichtungen bereichert. Im Jahre 1848 wurde er Abgeordneter, im Jahre 1849 Richter der königlichen Kurie. Er starb in Budapest im Jahre 1855, und die Nation verewigte sein Andenken durch ein Denkmal aus Erz. Aber ein noch bleibenderes Denkmal sind seine Werke, sowohl die lyrischen und epischen als auch die dramatischen, worin er eine Meisterschaft der Sprache entfaltet, die an den farbenreichen Stil Victor Hugos erinnert. Die bezaubernste seiner Schöpfungen auf diesem Gebiete ist das dramatische Gedicht „Csongor und Tünde", ein Zaubermärchen voll duftigen Liebreizes, das zu den schönsten Werken der Weltliteratur gehört. Seine kleineren Genrebilder sind Kabinetstücke dieser Dichtungsart.

Der alte Zigeuner.

Spiel, Zigeuner, spiel dem Trunk zum Lohne,
Schwenke müßig nicht im Takt das Bein!
Nimmer frommt bei Wasser uns die Sorge,
Füll den Kelch mit edelm Rebenwein!
So war's immer in dem Erdenleben:
Heute Flammen, morgen Frostesbeben.
Spiel, wer weiß, wie lang die Saite schwirrt,
Wann des Bogens Holz zur Waffe wird!
Herz und Becher voller Weh und Wein —
Spiel, Zigeuner, laß die Sorge sein!

Laß dein Blut gleich wilder Brandung wallen,
Laß das Mark erzittern todesbang!
Laß dein Auge gleich Kometen lodern,
Stürmen gleichen deiner Saite Klang!
Furchtbar, wie vom Hagelschlag gelichtet,
Ist der Menschheit reiche Saat vernichtet.
Spiel, wer weiß, wie lang die Saite schwirrt,
Wann des Bogens Holz zur Waffe wird!
Herz und Becher voller Weh und Wein —
Spiel, Zigeuner, laß die Sorge sein!

Lern ein Lied vom brausenden Orkane,
Wie er weint und klagt und seufzt und stöhnt,
Schiffe splittert, Rieseneichen spaltet,
Menschen tötet und des Lebens höhnt!
Kriege wüten auf dem Weltenherde,
Gottes Grab erbebt in heil'ger Erde.
Spiel, wer weiß, wie lang die Saite schwirrt,
Wann des Bogens Holz zur Waffe wird!
Herz und Becher voller Weh und Wein —
Spiel, Zigeuner, laß die Sorge sein!

Woher tönt der halb erstickte Seufzer,
Und was ächzet aus der Stürme Schlund?
Und was donnert aus des Himmels Dome,
Und was schluchzet aus der Hölle Grund?
Sind's gefallne Engel, tote Herzen,
Irre Seelen, hoffnungslose Schmerzen?
Spiel, wer weiß, wie lang die Saite schwirrt,
Wann des Bogens Holz zur Waffe wird!
Herz und Becher voller Weh und Wein —
Spiel, Zigeuner, laß die Sorge sein!

Wieder tönt, wie einst, die weite Wüste
Wilden Aufruhrs Kampfeslaute nach,
Und des Brudermörders Keulenhiebe,
Und der ersten Waise trauernd Ach,
Und des Geiers schweres Flügelschlagen,
Des Prometheus qualvoll Jammerklagen.
Spiel, wer weiß, wie lang die Saite schwirrt,
Wann des Bogens Holz zur Waffe wird!
Herz und Becher voller Weh und Wein —
Spiel, Zigeuner, laß die Sorge sein!

Laß den jammervollen Erdplaneten
Kreisen in der eignen, bittern Flut;
Laß ihn von des Lasters trüben Schlacken
Rein sich läutern in der Stürme Glut!
Daß dann Noahs Arche wiederkehre
Und der Welt ein neu Geschlecht gewähre.
Spiel, wer weiß, wie lang die Saite schwirrt,
Wann des Bogens Holz zur Waffe wird!
Herz und Becher voller Weh und Wein —
Spiel, Zigeuner, laß die Sorge sein!

Spiel, doch nein, laß still die Saite schweigen!
Einst erhellt die Welt noch Festesschein,
Wenn der Stürme Toben ausgewütet,
Jeder Zwist im Blut ertränkt wird sein.
Laß begeistert dann die Saiten rauschen,
Daß die Götter deinem Liede lauschen!
Nimm die Harfe dann aufs neu zur Hand,
Wenn die Wolke von der Stirne schwand!
Trunken von der Freude Götterwein —
Spiel, Zigeuner, laß die Sorge sein!

Weinlied.

Schäumend steigt im Wein die Perle,
Recht hat sie!
Dieses Recht ihr streitig machen,
Wird man nie.
Steige hoch, was Perle ist, zur
Aetherflur,
An der Erde feige klebt die
Scholle nur!

Süßer ist die Liebe, wenn der
Becher klingt;
All ihr Wermut in des Kelches
Grund versinkt.
Gilt mir, Holde, deines Lächelns
Sonnenstrahl?
Liebst du mich, so sei gesegnet
Tausendmal!

Für dich funkelt im Pokal der
Rebensaft,
Wie mein Herz, so voller Feuer,
Voller Kraft.
Wär's mein Herz, sein Strahl, er stiege
Himmelwärts,
Heiß zu fordern Liebe oder
Trennungsschmerz.

Auf, mein Freund, mein Waffenbruder,
Trinke Wein!
Ob du ernst bist oder heiter,
Trinke Wein!
Denn im Weine stirbt die Sorge,
Lebt die Lust,
Keinen edlern Heiltrank birgt der
Erde Brust.

In dem Weine, gleich dem Kinde,
Schläft der Schmerz;
Lang genug getrauert hat der
Ungarn Herz.
Zeit ist's endlich, daß der lange
Schlummer flieh,
Jetzt muß dieses Land erblühen,
Oder nie.

Gerne trinkt der echte Ungar,
Recht hat er;
Denn ein mäßig Schlückchen schadet
Nimmermehr.
Auf der Heimat Wohl leert er das
Volle Glas:
Wenn er nur fürs Vaterland auch
Thät' etwas!

Doch was thut's? von heute an wird's
Anders sein!
Wort und That wird seinem Land der
Ungar weihn.
Will es Gott, wie wir, und segnet
Unser Thun,
Wird auf unserm Vaterland kein
Makel ruhn.

Freunde auf, in langen Zügen
Trinken wir!
Kummer, Liebe, Alltagssorgen,
Fort von hier!
Für das Höchste fließe jetzt des
Weines Glut;
Muß es sein, so opfern wir auch
Unser Blut.

Ungarns erster Bürger unser
König ist,
Für den jeder Ungarmann sein
Blut vergießt:
Fröhlich seines Volkes Wohlstand
Freu' er sich,
Ruhm und Glück sein Haupt umleuchte
Ewiglich!

Jeder Mensch sei Mensch und Ungar,
Sei es ganz,
Den dies Land trägt, dem hier lacht des
Himmels Glanz.
Wechselseitig sich beglückend
Hält ein Land,
So wie unsres, allen Stürmen
Mutig stand.

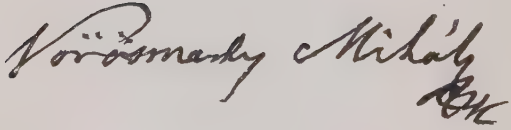
Jeder Feind, der schnöde dieses
Land verrät,
Schwinde hin, wie dieses Weines
Flut vergeht!
Heil'ge Erde, teure Heimat,
Hehr und groß,
Dulde den Verräter nicht in
Deinem Schoß!

Und nun walle jeder Tropfen
Gleich dem Blut,
Mit dem einst den Bund besiegelt
Heldenmut.
Wie der Funke, der ins Freie
Sprüht hervor,
Steige unser heißes Flehen
Hoch empor!

Glück und Segen ströme nieder
Ueberall,
Wo bis jetzt am Mark ihm zehrte
Schwere Qual!
Und sein Antlitz, bleich von langer,
Herber Pein,
Strahle heiter, wie nach Stürmen
Sonnenschein!

Seine Söhne schütze treuer
Eintracht Schild,
Kühn zu bannen finstrer Nächte
Schreckgebild!
Außen mächtig, innen blühend,
Reich und frei,
Daß es in dem Hort des Rechtes
Sicher sei.

Gut und Blut, wenn einst es fordert
In Gefahr,
Opfern gern wir auf der Heimat
Hochaltar,
Daß wir einst uns sagen können,
Ruhmumstrahlt:
„Teures Land! wir haben unsre
Schuld bezahlt.“



1835—1870.

Petőfi, Sándor (Alexander), geboren im Jahre 1823 in Kiskörös, wo sein Vater, Namens Petrovics, ein wohlhabender Fleischhauer war. Seine Studien begann er in Kecskemét, doch wurden sie sehr oft unterbrochen, da sein Vater mittlerweile verarmte und den genialen Sohn nicht unterstützen konnte. Schon im Lyceum zu Schemnitz begann er Verse zu machen und trotz des strengen Verbotes das Theater zu besuchen. Die Folge hievon war ein schlechtes Schulzeugnis und der Zorn seines Vaters, der sich von dem ungeratenen Sohne lossagte. Im strengsten Winter kam er zu Fuß nach Budapest und nahm am Nationaltheater eine kleine Stelle an. Dann wurde er Soldat und versüßte sich die Strapazen des Soldatenlebens als Schildwache mit dem Studium fremder Sprachen. Im Jahre 1841 wurde er entlassen und kam zu Fuß aus Kroatien nach Pápa, wo er Mitglied mehrerer Wandertruppen wurde und mit Jókai Freundschaft schloß. Nach langem Wandern kam er nach Budapest und wurde Mitarbeiter mehrerer Blätter, da ihm seine Gedichte schon einen bedeutenden Namen gemacht hatten. Als im Jahre 1844 seine sämtlichen Gedichte erschienen, wurde er mit einem Schlage der verwöhnte Liebling der Nation, und seine wiederholten Reisen waren förmliche Triumphzüge. Im Jahre 1847 heiratete er ein sehr schönes und geistvolles Mädchen, Julie Szendrei, mit der er in glücklicher Ehe lebte; doch kaum ein Jahr blieb ihm dies Glück gegönnt, denn im Jahre 1848 brach der Freiheitskampf aus, den er begeistert

mitfocht; aber in der Schlacht von Schäßburg verschwand er spurlos wie ein Meteor. Petöfis Verlust hat eine unausfüllbare Lücke in der ungarischen Nation hinterlassen, denn der fünfundzwanzigjährige Jüngling, dem sie einen so herrlichen Schatz von Poesien verdankt, die ihn mit einem Schlage in die Reihe der größten Lyriker aller Zeiten stellten, dessen epische Werke, wie „Der Apostel", „Istók, der Narr", „Kukoricza Janesi", „Der Hammer des Dorfes" und mehrere andere ein seltenes episches Talent und einen funkelnden Witz bekunden, hätte nach diesen duftigen Blüten als Mann die ungarische Literatur mit einem unermeßlichen Reichtum von Geistesfrüchten beschenkt, die nun mit ihm verloren sind. Die Nation ehrte das Andenken ihres Freiheitshelden und Dichters mit einem Denkmal aus Erz; doch wird Petöfis Name dies erzene Standbild lange überdauern.

Im September.

Noch duftet im Thale voll Blumen der Garten,
Noch grünt vor dem Fenster des Pappelbaums Kron';
Doch siehst du dort oben den Winter schon warten,
Und Eis deckt die Firnen der Felsenwand schon.
Der Glutstrahl des Sommers mein Herz noch erfüllet,
Noch blüht drin der Frühling in duftiger Pracht;
Doch herbstlicher Reif mir das Haupt schon umhüllet,
Und silbern bestreut er des Lockenhaars Nacht.

Die Blumen verblühen, das Leben enteilet,
Schmieg an meinen Busen, mein Liebchen, dich jetzt!
Wer weiß, ob dies Haupt, das am Herzen mir weilet,
Nicht morgen mit Thränen mein Grab schon benetzt!
O sag, wenn ich sterbe, wirst weinend du breiten
Das Tuch auf die Leiche, zur Hülle fürs Grab?
Wird je dich die Lieb' eines Mannes verleiten,
Den Namen zu opfern, den ich dir einst gab?

Wenn jemals du ablegst den Schleier der Trauer,
So heft ihn ans Kreuz mir zum Abschied aufs Grab!
Dann komm' ich des Nachts aus des Totenreichs Schauer
Und nehm' ihn zu mir in die Tiefe hinab,
Zu trocknen die Thränen, die heiß sich ergießen
Um dich, die mir treulos den Todesstoß gibt,
Die blutenden Wunden des Herzens zu schließen,
Das dann noch und dort noch und ewig dich liebt.

Homer und Ossian.

Wo sind die Hellenen, die Völker der Kelten?
Verschwunden sind sie von der Erde
Gleich Städten, die brausend
Die Woge des Meeres verschlingt.
Die Spitzen der Türme nur ragen empor noch,
Zwei mächtige Türme: Ossian und Homer.

Ein König war jener,
Ein Bettler war der! Wie verschieden!
In einem nur waren sie gleich:
Blind waren sie beide,
Geblendet vielleicht
Vom lodernden Feuer der Seele,
Vom strahlenden Glanze des eigenen Ruhms.

Erhabene Geister! Mit göttlicher Hand
Die Saiten der Harfe berührend,
Gleich Gottes allmächtigem Worte
Erschafft eine Welt ihr dem Menschen
Voll endloser Schönheit
Und endloser Größe.

O hört ihr Homer?
Sein Lied ist des Himmels Gewölbe,
Ein ewiges Lächeln der ruhigen Freude,
Draus purpurner Schimmer des Frührots
Und goldene Strahlen des Tages
Entströmen und kosend umfluten
Des Ozeans schimmernde Wogen.

Und drinnen die grünenden Inseln,
Wo Götter, beglückt mit dem Menschengeschlechte
Verschmolzen, genießen,
O herrliche Liebe, dein himmlisches Spiel.

Und sehet ihr Ossian dort
Auf ewig umnebelter Küste der Nordsee?
Auf felsiger Klippe erbraust mit dem Sturme
Sein Lied in der schaurig gestaltlosen Nacht.
Aufsteiget der Mond,
Gleich sinkender Sonne
So blutiggefärbt,
Und tauchet in düstere Lichter die Wildnis,
Wo geistergleich irren
Die Schatten der Helden, die kämpfend gefallen
In blutiger Schlacht.

Denn alles, was strahlend,
Und alles, was blühend,
Das singst du, o Ahnherr der Bettler, Homer!
Und alles, was finster,
Und alles, was öde,
Singt Ossian, Sprosse von Königsgeblüt.

O singet, ihr Barden, o singet nur weiter,
Laßt tönen die Harfe, die göttliche Harfe,
Ossian und Homer!

Jahrhunderte schwinden,
Jahrtausende fliehen, und ohne Erbarmen
Verheeren sie alles, was einstmals bestand.
Ihr aber, Geweihte, ihr seid ihnen heilig.
Sie hauchen auf alles den Odem des Todes,
Doch grün bleibt der Kranz, der das Haupt euch umflicht.

Die Dichter des 19. Jahrhunderts.

Es greife keiner leichten Sinnes
Zum gottgeweihten Saitenspiel;
Denn schwere Pflichten harren dessen,
Der jetzt die Harfe rühren will.
Und kannst du nichts, als ewig singen
Die eigne Lust, das eigne Leid,
Dann laß das nutzlos schale Dichten,
Die Harfe wird durch dich entweiht!

In Wüsten irren wir, wie einstens
Des Moses Volk im Sonnenbrand
Der hehren Flammensäule folgte,
Die Gott als Führer ihm gesandt.
In unsrer Zeit zur Feuersäule
Hat Gott dem Volk auf seiner Bahn
Den Dichter weihend auserkoren
Als Führer in sein Kanaan.

So führe denn ein jeder Dichter
Sein Volk durch Flamm' und Flut zum Strand!
Verflucht sei, wer da feig läßt fallen
Des Volkes Fahne aus der Hand!

Verflucht sei, wer da faul und müßig
Zurückbleibt aus dem Kampfgewühl,
Der, wenn sein Volk begeistert kämpfet,
Sich dehnt auf kühlend weichem Pfühl!

Wohl gibt es solche Trugpropheten,
Die gleisnerisch uns künden an,
Wir mögen ruhig stehen bleiben,
Erreicht sei schon das Kanaan.
Erlogen ist's, es ist erlogen!
Millianen rufen stürmisch: Nein!
Die hungernd, durstend, Kühlung schmachtend,
Verzweifelnd um Erlösung schrein.

Wenn einstens aus des Glückes Bronnen
Sein Teil ein jeder schöpfen kann;
Wenn an des Rechtes offner Tafel
Der gleiche Platz für jedermann;
Wenn jedes Fenster hell erleuchtet
Der Geistersonne Flammenbahn,
Dann mögen wir uns ruhig sagen:
„Bleibt stehn, wir sind in Kanaan!"

Und bis dahin? Ist keine Ruhe,
Wir müssen kämpfen unentwegt.
Vielleicht, daß unsre schwere Mühe
Im Leben keinen Lohn uns trägt;
Doch weich und mild und süß belohnend
Wird einst der Kuß des Todes sein,
Mit Blumenketten, Seidenkissen
Senkt man mich einst ins Grab hinein.

Die Nacht.

Geht zu Bett, ihr
Menschen!
Gute Nacht!
Oder wenn ihr
Wandelt,
Schreitet sacht!

Schleichet auf den
Zehen
Leis umher,
Eure Lippe
Lärme
Jetzt nicht mehr!

Achten müßt die
Hehre
Trauer ihr.
Nacht, die düstre
Jungfrau,
Trauert hier.

Denn der Tag, ihr
Liebster,
Er entschlief.
Darum trauert
Jetzt die
Nacht so tief.

Schweigend auf die
Flur sie
Niedersinkt,
Und der Rasen
Ihre
Thränen trinkt.

Sieh, da plötzlich! —
Ist's ein
Truggebild? —
Lächelt sie durch
Thränen
Trüb und mild.

Denn der Mond stieg
Aus dem
Schattenreich,
Ihres Liebsten
Geist so
Trüb und bleich.

Weinend sinken
Sie sich
An die Brust
Und umarmen
Sich voll
Qual und Lust.

Und sie flüstern
Gott weiß
Was und wie,
Nimmer ahnt's der
Menschen
Phantasie.

Und es wär' zu
Wissen,
Gar nicht gut;
Ew'gen Rätsels
Dunkel
Drüber ruht.

Nur der Irre
Hört es,
Er allein.
In des Wahnsinns
Wirrer
Fieberpein.

Sterbend hört's die
Seele
Im Moment,
Wo ein Haar sie
Nur vom
Tode trennt.

Und der Dichter
Auch ihr
Flüstern hört,
Wenn er wachend
Träumet,
Ungestört.

Traumverloren,
Sinnend
Der Poet
Dieser Geister=
Laute
Sinn versteht.

Ihn zu fragen,
Nehmet
Euch in acht:
Er vergißt sie
Gleich, wie
Er erwacht.

O sag, wie nenn' ich dich?

O sag, wie nenn' ich dich?
Wenn in der Dämmrung Träumereien
In deiner holden Augen Abendstern
Mein Blick bewundernd sich versenkt,
Als winkten ihm zum erstenmal
Die holden Sterne,
Aus deren Strahlenfluten sich
Ein Quell der reinsten Lieb' ergießt
In meiner Seele Meer.
O sag, wie nenn' ich dich?

O sag, wie nenn' ich dich?
Wenn mir entgegenfliegt dein Blick,
Dein Liebesblick,
Die leichtbeschwingte Taube,
Aus deren kleinster Feder mir
Des Friedens duft'ger Oelzweig winkt,
Und deren Flügelschlag so süß;
Denn weicher ist er als die feinste Seide,
Und weicher als der Wiege Daunen.
O sag, wie nenn' ich dich?

O sag, wie nenn' ich dich?
Wenn deiner Stimme Schmelz erklingt,
Der süße Sphärenlaut, bei dessen Klange
Die dürren Winterstämme
In grünes Laub sich hüllen würden,
Vermeinend, daß
Der Frühling schon gekommen,
Der lang erwartete Erlöser,
Da doch die Nachtigall schon schlägt.
O sag, wie nenn' ich dich?

O sag, wie nenn' ich dich?
Wenn deines Lippenpaares
Rubin aufflammend meine Lippe sucht,
Und unsre Seelen in des Kusses Glut verschmelzen,
Wie Nacht und Tag verschmilzt im Morgenrot;
Die ganze Welt um mich versinket,
Um mich versinken Raum und Zeit,
Und alle ihre rätselhaften Wonnen
Die Ewigkeit über mein Haupt ergießt.
O sag, wie nenn' ich dich?

O sag, wie nenn' ich dich?
Du meines Glückes Gottesmutter,
Du Feentochter einer himmelstürmend
Traumreichen Phantasie!
Du strahlend schöne Wirklichkeit,
Die meine kühnsten Hoffnungen beschämt,
Du meiner Seele einz'ger Schatz,
Kostbarer weitaus als die ganze Welt!
O du mein schönes, süßes, junges Weib,
O sag, wie nenn' ich dich?

Mein Wunsch.

Wenn der Schöpfer einmal zu mir spräche:
„Sieh, die große Gunst gewähr' ich dir,
So zu sterben, wie du's selber wünschest,"
Ich erbäte dieses Eine mir:

Herbst sei's, doch ein schöner, heitrer Herbsttag,
Goldne Sonn' umflute Flur und Ried,
Und ein lenzvergessnes Vöglein singe
In dem fahlen Laub sein letztes Lied.

Wie der Tod die Herbstnatur ganz leise
Unbemerkt mit seinem Fittich streift,
Mög' er mir auch nahn, daß ich sein Kommen
Erst bemerke, wenn er mich ergreift.

Und mein letztes Lied möcht' ich dann singen,
Wie im Laub der Vogel sterbend singt,
Mit berückend süßem Klange, der zu
Herzen geht und sich zum Himmel schwingt.

Und wenn dann das Zauberlied verklungen,
Schließ' ein Kuß die müde Lippe zu.
Dein Kuß, holdes, blondes, süßes Mädchen,
Schönstes aller Erdenwesen du!

Doch wenn Gott mir dieses nicht gewährte,
Nun, so sei dann Frühling, Lenzesluft —
Schlachtenfrühling, wo die Rosen blühen,
Blut'ge Rosen auf der Heldenbrust.

Und begeisternd schmettre der Drommeten
Hehrer Kriegesnachtigallenchor;
Dort sei ich, und auch aus meinem Herzen
Blühe eine Blutesrosʼ empor!

Und wenn sterbend ich vom Rosse sinke,
Schließ' ein Kuß die müde Lippe zu!
Dein Kuß, holde Himmelstochter, Freiheit,
Schönste Göttin aller Himmel du!

Auf dem Meere.

Auf des Meeres glattem Spiegel
Schaukelt sanft mein Lebenskahn,
Wie im Lenz der Rosenstrauch sich
In des Zephyrs Schoße wiegt.
Nicht unwürdig bin ich dessen —
Stolzen Mutes sag' ich es;
Denn der Fluß, auf dessen Wellen
Ich in dieses Meer gelangt,
War ein reißend wilder Bergstrom.
Blitze zuckten um mein Haupt,
Steile Felsen drohten spitzig,
Rechts und links und unter mir
Gähnte tief des Abgrunds Strudel.
Jeder Taktschlag meines Ruders,
Jeder Pulsschlag meines Herzens
Konnte leicht der letzte sein.
Und ich schiffte, schiffte vorwärts
Unentwegt. Ja selbst, als längst schon
Meines Leitsterns helle Leuchte,
Als die Hoffnung trüb erlosch,
Ließ ich doch den Mut nicht sinken;
Denn dem Kühnen winkt der Lohn!
Süß und schön ist auch mein Lohn jetzt:
Mich zu wiegen auf dem sanften,
Unermeßlich weiten Meer,
Auf des sel'gen Eheglückes
Friedlich stillem, blauem Meer.
Nieder legte ich das Ruder . . .
Wozu soll's in meiner Hand?
Gleich ist's mir, wohin mich treibet
Meiner Segel Spielgefährte:
Kosend milder Zephyrshauch.

Mir ist's gleich, denn allerorten
Wölbt sich über mir der Himmel.
Wolkenloser, heitrer Himmel,
Der sich schmeichelnd niedersenket
Auf des Meeres Spiegelplan,
Mich umschlingend, gleichwie ein aus
Blauen Blumen holdgefügter,
Riesengroßer Blütenkranz.
Und ich segle, segle, segle ...
Und ich schaukle, schaukle, schaukle ...
Sorglos dehn' ich meine Glieder ...
Und mein Haupt, es ruht in meines
Holden Weibes weichem Schoß.
Und mein Auge taucht in ihre
Augen, die so abgrundtief
Und doch heller, schöner strahlen
Als des Himmels lichte Engel.
Meine Rechte hält die Leier,
Spielt drauf träumend süße Lieder.
Kein erdachtes regelrechtes,
Kein erkünstelt metrisch Lied ...
Meinen Fingern überlass' ich's,
Was sie aus den Saiten locken.
Und sie irren in den Saiten
Auf und nieder unbewußt,
Gleich als spielten sie liebkosend
Mit der Liebsten goldnem Haar.
Und das Lied ist dennoch herrlich,
Denn bei seinem Klange steigen
Von dem Himmelszelt die Sterne
Nieder, um dem Lied zu lauschen,
Und der Mond entsteigt dem Meere ...
Und so singend, spielend segl' ich
Fort auf meinem Lebenskahn,

Wie Arion auf Delphinen . . .
Manchmal nur senkt auf den Mastbaum
Schluchzend sich ein Sturmesvogel,
Sich ein banges, trübes Ahnen:
Deiner Zukunft Bild, mein Land! . . .
Doch je weiter vor ich dringe
In des Meers Unendlichkeit,
Um so seltner nahet dieser
Düstre, trübe Sturmesbote.

Petőfi Sándor

Petöfi-Szendrei, Julie, geboren im Jahre 1828 in Keszthely als Tochter des gräflich Károlyischen Güterdirektors. Julie war ein auffallend schönes, gebildetes und geistvolles, aber außerordentlich excentrisches Mädchen, das selbst dichterisch thätig war und in das sich der jugendliche Petöfi beim ersten Anblick verliebte. Sie erwiderte die Neigung des genialen Dichters, den sie auch im Jahre 1847 gegen den Willen ihrer Eltern heiratete. Im folgenden Jahre schenkte sie ihm einen Sohn, aber Petöfis spurloses Verschwinden störte das Gleichgewicht ihrer ohnehin reizbaren Seele. Sie heiratete kurz darauf den Universitätsprofessor Horváth, mit dem sie ein ziemlich ruhiges Leben führte, bis ihre hochgradige Nervosität in eine schwere Krankheit ausartete, der sie im Jahre 1868 erlag.

Erinnerung.

Wie täuscht ihr euch, ihr grauen Weisen,
Die ihr voll Ernstes wollt beweisen
Des Geisterspukes Nichtigkeit!
Was andres ist als Geisterreigen,
Gespenster, die dem Grab entsteigen,
Erinnrung der Vergangenheit?

Nur harrt sie nicht der Geisterstunde,
Um aus geschlossnem Sargesgrunde
Sich uns zu nahn gespenstisch bleich;
Der Morgenröte erster Schimmer,
Der Hahnenschrei, er scheuchet nimmer
Ihr Schreckgespenst ins Totenreich.

Nicht Buße, nicht Gebet, nicht Klagen
Kann sie verscheuchen und verjagen
Mit ihrer heiligenden Macht;
Doch kann ein Duft, ein Lied, ein Klingen
Vergangne Zeit zurück uns bringen,
Erwecken aus der Grabesnacht.

In tausend Formen naht sie immer,
Ja mehr noch, sie verläßt uns nimmer,
Verbirgt sich nur zuweilen bang.
Urplötzlich oft ertönt ihr Mahnen,
Wenn wir es gar nicht denken, ahnen,
Mit längstvergessnem, altem Klang.

Wenn plötzlich zwischen Lachen, Scherzen
Das Wort versagt, wenn's zuckt im Herzen,
Das Auge düster sich umflort —

Sucht quälend der vergangnen Stunden
Gespenst uns auf, das, längst entschwunden,
Jetzt in den alten Wunden bohrt.

Oft wenn zur Folter ward das Leben,
Auf der wir qualgepeinigt beben,
Ein Lächeln übers Antlitz geht —
Erinnrung ist's vergangner Stunden,
Die mitten unsrer Herzenswunden
Von ihren Toten aufersteht.

Wie täuscht ihr euch, ihr grauen Weisen,
Die ihr voll Eifer wollt beweisen
Des Geisterspukes Nichtigkeit!
Was andres ist als Geisterreigen,
Gespenster, die dem Grab entsteigen,
Erinnrung der Vergangenheit?

Július Sándorné

Tompa, Mihály (Michael), geboren im Jahre 1817 in Rima-Szombat als Sohn sehr armer Eltern. Aufgemuntert durch den Schulmeister des Oertchens Igric, begann er zu lernen und besuchte in Sárospatak und in Eperjes das Kollegium, wo er auch mit Petöfi Freundschaft schloß. Im Jahre 1845 kam er nach Budapest, um Advokat zu werden. Doch nach einer langwierigen Krankheit besann er sich eines andern und wurde Pfarrer. In dem bescheidenen protestantischen Pfarrhause widmete er sich ganz der Dichtkunst und schrieb seine herrlichen patriotischen Lieder, seine „Volkssagen" in Versen, seine „Blumenmärchen". Am Freiheitskampfe nahm er als Feldprediger teil. Nachdem er schon 1847 Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft geworden war, wurden seine Gedichte im Jahre 1868 mit dem großen Preise der Akademie gekrönt. Dies war seine letzte Freude, denn er starb im Juli desselben Jahres. Tompa gehört unstreitig zu den größten Dichtern seiner Zeit; echt volkstümlicher Humor, tiefes Empfinden und philosophisches Denken kennzeichnen seine Lyrik, die seinen Namen unsterblich macht.

Der Wille des Herrn.*

Die Blüte welkt am Strauche, die stolze Eiche fällt,
Manch hoher Fels versank schon in tiefe Meeresnacht;
Planeten, die einst glühten, sie lehren, jetzt verkohlt,
Das ewige Gesetz uns, das schafft, zerstört, entfacht.
Wer heute lacht, weint morgen schon Thränen glühend heiß,
Es stirbt der, dem man fluchet, des weinend wird gedacht;
Und Volk auf Volk wird mächtig, vergeht nach kurzer Frist,
Und alles das, mein Schöpfer, dein heil'ger Wille ist.

Dein Wille ist's. Und dennoch, wenn bittrer Leiden Pfeil
Dem armen Menschenherzen unsäglich weh gethan,
Dann bricht von trotz'ger Lippe manch hartes Wort hervor,
Und Erd' und Himmel klaget der Schwergeprüfte an.
Und düstrer wird sein Sinn stets, je finstrer sein Geschick;
Er trotzt den wilden Stürmen und trotzet dem Orkan;
Doch ein Gedanke hemmt ihn, gleich Felsen hoch und hehr:
Der Wille Gottes ist es — der Stürmer trotzt nicht mehr.

Wenn nachts ich unbelauschet im Kirchhofsgrunde irr',
Dann sink' ins Knie ich weinend an eines Grabes Rand,
Und grübelnd wirft die Seele das bange Rätsel auf
Des Lebens und des Todes, das keine Lösung fand:
Warum so wenig Jahre ihm schenkte deine Huld?
Und herb auf meine Frage belehrt mich der Verstand:
„Wir werden und wir sterben!" Wie schnell ist dies erfaßt!
Doch ruhig sich drein fügen: welch eine schwere Last!

Wenn laut die Saite seufzet, die klirrend abgeschnellt,
Wenn Herbsteslaub entblättert sich klagend erdwärts neigt,
Soll nur der Mensch nicht klagen, den tiefes Weh erfüllt?
Des Herzens letzte Tröstung, wenn Gram es niederbeugt,

* Geschrieben auf den Tod seines Kindes.

Des Herzens, das nicht grübelt, das lautlos fühlt und liebt!
Und ist denn jener besser, der duldend, klaglos schweigt,
Indes ins Aug' die Thräne ihm ungerufen dringt,
Die von dem schweren Kampfe im Innern Kunde bringt?

Ich fühle dieses Stürmen in meiner eignen Brust,
Und wild in seinem Schmerze laß ich mein Herz aufschrein.
Den Schläfer unterm Rasen weckt ja mein Wort nicht mehr;
Das Grab ist taub! Doch Einer wird dort sein Ohr mir leihn.
Du zählst ein jedes Härchen, das unser Haupt bedeckt,
Du schenktest uns das Leben, damit wir glücklich sei'n.
Wozu also die Thränen, das Elend, das wir sehn?
Mein Schöpfer, deinen Willen, ich kann ihn nicht verstehn!

Wenn deiner Wege Rätsel zum Grübeln mich verführt,
Und wilder Stürme Toben den Lippen sich entringt,
O laß nicht, Herr, darüber entbrennen deinen Zorn!
Der Staub nur ist's, die Schlacke, aus der das Murren dringt.
Denn ach, ich hab' vergebens die weite Welt durchirrt,
Im Schmerz den Trost zu suchen, der Linderung ihm bringt.
Die lange, bange Wandrung mich zur Erkenntnis trug:
Kein andrer kann mich heilen, nur der die Wunde schlug.

Und wie nach jedem Winter die Erde neu ergrünt,
Bedeckt auch unser Dasein nicht ew'gen Kummers Nacht.
Der bittre Kelch der Leiden wird auch vorübergehn,
Den deine ew'ge Weisheit, mein Gott, mir zugedacht.
O Herr, erhebe gnädig, den du so tief gebeugt,
Und hilf das Leid mir tragen, das dein Befehl gebracht!
Damit ich in mein Schicksal mich füge still und stumm,
Und wisse, wer es sendet, und ihn nicht frag': Warum?

Im Tau erquicken froh sich die Blumen und das Gras,
Die Nacht ist still und dunkel, die Sterne leuchten nicht
Vom Himmel, dem voll Segen das reiche Naß entquillt:
Mög' auch auf meine Seele sich senken Friedenslicht,
Daß ich, die Stirne bergend im feuchten Kirchhofgras,
Mög' hoffen, glauben, sprechen in frommer Zuversicht:
Was ich verlor auf Erden, werd' ich dort wiedersehn,
So möge denn dein Wille, mein Herr und Gott, geschehn!

An den Storch.

Die Flur ergrünt, die linden Lüfte wehn.
Du, trauter Storch, du läßt dich wieder sehn,
Zum altgewohnten Nest nimmst du den Flug,
Um auszubrüten deiner Jungen Zug.

Zurück, zurück! dich trügt der Sonnenstrahl,
Des Baches Plätschern in dem Wiesenthal.
Zurück, zurück! da blüht kein Frühling dir,
Das Leben ist erstarrt, vertrocknet hier.

Die Wiese flieh, sie ward zum Leichenfeld!
Und flieh den Teich, er ist von Blut geschwellt!
Wenn auf dem Turm du hältst die kurze Rast,
Ein Feuerbrand vielleicht dich sengend faßt.

Du thust dran gut, wenn du mein Dach verläßt.
Doch wo kannst du jetzt bauen dir ein Nest,
Wo nicht ertönt verzweiflungsvolle Not,
Wo nicht des Himmels Blitz dir täglich droht?

Zurück, zurück! dich wartet Südens Flur,
Dich hat ja reich beglücket die Natur.
Ein doppelt Vaterland gewährt sie dir:
Wir hatten eins, auch das verloren wir.

Nur fort, nur fort! Und trifft dein Flügel an
Die Schar der Flüchtigen auf deiner Bahn,
So sag, daß unser Volk zu Grunde geht,
Gelösten Garben gleich im Wind verweht.

Daß den der Kerker, den das Grab umschließt,
Daß, der noch lebt, nur Thränen stumm vergießt,
Daß mancher weinend sich von uns gewandt,
Am fernen Ufer sucht ein Vaterland.

Um unfruchtbaren Schoß die Bräute flehn,
Die Mütter klaglos Kinder sterben sehn,
Den Alten eine Freude nur erblüht:
Daß wenig Jahre nur ihr Aug' noch sieht.

Und sag, daß — Schande über unser Haupt —
Noch nicht genug, daß unser Stamm entlaubt,
In dem gefällten Baum der Wurm noch nagt,
Und Bürger feindlich gegen Bürger klagt.

Der Sohn den Vater schnöd verraten will,
Nein — über dieses eine schweige still ...
Wer fern sein Volk beweint in Wüstenein,
Soll's zu verachten nicht gezwungen sein.

Der Vogel an seine Jungen.*

Wollt ihr lang noch auf verdorrtem Reise
Schweigend nisten, zage Vögelein?
Die ich einstens euch gelehrt, die Weise,
Wird ja wohl noch nicht vergessen sein?
Kehret auch der heitre Sang nicht wieder
Und des Frohsinns heller Sonnenschein,
Laßt erklingen traurig-düstre Lieder,
Singt nur wieder, liebe Vögelein!

Stürme tobten. Im entlaubten Walde
Schließt kein schattig Laubgezelt euch ein.
Und ihr schweigt? Entflieht der Heimatshalde?
Eure Mutter ließet ihr allein?
Andre Haine haben andre Lieder,
Fremd wird ihnen eure Sprache sein:
Eurer Heimat, liegt sie auch darnieder,
Singt nur wieder, liebe Vögelein!

Singt ein Lied vom einstmals grünen Hage,
Der mit Laub und Blüten war geziert;
Singt ein Lied von jenem Zukunftstage,
Da die Heimat neues Grün gebiert!
Leichter wird uns neuer Glanz begrüßen,
Schneller grünt der ausgestorbne Hain;
Uns den schweren Kummer zu versüßen,
Singt nur wieder, liebe Vögelein!

Hier im Strauche steht das Nest noch lose,
Das die zarte Schwinge treu gehegt;
Ruhe sucht ihr noch in seinem Moose,
Wenn auch himmelwärts der Flug euch trägt.

* An Ungarns Dichter, deren Leier nach dem Freiheitskampfe verstummte.

Jetzt, da wilde Stürme es erfassen,
Wollt ihr treulos wie die Menschen sein?
In die Fremde ziehend es verlassen?
Singt nur wieder, liebe Vögelein!

Meine Heimstätte.

Was ward nicht alles schon besungen,
Seit Dudelsack und Leier klingt!
Wir haben Hymnen an den Lattich,
Ein Lied des Schielens Reiz besingt.
Ich kann nur dir ein Lied anstimmen,
Mein reizend, niedlich Wohngemach;
O könnt' ich nur auch Schindeln machen
Auf meiner Leier — für dein Dach!

Im Jahre tausend — doch wer könnte
Wohl sagen, wann dies Haus entstand?
So viel steht fest, zu jenen Zeiten
Hat man noch Dielen nicht gekannt.
Man trug hinein den Kot der Straße
Und stampfte ihn dann mit dem Keil:
So bleibt es, und so wird es bleiben,
Bis ein es stürzt aus langer Weil.

Ein jeder weiß, ich bin ein Priester,
Und Demut muß mein Wahlspruch sein.
Nun, meines Häuschens Giebelbalken
Prägt täglich mir die Lehre ein;
Denn packt mich mal der Hochmutsteufel,
Daß höher sich mein Haupt erhebt,
So schlag' ich an den bösen Balken,
Daß mir das ganze Hirn erbebt.

Und außerdem bin schlecht und recht ich,
Was Dichter man zu nennen pflegt —
Nachlässig jetzt ein jeder Bengel
Das Wort auf seinen Lippen trägt —
So grünt denn auf des Dichters Stirne
Stets frisch und grün das Laub empor?
Ja, Unkraut sprießet immergrün mir
In Büscheln unterm Bett hervor.

Nichts Schönres gibt's, als wenn's hier stürmet;
Viel Wunderdinge da geschehn:
Nicht Tisch und Stuhl allein nur tanzen,
Der alte Ofen kommt ins Drehn.
Am schönsten aber ist das Fenster,
Wo jede Gans mir schaut herein.
Wenn es so sinkt, wird heute, morgen
Mein Haus ein neu Pompeji sein.

Und wie der Regen nachts mich wecket!
Ganz sachte kommt sein rascher Guß.
Ich hab' die leidige Gewohnheit,
Daß rücklings stets ich liegen muß.
Und grad als könnt' er prächtig zielen,
So klatscht auf meine Nas', vertrackt!
Ein schwerer, kalter Regentropfen,
Daß mich beinah das Fieber packt.

Dann zünd' ich zornig an die Kerze,
Das heißt: Ich thät' es gar zu gern,
Doch nur den Docht gelingt's zu finden,
Vom Talg ist jedes Spürchen fern;
Denn ich bin nur ein Aftermieter,
Die rechten, das sind andre hier;
Denn bei mir hausen hordenweise
Die Grillen, Mäuse, Spinnentier'.

Wohl gäb' es manchen schlechten Christen,
Der drob zu murren sich vermißt,
Doch da Bequemlichkeit und Luxus
Ja nur des Teufels Praktik ist,
So füg' ich still mich in mein Schicksal,
Ja mehr! ich freu' mich dessen noch;
Denn wär' als Wiesel ich geboren,
So wär' viel enger noch mein Loch.

Mein Heim, so wärst du denn besungen;
Doch ach, der Ruhm dir wenig nützt.
Wohl gibt das Lied dir ew'ges Leben,
Doch säh' ich gern dein Dach gestützt;
Denn weiß ich auch das Lied zu schätzen,
So kann es mir doch leicht geschehn,
Von dir mich, wenn du krachend einsinkst,
Wie eine Maus zerquetscht zu sehn.

Das Märchen vom Ahornbaum.

In des Schlosses Marmorhalle
Thront der große König mächtig.
An des greisen Königs Seite
Stehen seine holden Töchter,
Maienblüten um den Eichbaum.
Königlich, wie stolze Schwäne,
Prangt der ältern hehre Schönheit,
Und die Jüngste veilchenäugig,
Schlank wie eine Lilie blüht,
Gleich den lichten Lämmerwolken,
Die am Himmel abends ziehn,
Wallet goldner Locken Fülle

Ihr um Wangen, Stirn und Nacken.
Und des greisen Königs Blicke
Ruhen auf ihr träumrisch sinnend.

Seine Seele ist ein stiller
See, von keinem Sturm bewegt,
Der drauf wilde Wogen peitschet.
Heitrer Freude Lerche jubelt
Längst nicht mehr an seinem Ufer.
Doch des Kummers Nachtigall schluchzt
Auch nicht mehr an seinem Rand,
Und der Baum der Jugendträume,
Jugendhoffnung steht entlaubt;
Die vergilbten Blätter fallen
Auf des Sees kristallnen Spiegel.
Alles ist so still und friedlich,
Nur die raschbeschwingte Schwalbe,
Die Erinnrung, streift im Fluge
Drüber hin mit raschem Flügel,
Daß der See erschauernd bebt.

Träumrisch hängt des greisen Königs
Blick an seiner jüngsten Tochter,
Die der holden, heißgeliebten
Gattin seiner Jugend gleicht.
Siehe, da ertönet plötzlich
In des Abends Purpurzwielicht
Der Kapelle Silberglöckchen,
Wo die Teure ruht im Schatten
Schmerzgebeugter Trauerweiden,
Und als spräche ihre Stimme
Aus des Glöckchens Silberklange
An des greisen Königs Ohren,
So versteht er, was sie spricht.

Abends geht der Mond auf, leuchtend,
Und in Schlaf versinkt der König,
Und es schlafen die zwei Töchter.

In des Abends Mondscheinstille
Leis erklingt des jungen Hirten
Schmelzender Schalmeiensang
In dem Dunkel grüner Auen,
Und die blonde Königstochter
Lauschet seinem süßen Lied.
Gleich als spräche ihres Liebsten
Lippe aus dem Klang zu ihr,
So versteht sie, was er singt.

Mit dem ersten Sonnenstrahle
Fährt der König angstvoll auf.
Böse Träume quälten ihn:
Seine Krone sah er ihres
Kostbarsten Demants beraubt.
Weinend wachet auf die Jüngste,
Böse Träume quälten sie:
Zu dem Grabe ihrer Mutter
War sie in der Nacht gepilgert.
Traurig wachet auf der Hirte,
Böse Träume schreckten ihn:
Seiner Herde schönstes Lämmchen
Hat der wilde Wolf zerrissen.

„Gehet, meine teuern Töchter,
Geht mit euern kleinen Körbchen
An des kleinen Hügels Abhang:
Euer alter Vater sehnet
Sich nach duft'gen, roten, süßen,
Frischgepflückten Walderdbeeren.

Jene von euch, meine Töchter,
Die am schnellsten wiederkehret
Mit dem reichgefüllten Körbchen,
Sie dann wird mein Liebling sein.
Ihr vererb' ich meine Krone
Und auch meine sieben Reiche.
Gehet, meine teuern Töchter,
Geht hinab zum grünen Hügel,"
Sprach der König, und die Töchter
Eilten fort mit ihren Körbchen,
Walderdbeeren abzupflücken,
Frische, süße, duftig rote,
An des grünen Hügels Hang.

„Füll dich, füll dich, kleines Körbchen,"
Flüstert still die erste Tochter,
„Daß des greisen Vaters Krone
Nicht die andern Schwestern erben."
„Füll dich, füll dich, kleines Körbchen,"
Spricht die zweite, leise betend,
„Daß die Länder meines Vaters
Nicht die andern Schwestern erben."
„Füll dich, füll dich, kleines Körbchen,"
Seufzet still die jüngste Tochter,
„Daß mein guter, alter Vater
Liebend an das Herz mich drücke,
Füll dich, füll dich, liebes Körbchen!"

Und o Wunder, sieh, es füllt sich
Rasch der Jüngsten kleines Körbchen,
Und im Herzen der zwei Schwestern
Reget haßvoll bittrer Neid sich:
„Soll die Krone unsers Vaters
Und die reichen Länder alle

Ihr gehören, ihr allein?
Eher fließe jetzt ihr Blut!"
Und die bösen, grimmen Schwestern
Töteten die Jüngste grausam
Und verscharrten sie in eines
Ahornbaumes kühlem Schatten,
Teilten dann die Walderdbeeren
Und zertrümmerten das Körbchen.

Raschen Laufes eilten sie dann
Heim zu ihrem greisen Vater:
„Vater, ach, ein großes Unglück
Ist geschehen, unsre teure
Schwester, deine gute Tochter,
Hat im Walde sich verirrt,
Und ein wilder Eber packte
Grimmig sie mit scharfen Hauern!"
Gramgebrochen streut der Alte
Asche auf sein greises Haupt.
Seiner Krone schönste Perle
Ist verloren, ist dahin;
Denn die heißgeliebte Tochter
Ist nun auch dahingegangen
Zu der toten Mutter Seite,
Nimmer kehret sie zurück.

Wieder gießt der Mond sein Silber
Auf der grünen Auen Zwielicht,
Und der Hirte stehet träumend,
An dem Mund die Hirtenflöte,
Bläst und bläst, doch ach, vergebens.
Stumm auf ewig ist die Flöte,
Wozu sollte sie auch singen?
Keiner hört sie und versteht sie,

Denn die holde Königstochter
Mit den blauen Veilchenaugen
Ruht im düstern Ahornschatten
Unbeweinet, unbetrauert.
„Hirtenjunge, ach, dein Lämmchen
Hat ein wilder Wolf zerrissen."

An des grünen Hügels Hange,
Aus des alten Ahorns Stamme
Sprießt am dritten Morgen grünend
Frisch ein junges Reis empor,
Auf des jungen Mädchens Grabe,
An des grünen Hügels Hang!

Traurig folgt der frommen Herde
Stumm der junge Hirtenknabe,
Schnitzelt aus des Ahornbaumes
Trieb sich eine neue Flöte,
Preßt sie an die frischen Lippen,
Und die Flöte schluchzet klagend:
„Blase, blase, mein Geliebter!
War einst eine Königstochter,
Jetzt bin ich ein Ahornreislein,
Ahornreislein, Hirtenpfeiflein."

Und der Hirte trug die Flöte
In das Schloß des alten Königs.
Wie der an den Mund sie setzet,
Schluchzt die Flöte klagend, düster:
„Blase, blase, guter Vater!
Früher war ich deine Tochter,
Jetzt bin ich ein Ahornreislein,
Ahornreislein, Hirtenpfeiflein."

Und als dann die bösen Schwestern
Darauf bliesen, schluchzt sie klagend:
„Blaset, blast nur, meine Mörder!
Früher war ich eure Schwester,
Jetzt bin ich ein Ahornreislein,
Ahornreislein, Hirtenpfeiflein."

Und der Fluch des greisen Vaters
Traf die beiden bösen Töchter,
Jagte fort sie in die Wildnis;
Denn der Vaterfluch, der schwere,
Und der blonden Schwester Schatten
Ließen nirgends Ruh' sie finden.

Aus des Glöckleins Silberklange
In dem Schatten der Cypressen
Tönet einer Toten Seele
In des Abends düsterm Zwielicht
An des greisen Königs Ohr.
Und er selber ging gar bald auch,
Um im Schatten der Cypressen
Aufzusuchen seine Teuern.
Nimmer kehrt' er mehr zurück.

Der Arme und der Reiche.

Einmal war ein Armer,
Dem Gott unbegehret —
Denn wer kann dafür, wenn
Sie ihm Gott bescheret? —
Sieben Kinder schenkte,
Sieben muntre Rangen,
Die wie Orgelpfeifen lärmten, schrien und sangen.

Ihre Mutter keifte
Und verwünscht' ihr Leben:
„Denen kann selbst Gott nicht
Satt zu essen geben.
Müde bin ich schon vom
Vielen Waschen, Plätten.
Ach, wenn ihr nur stürbet, daß wir Ruhe
hätten!"

Doch verweist der Mann ihr
Stets die wüste Klage:
„Weib, versündig dich nicht!
Gott hat nicht zur Plage,
Nein, als Stab und Stütze
Kinder uns gegeben,
Auf daß sie im Alter uns erfreun das Leben."

Doch des Weibes lose
Zunge steht nicht stille.
„O, daß sie doch stürben!"
Bleibt ihr Wunsch und Wille.
Da erkranken plötzlich
Die zwei jüngsten Knaben,
Und der eine stirbt auch bald und wird
begraben.

Und die andern alle,
So wie sie geboren,
Fallen ab vom Stamm gleich
Blüten, frosterfroren,
Bis das siebte endlich
Auch hat ausgerungen:
Aufgebahret liegt's von Kränzen rings
umschlungen.

Schwerer Kummer naget
An dem Mutterherzen,
Händeringend klagt sie
Ihre bittern Schmerzen.
Mit den Nägeln grübe
Sie die armen Kleinen
Aus der Erde, doch vergebens ist ihr
Weinen.

Was sie lebend ließen
Von der kleinen Habe,
Brauchen jetzt die Toten,
Die man trägt zu Grabe.
Wenn er jemals Geld braucht',
Müßt' er's jetzo haben,
Seine kleinen Toten christlich zu begraben.

In der schweren Drangsal
Fleht er an den Reichen,
Doch der leiht nichts, gibt nichts,
Läßt sich nicht erweichen.
Traurig geht der Arme,
Kann es nimmer wenden,
Gräbt das kleine Grab mit seinen eignen
Händen.

Wer da stirbt, der findet,
Denkt er, ew'ge Ruhe
In der Gotteserde
Ohne Totenruhe.
„Gott hat es gegeben,
Gott hat es genommen:
Ewiglich gepriesen sei er von den
Frommen!"

Doch schon nach den ersten
Schlägen bleibt der Spaten
Klirrend stecken, und ein
Töpfchen mit Dukaten
Blinket von der schwarzen
Erde ihm entgegen,
Füllt den Beutel ihm mit reichem Goldessegen.

Und er trägt's nach Hause:
„Sieh das Gold, das viele!"
Freudlos blickt sie auf und
Starrt dann auf die Diele.
Kleidchen räumt sie weinend,
Schichtet sie ins Trühlein:
„Ach, das war sein Röcklein . . . ach, das
war sein Schühlein!"

Schon ruht auch das letzte
In der Erde wieder,
Und die düstre Nacht sinkt
Auf die Eltern nieder.
Sieh, da pocht es an den
Kleinen Fensterscheiben:
„Brumm! Brumm! Brumm!" Der Nordwind
mag sein Spiel wohl treiben.

Nicht der Wind — der Reiche
War ums Geld gekommen,
Denn des Armen Glück hat
Neidisch er vernommen;
Wollte mit Gewaltthat
Oder List es stehlen,
Denn nach fremdem Gut ihn böse Lüste
quälen.

Neulich schlug im Hofe
Einen Stier man nieder.
In des Stieres schwarzes
Fell hüllt er die Glieder:
„Brumm, brumm! öffne, Armer!"
Jene faßt ein Grauen.
„Brumm! ich bin der Teufel mit den scharfen Klauen."

„Armer, gib das Geld her,
Das du hast gestohlen;
Gibst du's nicht, so wird dich
Gleich der Teufel holen!"
Und durchs Fenster dräuet
Grimmig wild der Böse
Mit den schwarzen Hörnern und dem Wutgetöse.

„Schone meine Seele!
Nimm den Fund, den ganzen!"
Ruft der Arme, wirft ihm
An den Kopf den Ranzen,
Der in raschem Fluge
Kreisend sich verfangen:
An des Teufels spitzen Hörnern bleibt er hangen.

Unrecht Gut ist schwerer,
Als es ahnt dem Reichen.
Sieh, er kann damit kaum
Bis nach Hause keuchen;
Denn des Stieres große
Hörner drücken kläglich,
Und das Geld, es lastet auf ihm gar unsäglich.

Und zu Hause schließt er
Ein sich in das Zimmer,
Will die Haut ablegen,
Doch gelingt es nimmer.
Dann sucht auch der Knechte
Schar ihn rasch von seinem
Ranzen zu befreien, doch gelingt es keinem.

Wütend reibt er an der
Wand sich Kopf und Rücken,
Denn die schwere Bürde
Droht ihn zu erdrücken.
Er zerschlägt die Möbel,
Alles wirft er nieder,
Schlägt um sich und stampft und will die
Freiheit wieder.

Dann sinkt er zu Boden.
„Weh, der Fluch des Armen
Hat sich mir erfüllet:
Ruft ihn! Aus Erbarmen
Soll den Fluch er bannen!"
Und kaum angekommen,
Hat der Arme ihm die Bürde abgenommen.

Doch des Reichen Strafe
Ist noch nicht zu Ende,
Denn das Fell des Stieres
Wächst ihm an die Hände
Und an Leib und Füße,
Drücket ihn darnieder,
Als ob Eisenpanzer schnürten seine Glieder.

Wütend stürmt er fort, so
Schnell die Füß' ihn tragen,
Fort, wohin ins Weite
Ihn die Flüche jagen;
Und er setzet über
Dornen, Gräben rundum,
Unaufhörlich brüllt er, brüllet schallend
„Brumm! Brumm!"

Tompa Mihály.

Br. **Eötvös, József** (Josef), geboren in Ofen im Jahre 1813 als Sohn des Barons Ignaz Eötvös. Der hochbegabte Knabe genoß die sorgfältigste Erziehung und trat als Jüngling nach bestandener Advokatenprüfung eine längere Reise ins Ausland an, wo er mit den modernen, freisinnigen Geistesströmungen bekannt wurde. Nach seiner Rückkehr wurde er Kurialrichter und begann in Wort und Schrift, in der Literatur und Politik, sein vom edelsten Liberalismus begeistertes Wirken. Im Jahre 1848 wurde er, der bisher als Präsident der Kisfaludy-Gesellschaft literarisch gewirkt hatte, zum Kultusminister des ersten ungarischen Ministeriums ernannt. Nach der Revolution ging er nach München, wo er bis 1853 weilte. Zurückgekehrt, wurde er wieder Unterrichtsminister, was er bis zu seinem 1871 erfolgten Tode blieb. Als Dichter wandte er sich außer lyrischen Dichtungen hauptsächlich dem Roman zu, und seine Werke: „Der Dorfnotar", „Der Karthäuser", „Ungarn im Jahre 1819" sind von bleibendem Werte. Als einer der berühmtesten Redner und als hervorragender politischer Schriftsteller hat er sich europäischen Ruf erworben. Die Nation ehrte sein Andenken durch eine Statue, aber sein schönstes Denkmal ist der Sieg der Ideen, für die er gekämpft hat.

Abschied.

Leb wohl, mein Land, du Heim der Heldenherzen,
Du trautes Thal, ihr Berge, lebet wohl!
Du Stätte meiner Hoffnungen und Schmerzen,

Dein Sohn entbietet dir sein Lebewohl.
Und kehr' ich einst zurück an deinen Strand,
Mög' ich beglückt dich sehn, mein Vaterland!

Nicht gleich Helvetiens hohen Gletscherriesen
Zum Himmel ragen deine Berge hehr,
Und der Provence gesangerfüllte Wiesen
Sind schöner als dein wogend Aehrenmeer.
Was kann die Blume, was der Fels mir sein?
Dem Vaterlande schlägt mein Herz allein.

Ein Kleinod gibt der Himmel jedem Lande,
Und treu das Volk den teuern Schatz bewacht:
Vom Kaiser spricht der Frank am Seinestrande,
Und stolz zeigt Rom verfallner Säulen Pracht.
Ruinen sind der Schatz von Griechenland,
Ein heilig Weh ist dein, mein Vaterland!

Ach! schweigend stehn des Rákosch heil'ge Fluren,
Gar tief verstummt wir Ungarn lang schon sind,
Und auf der Ahnen längstverwehte Spuren
Deckt neuen Staub der leise Abendwind.
Es schweigt die Flur! Des Herzens Weh erwacht,
Und eine Thräne quillt vergangner Pracht.

Und eine Thrän' um Ofens Größe klaget,
Das als Memento finster steigt empor,
Das auf des Landes Grab als Denkmal raget,
Drauf alles steht, was unser Land verlor.
Wohl hat die Mauern längst gestürzt die Zeit,
Doch steht der Schlachten Spur in Ewigkeit.

Noch steht Mohács, und kräftiger gedeihet
Auf neuen Furchen, altem Heldenblut
Des Kornes Aehre, der noch Kraft verleihet

Die längst versiegte rote Lebensflut.
Kein Hügel zeigt's, kein Stein und auch kein Erz!
Doch steht die Flur, und nie erlischt der Schmerz.

Erlischt auch nie, solang am Silberbande
Des Donaustroms ein Ungarauge ruht,
Ein Ungar wohnt an ihrem schönen Strande,
In einer Ader rollt Magyarenblut.
Du Strom, der bei Mohács, bei Ofen fließt,
Bist du die Thräne, die mein Land vergießt?

Ich liebe dich in deinem stummen Leide,
Ich lieb' in deinen Thränen dich, mein Land!
Heiß lieb' ich dich in deinem Witwenkleide,
In deiner Trauer nächtlichem Gewand.
Du lächelst hold, wie hart auch dein Geschick,
Noch übers Grab winkt dir der Hoffnung Blick.

Und nun fahr wohl, mein Land, vielleicht auf lange,
Vielleicht auf ewig, lebe wohl, mein Land!
Noch grüßt dein Bild mich von der Felsen Hange,
Mein Antlitz ist der Fremde zugewandt.
Und kehr' ich einst zurück an deinen Strand,
Mög' ich beglückt dich sehn, mein Vaterland!

Alexander Petőfi

Arany, János (Johann), geboren im Jahre 1817 in Nagy-Szalonta als Sohn einfacher Landleute. Seine erste Lektüre war die Bibel, und aus ihr schöpfte er den reichen Schatz von Poesie, der sich schon in den Versen offenbarte, die er als zehnjähriger Knabe schrieb. Da er seinen Eltern nicht zur Last fallen und dennoch studiren wollte, fristete er sein Leben kümmerlich durch Unterricht. Sein Wunsch war, Künstler zu werden, und da die Schauspielerlaufbahn am leichtesten zu erreichen war, so verließ er das Kollegium und ging zur Bühne. Inzwischen erblindete sein Vater, seine Mutter starb, und der warmherzige Jüngling beschloß, auf seine Träume zu verzichten, wurde Stadtschreiber, später Vizenotar in seinem Geburtsorte, wo er auch heiratete. Da schrieb im Jahre 1845 die Akademie einen Preis für ein satirisches Epos aus, den er mit seinem Epos: „Verlorne Konstitution" gewann. Zwei Jahre später trug sein Epos „Toldi" den Preis davon und erhob Arany zum größten Dichter des Landes. 1858 wurde er Mitglied der Akademie, 1860 Präsident der Kisfaludy-Gesellschaft. Arany hat die ungarische Ballade geschaffen und die ungarische Literatur mit den herrlichsten lyrischen und epischen Gedichten bereichert. Er starb im Jahre 1882, einen einzigen Sohn hinterlassend. Die Nation ehrte sein Andenken durch Errichtung eines prächtigen Standbildes.

Arany ist unstreitig einer der größten Epiker der Weltliteratur, seine Tolditrilogie ist ein Meisterwerk epischer Dichtung, auch seine übrigen Werke: „Die Belagerung Muránys", „Budas Tod", womit der Verfasser ebenfalls einen akademischen Preis errang, das satirische Epos „Die Zigeuner von Nagy Ida", sein unvollendet gebliebenes humoristisches Epos „Istók, der Narr", sind in ihrer Art meisterhaft. Seine Romanzen, Legenden, komischen Erzählungen, Märchen, lyrischen Dichtungen, aber hauptsächlich seine vollendet schönen Balladen, die als Perlen dieser Dichtungsart in der Weltliteratur wenig ihresgleichen haben, stellen ihn in die Reihe jener Großen, die in der Geschichte der Menschheit Epoche machen.

Ritter Pázmán.

1.

In der Schloßburg hohen Hallen
Schreitet Pázmán auf und nieder,
Zaudernd hemmt er oft die Schritte,
Stürmet zornig vorwärts wieder.
Stürmisch pocht sein Herz, und dröhnend
Stampft sein Fuß die Eichenbohlen,
Auf dem Hofe bäumt gesattelt
Wiehernd sich sein edles Fohlen.

„Wohin eilt Ihr, mein Gebieter,
Schon so früh mit leerem Magen?
Gunde, Hilde, säumt nicht lange,
Honigwein herbeizutragen!
Hurtig! Herr des Himmels! wirre
Hängt das Haar mir noch im Nacken:
Wollt verziehn, daß ich Euch bringe
Süßen Kuchen, frisch gebacken."

Abgewendet höret Pázmán
Seines Hauses Lerche kosen,
Nur des Ohres helle Röte
Kündet innrer Stürme Tosen.
Mondscheingleich sein Scheitel glänzet,
Von des Helmes Erz umzogen;
Wortlos räuspert er sich, hustet
In des Herbstes Nebelwogen.

„Schlechtes Wetter ist heut draußen,
Schädlich ist die Morgenkühle,"
Spricht die Burgfrau, rasch enteilend
Holt sie ihm die warme Hülle.
Wartend, duldend, bittend harrt sie,
Ihm den Mantel umzuhängen;
Doch mit mürrischer Gebärde
Wehrt er ab ihr stummes Drängen.

„Was ist Euch, mein teurer Gatte?
Sagt, woher die üble Laune?
Habt Ihr heute schlecht geschlafen?
War nicht weich des Lagers Daune?
Selber streich' ich jeden Abend
Warm und weich die Kissen nieder;"
Und gleich Tau auf schwanken Halmen
Beben ihre zarten Glieder.

Auf bricht Pázmán, achtet nicht des
Feuchten Augs, der Stimme Beben,
Sucht den Drücker in den Angeln,
Greifet fluchend stets daneben.
Eva, seine Gattin, möchte
Lächeln gern mit wundem Herzen;
Doch nur Thränen kann sie finden:
Unerhört ist solch ein Scherzen!

Als der Gatte auf der Schwelle
Ohne Lebewohl will gehen,
Sinkt sie auf die Faust von Eisen,
Sie mit Küssen zu besäen;
Doch er stößt sie zürnend von sich,
Schnaubt sie an: „Hinweg, du Schlange!"
Dreht im Schloß den schweren Schlüssel:
„So! Jetzt ist mir nimmer bange."

2.

In Vischegrád's Königsburg, süßer Ruhe pflegend,
Sitzt der König, diesmal nicht Kriegeslist erwägend.
Auch umgeben ihn jetzt nicht bärtig ernste Greise,
Tanz und Sang und heitre Lust tönet aus dem Kreise.

Dahin lenket zürnend wild Pázmán seine Schritte,
Und der Fliesen Marmor dröhnt unter seinem Tritte.
„Sagt, wer tobt und pocht da draußen?" „Jener wackre Streiter,
Der die schöne Gattin hat, wo wir zechten heiter!"

„Schnell, mein Narr, auf meinen Platz hurtig dich gerücket!
Was er will, das weiß ich wohl, wo der Schuh ihn drücket.
Sei du König, ich bin nur einer deiner Leute:
Hier mein Wort, was du beschließt, gilt als Urteil heute."

Und der Narr sein Schelmgesicht legt in ernste Falten,
In dem goldnen Lehnstuhl gilt's, Königsamts zu walten.
Draußen durch der Zimmer Flucht stößt die Kriegsgesellen
Ritter Pázmán wild zurück, die den Weg verstellen.

„Haltet, o mein König, mir, haltet mir zu Gnaden!
Schwere Klage drückt mein Herz, weh- und zornbeladen.
Nicht vom Wein bin ich berauscht, mich betäubt die Klage,
Drum vergebt, wenn ich vielleicht kühne Worte wage.

„Junge Ritter kamen, Herr, aus des Hofes Kreise . . .“
„Was? zu Haus geblieben sind müßig meine Greise?“
„Nicht das ist's, was ich, o Herr, komme Euch zu klagen,
Junge Ritter, wie gesagt, kamen um zu jagen.“

„Plünderten den Wildpark dir, brachen ins Gehege?“
„Nicht doch, nicht doch, edler Herr, daran wenig läge,
Meine Wälder ungezählt Wild um Wild entsenden —
Doch wenn ich zu Wort nicht komm', werd' ich heut nicht enden.

„Abends saßen aufgeräumt bei dem Mahl die Zecher,
Für den König, für das Land leerten wir die Becher —“
„Und sie tranken sich dann voll, zankten um die Wette?“
„Nicht doch, Herr, sie gingen schön ruhig dann zu Bette.

„Morgens, Herr, die Ritter dann dankend sich empfahlen —“
„Und vergaßen sicher die Zeche zu bezahlen?“
„Daß die Pest! bezahlen läßt, merkt's Euch, Herr, für immer,
Von dem Gast an seinem Tisch sich der Ungar nimmer.

„Morgens, Herr, da zogen sie fort aus meinem Hage;
Doch der eine schlich zurück, das ist meine Klage!
Dieser eine, Herr, ich hab' mir es zugeschworen,
Diesen töt' ich, sollt' ich drob in der Hölle schmoren!“

„Sehr berechtigt ist dein Groll, wohl kann ich's verstehen,
Nie ist noch ein solcher Fall auf der Welt geschehen.
Heimlich schlich ein Gast zurück, da die Schar gegangen,
Diesen einen tötest du. Das kannst du verlangen!“

„Fluch und Tod! Bin ich berauscht, bin ich toll geworden?
Weil ein Gast mir kommt und geht, sollt' ich ihn ermorden?
Aber meine Gattin stand an des Hauses Schwelle.
Ha, ich töt' ihn heute noch, töt' ihn auf der Stelle!“

„Klug ist deiner Rede Sinn, wie zu allen Zeiten;
Uebel thät' ich wahrlich dran, wollt' ich sie mißdeuten.
Auf dem Flur dein Weibchen stand, oder an der Pforte;
Niemals stand sie sicherlich noch an diesem Orte."

„Tod und Teufel! Herr, versteht besser, was ich spreche:
Meines Lebens höchstes Gut raubte mir der Freche.
Küssend wagt' der Bube mein Weibchen zu umschlingen —
Ha, daß ich nicht rascher aufs Roß mich konnte schwingen!"

„Auf mein königliches Wort, das kein leerer Hauch ist,
Büßen soll der Taugenichts, wie es Ritterbrauch ist:
Schlichtend mit der Faust den Zwist, sollt ihr heut euch messen.
Sagt mir seinen Namen nur, den hab' ich vergessen."

„Seinen Namen? — hm — ja — den — wußt er zu verstecken,
Doch vielleicht gelingt es mir, ihn hier zu entdecken.
Dieser ist es — dieser — Herr — hol' ihn gleich der Drache!"
Und auf Ungarns König weist Pázmán voller Rache.

3.

Um Vischegráds Burg sich scharen
Männer, Weiber, Kinder, Greise;
Etwas wird heut hier geschehen,
Schranken schlägt man auf im Kreise.
Um den Anblick zu genießen,
Trotzen sie des Büttels Schlägen.
Mag zu Haus am Herd die Katze
Sorgend heut der Suppe pflegen!

Kreischend öffnen sich die Pforten,
Hörner hallen, Büsche wallen.
Schlachtgerüstet sammeln schnell sich
Auf dem Kampfplatz die Vasallen.

Mit geschlossnem Helm gleich Möhren
Stolz zwei schwarze Ritter sprengen;
Ihnen folgt der Kinder Auge,
Zitternd sich die Kleinsten drängen.

„Weg da, weg, meßt schnell die Bahn aus,
Straff die Zügel, Lanzen hebet!
Eins, zwei! los!“ Die Ritter stürmen
Vorwärts, daß der Boden bebet.
Nahend wachsen die Gestalten,
Schild und Spieß zusammenklirren:
Ritter Pázmán taumelt rückwärts,
Fällt zur Erd' mit dumpfem Schwirren.

„Die Gefahr ist schon vorüber,
Nichts ist, nichts, mein wackrer Krieger,“
Spricht der Held, sein Haupt entblößend.
„Matthias selbst ist's! Heil dem Sieger!“
„Hoch“ will Ritter Pázmán rufen,
Und dem Aug' entquillt die Thräne;
Doch statt Worten Blut nur strömet,
Mit dem Blut drei Backenzähne.

„Herr des Himmels!“ spricht der König,
„Nicht das wollt' ich, wackrer Streiter.
Solche Zähne wiegt kaum Gold auf,
Hätten noch gehalten weiter.
Solche Zähne! Diesen Schaden
Kann ich nicht genug beklagen,
Wenn der Weisheitszahn nicht mitging,
Kannst du jetzt von Glück noch sagen.

„Doch ich will mit guten Rates
Würze dir den Scherz versetzen:
Bleib zu Haus, wenn dir nichts fehlet,
Lerne Eva besser schätzen.“

So der König! Und zum Rate
Läßt er's an der That nicht fehlen:
„Für drei Zähne sollst du dir jetzt
Als Ersatz drei Dörfer wählen."

Und das Hundsfell in dem Ränzchen,
Läßt sein Rößlein Pázmán traben;
Doch voraus ein Wagen rollet
Heim zur Gattin, voll mit Gaben.
Eva glaubt nur schön zu träumen,
Und der Fragen sind nicht wenig;
Doch ihr Gatte wiederholt nur:
„Gott erhalte unsern König!"

Dante.

Ich stand an seiner Wässer abgrundtiefer Flut.
Glatt war die Fläche, dunkel, wie die schwarze Nacht,
Kaum lüftet sie das Rosenblättchen, das drauf ruht;
Kaum bebt sie, wie die Erde, wenn sie schwanket sacht.
Ihr blauer Spiegel warf getreu zurück das Bild
Der Welt und meins, des Menschen, der am Ufer stand;
Doch noch kein Aug' durchschaute je die Brandung wild,
Die er allein, vielleicht er selbst nicht ganz, gekannt.

O wunderbarer Geist, der du dem Himmel gleich,
Der schrankenlos sich spiegelt in dem Ozean!
Eins an Majestät, an unermeßlichem Bereich,
Weil beide endlos, unergründlich ihre Bahn.
Der Mensch, der Dichter (wie erbärmlich ist dies Wort!)
Läßt zitternd fallen seinen wesenlosen Kranz,
Als trät' er ein in einer Kirche heil'gen Ort;
Anbetend fällt er nieder, ahnt der Gottheit Glanz.

Des Geistes Senkblei über dieser Tiefe Grund
Gleich leichten Flocken auf der Fläche schwebt.
Die Seele lockt des wilden Wirbels dunkler Schlund,
Ein wunderbares, hehres Ahnen sie erhebt.
Sie fühlt den Druck von unbekannter Welten Chor
Und fühlt der Wonne Qualen angstdurchbebt,
Und hört, wie sich der Leviathan bäumt empor,
Der Geist des Herrn über des Wassers Tiefe schwebt.

Kann dieser Geist ein Teil der großen Gottheit sein?
Ist Gott ja einzig doch und ewig unteilbar.
Wird einem Menschenaug' der Geisterwelten Schein
Bei irdischem Bewußtsein jemals offenbar?
Gar manch Jahrtausend in dem Kreislauf wiederkehrt,
Eh' je ein Erdentraum in jene Welt sich schwingt,
Der auch den Zweifler knien, fromm anbeten lehrt
Die Gottheit, die aus dunkeln Nebelsäulen dringt.

Die Trösterin.

Was der Herd dem öden Hause,
Was dem Vogel seine Klause,
Was der Tau dem durst'gen Grunde,
Was der Balsam für die Wunde,
Was der Lampe Schein im Dunkeln,
Schattenkühl' im Sonnenfunkeln,
Was das Wort kann künden nie dir,
Das bist du, o Poesie, mir!

Wenn auf wüster Erdensteppe
Ich die Schmerzen mühsam schleppe,
Gram die düstre Stirne streifet,
Winterfrost mein Haupt bereifet,

Duftet linde manche Blüte,
Heilet mild mein wund Gemüte,
Und in dieser Blüt' erkenn' ich,
Wüstenrose, Poesie, dich!

Wenn das Herz voll Liebesbangen
Nach den Menschen trägt Verlangen
Und dann scheu zurück sich ziehet,
Wie ins Bett der Kranke fliehet:
Bettest weich du seinen Kummer,
Mild bewachst du seinen Schlummer,
Wandelst in der Träume Kosen
Lebensdornen oft zu Rosen.

Würzest süßer jede Freude,
Zart verhüllst du, was ich leide,
Daß die Schadenfreud' nicht sehe
Meines Herzens tiefes Wehe.
Spielst mit Regenbogenschimmer
In der Thränen Taugeflimmer.
Jedes Leid, das mich durchdrungen,
Edler wird's, im Lied gesungen.

Ob im Lied Verdienst verborgen,
Nimmer macht die Frag' mir Sorgen.
Meines Lämpchens milder Schimmer
Ist des Schiffers Leitstern nimmer,
Gleichet nicht den Leuchtturmgluten,
Dahin tausend Segel fluten,
Die ihr Licht der Ferne senden:
Ihm genügt's, mir Licht zu spenden.

Frau Agnes.

An dem Bache wäscht Frau Agnes,
Wäscht ihr weißes Linnen dort.
Und das Linnen, rot vom Blute,
Spült die Welle fort und fort.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Um sie scharen sich die Kinder:
„Agnes, sag, was wäschst du hier?"
„Stille, still doch! Meines Hühnchens
Blut befleckt dies Tüchlein mir."
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Nachbarinnen sie umringen:
„Agnes, sag, wo ist dein Mann?"
„In der Kammer ruht er, Herzchen;
Still! damit er schlafen kann."
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Schergen nahen: „Komm, Frau Agnes,
Tiefer Kerker harret dein."
„Ach, wie kann ich gehn, mein Schätzchen,
Eh' mein blutig Linnen rein?"
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

In des Kerkers düstre Tiefen
Dringt am Tag nur schwacher Strahl;
Doch die Nächte, ach, die bergen
Schreckdämonen ohne Zahl.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

An dem falben Tagesschimmer
Hängt ihr Auge festgebannt,
Und so starrt sie Tag um Tag nur
Auf den Strahl hin unverwandt.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Denn wie sie den Blick abwendet,
Sieht sie Furien greulich drohn;
Wenn der schwache Strahl nicht wäre,
Längst umfing' sie Wahnsinn schon.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Und nach langem, bangem Harren
Oeffnet dann der Kerker sich,
Und vor ihre ernsten Richter
Tritt Frau Agnes sittiglich.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Ordnet des Gewandes Falten,
Streichet glatt das blonde Haar,
Schiebt zurecht am Kopf das Tüchlein,
Denn ihr Geist ist ja noch klar.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Rings im Kreis am grünen Tische
Sitzen Greise, ernst und mild,
Tiefes Mitleid in den Zügen,
Keiner blicket zürnend wild.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

„Agnes, Agnes, sag, was thatst du,
Welch Verbrechen fürchterlich?
Dein Geliebter selber zeiht der
Schweren, finstern Blutschuld dich.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

„Er, der deines Gatten Mörder,
Stirbt den Tod von Henkershand,
Und du bleibst für immer, immer
In dem Kerker festgebannt."
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Agnes blickt herum im Kreise,
Ob ihr Geist wohl unbeirrt,
Doch sie hört, versteht die Rede —
Nein, ihr Sinn ist nicht verwirrt.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Nur was sie von ihrem Gatten
Sprachen, dünkt ihr sonderbar;
Doch daß ihr das Gehn verwehrt ist,
Dieses eine ist ihr klar.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Heiß berieseln bittre Zähren
Ihre bleichen Wangen jetzt,
Wie der Tau die Lilienkelche,
Wellenschaum den Schwan benetzt.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

„Ach, ihr Herrn, gestrenge Richter,
Sehet meine Not doch ein!
Meiner harret schwere Arbeit,
Ich kann nicht gefangen sein.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

„Auf mein Betttuch fiel ein Makel,
Den ich eilig tilgen muß;
Ach, wenn er dran haften bliebe,
Sterben müßt' ich vor Verdruß."
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Schweigend blicken sich die Richter
Tief betroffen ins Gesicht.
Still ist's rings. Die Lippen schweigen,
Doch das Auge deutlich spricht:
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

„Geh nach Hause, arme Agnes,
Wasch dein blutig Linnen rein;
Geh nach Hause, und der Himmel
Mag dir Kraft dazu verleihn!"
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Und Frau Agnes wäscht ihr Linnen
Emsig an dem alten Ort;
Und es spült die rasche Welle
Stets das reine Linnen fort.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Denn vergebens schimmert's schneeig,
Längst schon ist kein Blut zu sehn.
Nur Frau Agnes sieht noch immer,
Was in jener Nacht geschehn.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Und vom Abend bis zum Frührot
Steht sie in der Flut so klar;
Auf den Wellen schwankt ihr Schatten,
In dem Wind ihr Lockenhaar.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Wenn des Baches Flutgekräusel
Silbern glänzt im Mondenschein,
Schimmert fern ihr weißer Schlegel,
Und sie klopft das Linnen rein.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Und so geht es Sommer, Winter,
Jahr um Jahr nicht rastet sie,
Sonne sengt ihr Lilienantlitz,
Blau vom Froste wird ihr Knie.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Grau sind schon die wirren Haare,
Deren Schwärze längst verblich;
Tiefe Furchen gruben krause,
In das glatte Antlitz sich.
Verlaß mich nicht, himmlischer Vater!

Und im Bache steht Frau Agnes,
Wäscht das alte Linnen dort,
Und des alten Linnens Fasern
Trägt die rasche Welle fort.

An mein Söhnchen.

Gott sei Dank! Nun ist es wieder Nacht!
Abermals ein Erdentag vollbracht!
Trübe flackert drin der Kerzenschein,
Draußen hüllt die Erde Dunkel ein.
Wachst du noch zu später Nacht, mein Sohn?
Weich und wärmend winkt dein Bettchen schon;
Falte deine Händchen drum geschwind,
Bete, bete, mein geliebtes Kind!

Sieh, ein Dichter bin ich, arm und schlicht,
Reiches Erbe hinterlass' ich nicht;
Meinen Ruf nur, drauf kein Makel ruht,
In der Menge Aug' ein wertlos Gut.

Drum in deines Herzens Lenzeshain
Lasse mich des Glaubens Gärtner sein;
Falte deine Händchen drum geschwind,
Bete, bete, mein geliebtes Kind!

Denn der Glaube ist dem Armen wert,
Weil er dulden ihn und hoffen lehrt
Und er doch bis zu des Todes Kuß
Immer dulden, immer hoffen muß.
Nie wär' ich im Leide trostberaubt,
Könnt' ich glauben, wie ich einst geglaubt;
Falte deine Händchen drum geschwind,
Bete, bete, mein geliebtes Kind!

Wenn dich einst die Arbeit ruft hervor
Aus der Spielgefährten frohem Chor,
Wenn der Fremde nützt als Werkzeug dich,
Dessen Liebe herb, stiefmütterlich,
Soll des Glaubens lichter Himmelsschein
Deiner stummen Thränen Tröster sein;
Falte deine Händchen drum geschwind,
Bete, bete, mein geliebtes Kind!

Wenn du fühlst und siehst das schwere Leid,
Das zur Erde beugt die Redlichkeit;
Geist und Tugend in den Staub gelegt,
Und des Lasters Glück den Neid erregt,
Und das Himmelreich der Dummen Los,
Leg den Glauben in die Wage bloß;
Falte deine Händchen drum geschwind,
Bete, bete, mein geliebtes Kind!

Wenn dir dämmert der Erkenntnis Licht,
Daß der Väter Land die Heimat nicht,
Daß den Pfad, der Wiege trennt und Grab,
Menschenalter wandelten hinab,

Tröste dich der heil'gen Lehre Wort:
„Wandrer sind wir nur an diesem Ort;"
Falte deine Händchen drum geschwind,
Bete, bete, mein geliebtes Kind!

Hoffe auf ein schönres Land, mein Sohn,
Drin die Tugend findet ihren Lohn,
Daß dein Herz ob des Geschickes Lauf
Sich nicht lehne gen den Schöpfer auf.
Wandle auf der Träume Himmelssteg,
Diesen Kuß geb' ich dir auf den Weg;
Falte deine Händchen drum geschwind,
Bete, bete, mein geliebtes Kind!

Die Waleser Barden.

Der Britenkönig Eduard
Aufs falbe Roß sich schwingt:
„Laßt sehn," er spricht, „was an Gewinn
Mein Waleser Land mir bringt!

„Ob's Flüsse hat und Weideland,
Und ob sein Boden gut,
Ob das Begießen ihm gefrommt
Mit der Rebellen Blut.

„Und ob das Volk, das liebe Volk
So glücklich lebt im Land,
Wie ich es will, dem Pflugstier gleich,
Den in das Joch es spannt."

„O Sir! In deiner Königskron'
Ist Wales der schönste Stein;
Denn Flüsse, Aecker, Weideland,
Gebirg und Thal nennt's sein.

„Und auch das Volk, das liebe Volk
Fühlt sich an Glück so reich:
Stumm liegen seine Hütten da,
Den öden Gräbern gleich."

Der Briten König Eduard
Auf falbem Roß hinjagt:
Auf Feld und Au'n kein Mensch zu schaun,
Kein Laut zu tönen wagt.

Montgomery das Schloß sich nennt,
Dahin zur Nacht er zieht;
Montgomery, des Schlosses Herr,
Des Wirtes Amt versieht.

Erlesne Fische, seltnes Wild,
Was Gaum labt und Gemüt,
Trägt auf der Diener flinke Schar,
Des Schauens wird man müd.

Was all das schöne Inselland
An Speis und Trank beschert,
Was ferne überm Ozean
Der Traube Blut gewährt.

„Ihr Herrn, ihr Herrn! Ist keiner da,
Der auf mein Wohl anklingt?
Ihr Herrn, ihr Herrn! Ist keiner da,
Der mir den Trinkspruch bringt?

„Gewild und Fisch, was Gaum' und Aug'
Ergötzet, bringt ihr mir;
Doch seh' ich, ha, zum Teufel auch!
Nur Edelleute hier.

„Ihr Herrn, ihr Herrn! Ihr Hundebrut!
Kein Hoch auf Eduard?
Wo ist zu meiner Thaten Ruhm,
Wo ist ein Waleser Bard'?"

Der Waleser Gäst' erlesne Schar
Sich stumm ins Auge sieht,
Und von der Wange zornesbleich
Die Lebensröte flieht.

Das Wort erstirbt, der Atem stockt,
Und jede Stimme schweigt;
Denn in der Thür im Taubenhaar
Ein greiser Bard' sich zeigt.

„Hier ist, der deiner Thaten Ruhm
Zu künden hieher wallt."
Und Todesröcheln, Waffenschall
Dem Saitenspiel entschallt.

„Geröchel tönt, die Waffe klirrt,
Blut färbt der Sonne Bahn,
Der Blutgeruch lockt Nachtgewild,
Das thatest du, Tyrann!

„Der Völker tausend hingemäht,
Ein blut'ger Garbenberg,
Daß, wer da atmet, weinend pflügt —
Tyrann, das ist dein Werk!"

„Zum Holzstoß für dies wilde Lied!"
Ruft König Eduard,
„Nach süßern Liedern steht mein Sinn."
Da naht ein junger Bard'.

„Zephyre lispeln leis und lind
Von Milfords Golfe her.
Der Jungfrau Klag', der Witwe Leid
Draus säuseln thränenschwer.

„Gebier uns keine Sklaven, Maid!
O Mutter, nähr kein Kind!"
Der König winkt. Dem Greise folgt
Zum Holzstoß er geschwind.

Doch ungerufen, kühnen Muts
Ein dritter Bard' aufsteht,
Und seiner Leier Thränenlied
Den Dichter rasch verrät.

„Der Edle fiel in blut'ger Schlacht:
So wisse, Eduard,
Der preisend deinen Namen nennt,
Der ist kein Waleser Bard'.

„Sein Name lebt im Liede noch:
So hör's denn, Eduard!
Fluch deinem Haupt ist jedes Lied,
Das singt ein Waleser Bard'."

„Das will ich sehn!" Und schnell ergeht
Ein grauses Blutwort jetzt:
„Zum Holzstoß jeden Sänger führt,
Der kühn sich widersetzt!"

Und eilig sprengt der Diener Schar
Durch Wald und Feld und Hag;
Das war zu Schloß Montgomery
Das grause Festgelag.

Der Briten König Eduard
Auf falbem Roß hinzieht,
Um ihn aufloht von Flammenglut
Das Waleser Landgebiet.

Fünfhundert edler Barden Leib
Der Flammen Opfer ward;
Doch keiner bracht' das Wort hervor:
„Es lebe Eduard!"

„Ha, ha, was braust, welch nächtlich Lied
Ist's, das mein Ohr jetzt hört?
Den Lordmajor laß' hängen ich,
Wenn ein Geräusch mich stört!"

Und still ist's rings, kein Mückchen regt
Die Schwingen sacht zur Flucht.
Weh dem, des Lipp' ein Laut entfährt!
Der König Schlummer sucht.

„Ha, Musikanten, Trommler her,
Trompeter, Paukenschlag!
Laut dröhnet Flüche an mein Ohr
Das Waleser Festgelag."

Doch lauter noch als Trommelschall,
Als schriller Hörnerklang,
Fünfhundert Barden stimmen an
Ihren Märtyrersang.

Das Kind und der Regenbogen.

Aus des Himmels Thränenschleier
Lachend lugt das Blau hervor,
Schimmernd kränzt des Regenbogens
Doppelbrück' des Ostens Thor.
Zu der Wolke Farbenbogen
Blickt ein sinnend Augenpaar,
Traumverloren blickt empor es,
Reich umwallt von Lockenhaar.

„Ach, wie prächtig ist die Brücke,
Die dort steiget himmelan!
Auf und nieder wandeln Engel
Jetzt gewiß die goldne Bahn.
Könnt' ich doch dahin gelangen!
Hurtig, ich versuch's geschwind;
Engel thun ja nichts zuleide
Einem guten, frommen Kind.

„Weit ist's auch nicht, sieh, dort liegt sie
Hinterm nahen Walde nur.
Bis zum Abend leicht erreich' ich
Drauf des Himmels goldne Flur.
O wie unbeschreiblich prächtig
Muß es dort im Innern sein!
Könnt' ich einen Blick nur werfen
In das Himmelreich hinein!"

Spricht's, und mit Gedankenschnelle
Fliegt's dahin, schon ist es fort.
Rufend tönt der Mutter Stimme,
Ungehört verhallt ihr Wort.

Auf dem Wege winken Blüten:
„Schöner Knabe, bleib doch stehn!“
Tausend Vögel singend locken,
Doch er hört nicht, will nicht sehn.

Auf dem schlüpfrig-glatten Pfade
Hält sein Fall ihn oftmals auf,
Dornen zerren ihn am Kleide:
„Hemme doch den raschen Lauf!“
Hindernd legt ein Silberbächlein
Sich vor den beschwingten Fuß,
Das, er kaum mit Müh' durchwatet,
Abermals durchkreuzen muß.

Doch ihn schrecket nicht das Bächlein,
Nicht der schlüpfrig-glatte Steg;
Achtend nicht des Dorngestrüppes,
Eilt er weiter seinen Weg.
Nicht der Lust, Gefahr nicht achtend,
Die den schwachen Fuß ihm bannt;
In der Höh' am goldnen Bogen
Hängt das Auge unverwandt.

Auf dem Wege ruft ein alter
Ackersmann ihm mahnend zu:
„Kind, warum dies wilde Hasten?
Wohin stürmst du ohne Ruh?“
„Ach,“ so spricht er, vorwärts drängend,
Schenkt dem Frager keinen Blick,
„Hin zu jener Brücke eil' ich,
Muß bis Abend noch zurück.“

„Thöricht Kind, wo ist die Brücke?
Dich verführt ein eitler Wahn.
Das ist ja ein Regenbogen,
Endet fern am Ozean;

Sauget Naß aus seinem Schoße
Für die Wolke, halb entleert.
Doch nur zu, wenn des erfahrnen
Greises Wort dich nicht bekehrt!"

„Ob es Brück', ob Regenbogen,"
Spricht er, „dennoch muß ich hin,
Daß ich dort von seinem Wesen
Sichre Kunde mir gewinn'."
In des Waldes Dickichtpfade
Dringt er tiefer, ganz allein,
Wo die Nacht herniedersinket,
Ihn ins Dunkel hüllet ein.

Leiser Seufzer, Geisterlachens
Tön' er zu vernehmen glaubt,
Neckisch streift ein unsichtbares
Etwas ihm den Hut vom Haupt.
Weißlich aus dem grünen Dickicht
Schimmern Stämme da und dort,
Doch durchs Laub der Regenbogen
Winkt ihm, und er schreitet fort.

Pilger kommen ihm entgegen,
Müß'ger Fragen hört er viel.
„Kleines Närrchen, spar die Mühe,
Nie gelangt ein Mensch ans Ziel;
Manche Fabel kündet wohl uns
Sein geheimnisvoll Entstehn,
Doch von uns so vielen hat ihn
Keiner aus der Näh' gesehn."

Doch das Kind ist nicht zufrieden:
„So will ich der erste sein,"
Spricht's und klimmt empor auf pfadlos
Laubbedecktem Felsgestein.

Wundgeritzt vom Berggerölle,
Das dem müden Fuße weicht,
Sinkt der Knabe kraftlos nieder,
Als den Gipfel er erreicht.

Dort noch, als er schon ermattet
Regungslos zusammenbricht,
Haftet sehnend noch das Auge
An dem Regenbogenlicht.
An dem Bogen, der zu schwinden,
Zu erblassen schon beginnt,
Dessen Farbenpracht erlöschend
In ein leeres Nichts zerrinnt.

„Was du sein magst: goldne Brücke,
Schöner Bogen, Himmelslicht,"
Ruft er mit erhobnen Armen,
„Bleib bei mir, verlaß mich nicht!
Kann ich auch auf dir nicht wandeln
Engeln gleich den Himmelspfad;
Warte, laß empor mich blicken,
Warte, bis der Tod mir naht!"

Seine Worte hört ein Klausner,
Vor dem Knaben macht er Halt.
Von dem Haupt der Schnee des Alters
Silberweiß herniederwallt.
„Warum sehnst du in das Grab dich?"
So der Greis ermahnend spricht,
„Früh noch wär's herabzufallen
Gleich der Frucht, die reif noch nicht.

„Deine Sehnsucht lockt dich in ein
Unerreichbares Gefild.
Das, wonach du heiß verlangest,
Ist ein trügrisch Lichtgebild;

Ist ein Strahl des Sonnenauges,
Ist ein Siegeslächeln nur,
Das sich in der Wolke Thränen
Farbig bricht, doch ohne Spur."

So der Alte; mild belehrend
Oeffnet er mit Denkerwort
Der Natur geheimnisvolle,
Festverschlossne Wunderpfort';
Und mit treuer Vatersorge
Er den müden Knaben pflegt,
Den er, als der Morgen taget,
In der Eltern Arme legt.

Oft noch sah der Knabe später
Schöne Regenbogen stehn,
Und es flossen seine Thränen
Stets, wenn er emporgesehn:
Daß es nur ein leeres Bild sei,
Dessen Strahl sein Aug' berührt,
Keine Brücke, die von Erden
Aufwärts zu dem Himmel führt!

Das Bahrgericht.

Tot ward der Junker von Bárcz aufgefunden
Mitten im finstern Radványer Wald;
Blutig emporragt ein Dolch aus den Wunden,
Und diese Waffe, als Zeugnis sie galt,
Daß er gefallen durch Mördergewalt.

In sein Kastell läßt der Vater ihn tragen,
Nieder ihn legen im kühlen Palast;
Läßt ihn nicht waschen. Auf schmuckloſem Schragen
Blutig, wie man ihn gebettet in Hast,
Läßt er ihn liegen in lautloſer Rast.

Ringsum bewachen ihn Hellebardiere,
Keiner hinaus darf und keiner hinein.
„Wenn seine Mutter, die Schwester, zur Thüre
Käm', ihn beweinen — ſo laßt ſie nicht ein!
Weh dem, der mir nicht gehorſam wird ſein!"

Schluchzend verbirgt hinter Thüre und Riegel
Weiblicher Schmerz ſich und leiſes Gebet.
Er aber ladet mit amtlichem Siegel
Jeden, den ſchielend ſein Argwohn erſpäht:
„Kommt, daß die Wunde den Mörder verrät!"

Trauerflor ringsum in düſteren Falten . . .
Goldener Sonnenſchein glänzet dort nicht;
Finſtere Häſcher die Wache nur halten,
Totengebete der Prieſter nur ſpricht.
Fahl auf die Leiche fällt gelbliches Licht.

„Wer ihm je feind war, der nahe dem Toten!"
Alle erfüllen die traurige Pflicht,
Stellen zur Bahre ſich, wie er's geboten;
Doch aus der Wunde kein Blutstropfen bricht.
„Alſo auch jener, auch der iſt es nicht!"

„Wer denn?" So wütet der Schloßherr jetzt düſter;
„Straflos ward nimmer die Blutthat vollbracht!
Her mit dem Mörder! . . . Mein Argwohn, und müßt' er
Treffen ins eigene Herz mich mit Macht,
Jeden, der atmet, den trifft mein Verdacht.

„Ruft die Gespielen, die Jugendgenossen!“
Alle erscheinen, ihr Aug' auf ihm ruht,
Ach, daß sein Blut hier so ruhmlos geflossen,
Nicht auf dem Schlachtfeld in kriegrischer Glut!
Aber der Wunde entströmet kein Blut.

„Ruft das Gesinde, das Dorf soll erscheinen,
Alte und Junge zum Totengericht!“
Keiner erblicket ihn, ohne zu weinen,
Mitleid aus jeglichem Angesicht spricht;
Aber die Wunde, sie blutet doch nicht.

„Rufet die Mutter jetzt, rufet die Schwester!“
Jammernd in Klagen das Mädchen ausbricht,
Schluchzend umarmet die Mutter ihn fester;
Aber der Tote, er fühlet es nicht,
Und aus der Wunde kein Blutstropfen bricht.

„Ruft Abigail von Kund noch als Letzte,
Die er verlobt sich mit liebender Glut!“
Funkelnd am Dolch hängt ihr Aug', das entsetzte,
Stein wird ihr Antlitz, gebannet sie ruht:
Purpurn der Wunde entströmet das Blut.

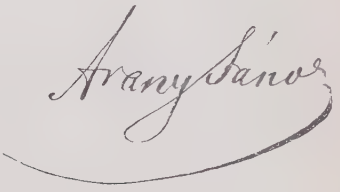
Thränenlos starrt sie; ihr Busen, er hämmert;
Abgewandt presset die Augen sie zu:
Gräßlich ist's, was jetzt im Geiste ihr dämmert,
Leblos erstarret ihr Herzschlag im Nu —
„Mädchen, die Mörderin des Sohnes bist du!“

Regungslos lauscht sie dem, was er gesprochen,
Ohne Verständnis — dann lallet sie stier:
„Meinen Verlobten hab' ich nicht erstochen,
— Gott und sein Himmel bezeugen es hier —
Aber den Dolch, den erhielt er von mir.

„Lang hat mein Herz ihm in Liebe geschlagen,
Lange schon nannten wir bräutlich uns Du;
Er aber bat mich, das Jawort zu sagen,
Oder er nähm' sich das Leben im Nu.
Lächelnd gab ich den Dolch ihm: ‚Stoß zu'."

Jäh, wie im Auge die Glut sich entfachet,
Reißt sie den Stahl aus der Wunde so rot,
Schwinget die Waffe und weinet und lachet,
Rennet hinaus dann, vom Wahnsinn umloht;
Keiner dem Mädchen die Thüre verbot.

Unten da rennt sie im Wahn durch die Gassen,
Tanzet und singet ein Lied voller Graus:
„Einst war ein Mädchen, das wild ausgelassen
Stets mit dem Liebsten ihr Spiel trieb gar kraus,
So wie die Katze gern spielt mit der Maus."



Vajda, János (Johann), geboren in Budapest im Jahre 1827, beendete seine Gymnasialstudien in Stuhlweißenburg, wurde dann Schauspieler wie die meisten großen Dichter aus jener Periode, denen die Hebung der nationalen Kunst Hauptzweck war, und nahm an dem Freiheitskampfe teil, nach dessen Beendigung er die journalistische Laufbahn betrat. Von dieser Zeit an war er als Journalist unermüdlich thätig und schrieb viele Bände politischer und philosophischer Prosa. Doch wurde er in dem politischen Getriebe der Muse nicht untreu, sondern beschenkte die ungarische Nation mit lyrischen und epischen Gedichten, die, obgleich von der Düsterheit des Pessimismus umschattet, sowohl durch seltene Formvollendung als auch durch erhabenen Gedankenflug und philosophische Tiefe zu den Meisterwerken der ungarischen Literatur gehören. Von seinen größern Gedichten verdient in erster Linie die Erzählung „Alfreds Roman" genannt zu werden, und unter seinen kleinern Gedichten finden wir zahllose Perlen von bleibendem Werte. Trotz seines hohen Alters ist er heute noch dichterisch thätig, und die Verehrung der Nation, sowie die Anerkennung des Königs, der ihm in Würdigung seiner Verdienste ein Ehrengehalt ausgesetzt hat, begleiten sein Wirken.

Herbstscenen.

Die Wolken, sie kreisen im stürmischen Reigen,
Die Pappel am Ufer, sie schwanket und bebt.
Die Eichen am Felsen die Wipfel drob neigen,
Daß wieder der herrliche Sommer entschwebt.
Die Raben und Krähen jetzt scharenweis kreisen,
Es frösteln im dornigen Strauche die Meisen,
Im raschelnden Laube die Winde hinwehn.
Die Blätter verwelken, die Rosen vergehn.

Die Blätter verwelken, die Rosen vergehn.
Ist dies unser Ziel hier, zu dem wir ersehn?
Und endet die Bahn auf der irdischen Flur?
Vertauschen auf Erden die Formen wir nur?
Ist Tod oder Leben das Ewige, Wahre?
Die Wiege das Ende, der Anfang die Bahre?
Wo ist hier die Täuschung, der Traum uns beschieden,
Ist's jenseits der Grenze, ist's diesseits, hienieden?

Die Wolken, sie kreisen im stürmischen Reigen,
Hinwirbelt die Klette die Stoppeln entlang.
Die Wälder verstummen, die Vögel, sie schweigen,
Die Glocke des Dörfchens tönt traurig und bang.
Wie Morgen und Heute, so kommen und fliehen
Im Flusse die Wellen, die Schatten, sie ziehen,
Die Zipfel des Bahrtuchs, im Winde sie wehn.
Die Blätter verwelken, die Rosen vergehn.

Die Blätter verwelken, die Rosen vergehn.
Soll Hoffnung und Glaube denn spurlos verwehn?
So winket uns tröstend mit kommendem Lenze
Denn gar nichts verheißend von jenseits der Grenze?

Die Bahre sinkt langsam mit schaurigem Rollen,
„Auf immer und ewig", so dröhnen die Schollen.
Die treue Geliebte wirft weinend sich nieder.
„Gibt nimmer und gar nichts die Erde uns wieder?"

Die Wolken im stürmischen Reigen sich schwingen,
Die Sonne geht unter. Die blökenden Reihn
Der Herde, sie ziehn mit melodischem Klingen,
Die Fledermaus schwirret, die Käuzchen, sie schrein.
Aufs Grab sinkt die Mutter mit klagendem Weinen,
Das Mondlicht erstrahlet mit flimmerndem Scheinen.
Am Kreuze dort oben schluchzt leise der Wind:
Die Rosen erblühn, wenn der Frühling beginnt.

Gespenster.

Nicht das sind echte Geisterreigen,
Die bleich des Nachts dem Grab entsteigen,
Die, weil sie hier den Himmel hatten,
Wie Bienen zu den Blütenmatten
Den Flug zurück zur Erde nehmen.
Die ruhelosen, bleichen Schemen,
Die lebensdurst'gen armen Seelen,
Nicht sie sind's, die den Menschen quälen.

Die echten Toten sind die Wesen
Nicht, die auf Erden einst gewesen.
Nicht so ist's, wie es lehrt der Glaube.
Unsterblichkeit wird auch dem Staube.
Noch kein Atom ward je verloren,
Nur das, was nie zum Licht geboren.

Unsterblich ist und ewig dauert
Der Kuß, der wonnig uns durchschauert.
Der Traum nur, der sich nie erfüllte,
Die Sehnsucht nur, die ungestillte,
Nur die versäumte Glücksstunde
Kehrt nie zurück zum Erdenrunde.
Sie sinkt ins Grab für ewig nieder,
Vergangenheit bringt sie nicht wieder, nimmer wieder.

Und gibt's dort oben ein Gedenken,
So werd' ich jener Stunde denken,
Der Lücke, den selbst Götterwillen
Nicht mehr im stande auszufüllen.
Ihr Schlund, er gähnet dunkler, tiefer,
Als einer Leiche starrer Kiefer.
Noch seh' ich draus die Worte dräuen,
Die, todterstarrt, sich stets erneuen;
Ich hör' sie höhnisch flüstern immer:
„Nein, nimmer — hörst du? nimmer! nimmer!"

Wenn selbst des Lenzes Strahlenfülle,
Der in des Morgens Purpurhülle
Erwachend immer sich erneuet,
Dir keinen, keinen Trost verleihet;
Wenn lachend froh die Sonne strahlet,
Aufs Laubwerk goldne Kreise malet,
Und stumm im Nest der Vogel lauschet,
Vom Uebermaß der Lust berauschet,
Nur leise sich ein Hauch entringet
Dem Wonnerausch, der ihn durchdringet;
Wenn atemlos Zephyre lauschen
Des Dickichts rätselhaftem Rauschen
Und lautlos irren auf den Matten;
Wenn auf den schwanken, dunkeln Schatten,

Dem Honig gleich auf Bienenschwingen,
Nur Düfte flatternd Kunde bringen
Von jenen Wonnen, darein trunken
Die Wälder und die Flur versunken;
Wenn diese Wonne dir im Herzen
Erinnrungsblitze weckt und Schmerzen
Wenn alles aufsteigt neugeboren,
Was deine Jugend einst verloren —
Die holde Fee, von deren Lippen
So süß Unsterblichkeit zu nippen,
In der die Wunder, lichtumflossen,
Der Seligkeit sich dir erschlossen;
Wenn jetzt, weil all dies dir versaget,
Das Blut der Pulse wilder jaget,
Auf Erden, in des Grabes Grunde,
Im Himmelreich, im Höllenschlunde.
Zunichte können Sonnen werden,
Doch nie erlischt die Glut auf Erden.
Weißt du von dieser Qual zu sagen?
Die Geister sind's, die ewig plagen!

Erscheinungen.

Der Wüstenein Bewohner manchmal sieht,
Daß rasch vorbei ein seltner Vogel zieht
Mit leichtem, lautlos raschem Flügelwehn,
Desgleichen er auf Erden nie gesehn.

Denn alle andern, soviel deren auch
In Wald und Sumpf, im Riede und im Strauch,
Sie alle auf den ersten Blick er kennt,
Nach ihrem Namen alle sie benennt.

Doch diesen Einen sah er niemals, nein!
Voll glühnder Neugier harrt er täglich sein,
Um ihn, wenn er ihn nochmals wird erspähn,
Bewundernd, prüfend besser anzusehn.

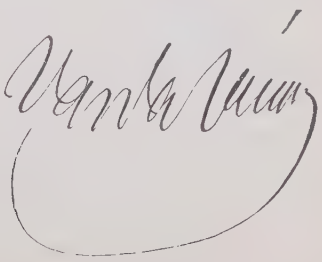
Und lange Zeit er auf den Vogel harrt,
Bis er schon alt und matt und müde ward;
Sein Haar wird grau, die Lider werden schwer,
Doch jenen Vogel sieht er nimmermehr.

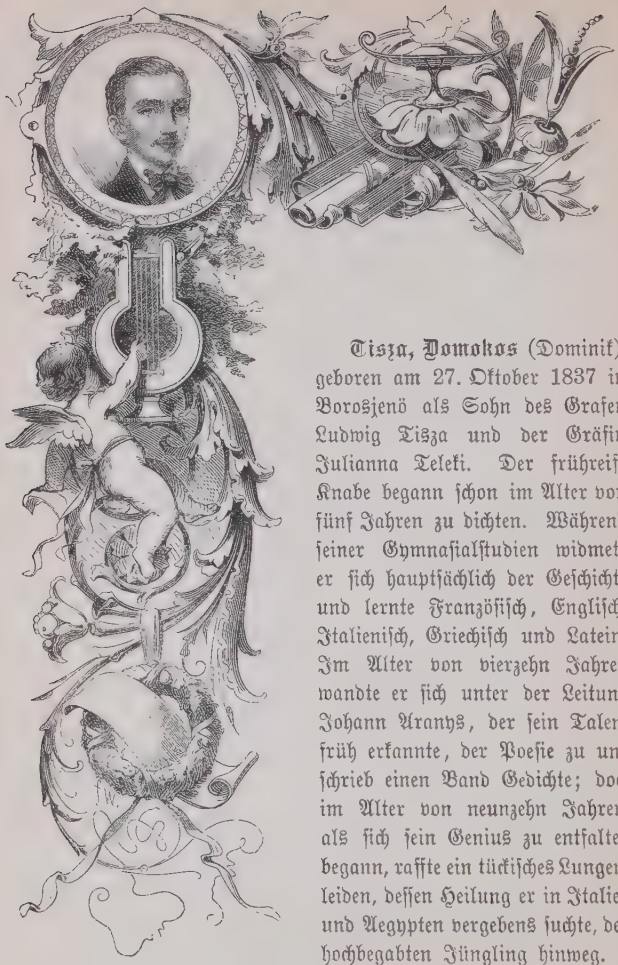
Oft denkt er seiner, sieht ihn oft im Traum,
Kein andres Bild füllt seiner Seele Raum;
Im letzten Augenblick wird's ihm erst klar,
Welch seltner Vogel jener Vogel war.

*

Besinnet euch, ihr Menschen, zögre Welt,
Eh' ihr dem Dichter eine Säule stellt!
Denn leicht geschieht's, daß noch die Säule steht,
Wenn längst sein Lied vergessen und verweht.

Die Zeit nur kann des Nachruhms Richter sein.
Und wer ein Dichter war, das zeigt allein,
Wenn manch Jahrhundert man schon sah vergehn,
Und seinesgleichen niemand mehr gesehn.





Tisza, Domokos (Dominik), geboren am 27. Oktober 1837 in Boroszenö als Sohn des Grafen Ludwig Tisza und der Gräfin Julianna Teleki. Der frühreife Knabe begann schon im Alter von fünf Jahren zu dichten. Während seiner Gymnasialstudien widmete er sich hauptsächlich der Geschichte und lernte Französisch, Englisch, Italienisch, Griechisch und Latein. Im Alter von vierzehn Jahren wandte er sich unter der Leitung Johann Aranys, der sein Talent früh erkannte, der Poesie zu und schrieb einen Band Gedichte; doch im Alter von neunzehn Jahren, als sich sein Genius zu entfalten begann, raffte ein tückisches Lungenleiden, dessen Heilung er in Italien und Aegypten vergebens suchte, den hochbegabten Jüngling hinweg.

Herbstelegie.

O weckt mich nicht aus meinen Träumen! . . .
Ich seh' der sterbenden Natur
Verwelkten Schmuck auf Wald und Flur
Und lausche stumm dem Blätterfall.
Im Herzen regt ein tiefes Weh sich,
Des Herbstes trüber Wiederhall.
Und meine Träume, die im Lenze
So strahlend waren, lustergötzt,
Sie wandeln an der dunkeln Grenze
Des Todes jetzt . . .

Des eignen Herbstes denk' ich trauernd,
Und der Gedanke läßt erschauernd
Mein Herz erbeben in der Brust.
O könnt' ich schon im Grabe modern!
Ich möchte sterben — schnell zerlodern,
Dahingehn voller Jugendlust!
Und meine Phantasien zeigen
Mir düstern Herbstes Bilderreigen.

Ich seh' als Greis mich, dessen Wangen
Des Alters Frost schon längst gestreift.
Des müden Hauptes dünne Locken
Hat längst der Zeiten Frost bereift.
Mein Arm, der einst voll Glutverlangen
Manch schlanke, holde Maid umwand,
Er hält jetzt zitternd nur umfangen
Des warmen Ofens Kachelrand.
Und Freud und Leid, die alten Treuen,
Sie sind nur fremde Wandrer mir,
Die an dem Haus vorübergehen,
Einkehren aber niemals hier.

Ach, alles um mich atmet Freude,
Ich bin allein der Freude bar:
Nichts hat mein Herz, sich dran zu freuen,
Mir winkt statt jetzt nur das, was war.

Die Zukunft, ach, sie ist die falsche,
Die holde Trugprophetin nicht,
Die alles, was mein Herz ersehnet,
Mit honigsüßem Wort verspricht:
Ein Schreckgespenst ist sie, das meiner
Am offnen Grabesrande harrt,
Mich immer schreckt und immer narrt.

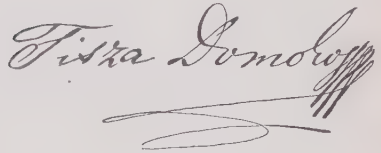
Erwacht ein Wunsch im greisen Herzen,
Den du noch zu erreichen strebst,
So flüstert es ins Ohr dir höhnend:
„Wenn du's erlebst, wenn du's erlebst!"

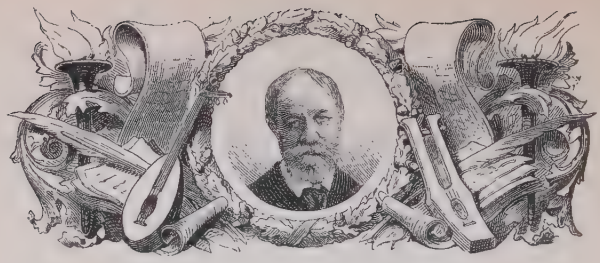
O schwindet, schwindet, schaurig wilde,
Entsetzensvolle Traumgebilde! . . .

Verdorrt ist längst das Laub der Bäume,
Verwelkt sind alle Blüten schon,
Kein Grashalm schmückt der Wiesen Räume,
Der Tod besteigt den düstern Thron.
Ich lausche — lausche ungestört,
Bis keinen Laut mein Ohr mehr hört.
O könnt' ich sterbend gehn dahin,
Solang ich jung und glücklich bin!

Des Mägdleins Lied.

Schlummernd ruht im grünen Hain
Auf dem Aſt das Vögelein.
Schlummernd ruht der Bienenſchwarm
In der Roſen weichem Arm.
Schlummernd jedes Lüftchen ruht
Auf des Meeres Spiegelflut.
Ich nur, fluchend meinem Los,
Irre einſam, ruhelos.
Denn mein Herz, der arge Wicht,
Gönnet mir die Ruhe nicht.
Brauner Jüngling, ſchone mein,
Nimm zurück das Herze dein!
Gib mir meines Friedens Glück,
Das du mir geraubt, zurück!





Jókai, Mór (Maurus), geboren in Komorn im Jahre 1825, wurde von seinem Vater für die juridische Laufbahn bestimmt, widmete sich aber bald ausschließlich der Literatur. Er war im Jahre 1848 einer der Führer der Freiheitspartei, vermählte sich mit der berühmten Tragödin Rosa Laborfalvi, gründete mehrere Blätter und ist seit 1861 Redakteur des Hauptorgans der liberalen Regierungspartei „Nemzet" und Reichstagsabgeordneter, Präsident der Petöfi- und Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft. Jókai ist in der alten und neuen Welt, in deren Sprachen fast alle seine Meisterwerke übertragen sind, als einer der größten Romanciers der Weltliteratur anerkannt und bedarf keiner besonderen Würdigung. Seine Romane machen allein eine nach Hunderten von Bänden zählende Bibliothek aus. Die bedeutendsten davon, wie „Der ungarische Nabob", „Und sie bewegt sich doch", „Schwarze Diamanten", „Narren der Liebe", „Der Roman des künftigen Jahrhunderts", „Wie wird man grau" und so viele andere zeugen von solch farbenprächtiger Phantasie, so reicher Gestaltungskraft, so hinreißender Erzählungsgabe, wie sie sich nicht leicht von einem zweiten Romanschriftsteller rühmen lassen; auch sind sie stets von echt nationalem Hauche durchweht und verbinden mit ihren übrigen Vorzügen einen berückenden Zauber der Sprache. Auch im Drama hat sich Jókai versucht, und obgleich seine dramatische Technik mangelhaft ist, tragen auch diese Werke, sowie seine Gedichte, den

Stempel des Genius. Vor zwei Jahren feierte Ungarns genialster Romancier das fünfzigjährige Jubiläum seines dichterischen Wirkens, und der König wie auch die Nation wetteiferten darin, dem allverehrten, ruhmgekrönten Dichterfürsten, dessen Jubiläum ein nationaler Festtag war, ihre Huldigung darzubringen.

Széchényis Tod.

Um einen Stern ist jetzt der Himmel öder,
Die Sonne ärmer um den wärmsten Strahl,
Der Zukunft Nacht um einen Schatten reicher
Und unser Herz um eine tiefe Qual.

O staunt nicht, daß sein großes Herz gebrochen,
Das für sein ganzes Land so glühend schlug!
Zu viel hat dieses edle Herz gelitten,
Es ist gebrochen, weil's die Qual nicht trug.

Die Hand, die manch ein Kleinod uns gegeben,
Das auf Jahrhunderte uns angehört,
Hat ihres Volkes köstlichstes Juwel jetzt,
Den banggehegten Schatz, sich selbst, zerstört.

Konnt' es sein Feuergeist nicht länger dulden,
Daß uns der Himmel zürnend ferne weilt?
Ist er als seines Volkes Abgesandter
Zu Gottes hehrem Thron emporgeeilt?

Wohl ihm! Uns bleibt sein heilig Angedenken,
Und liebend deckt die Erde sein Gebein.
Sein Name bleibt der Nachwelt, kein Atom wird
Von seinem Feuergeist verloren sein.

Sein Angedenken wird die Herzen adeln,
Glück wird sein Staub dem Vaterland verleihn:
Durch seinen Geist, der in das Jenseits einging,
Wird uns vielleicht der Himmel gnädig sein.

Phantasmagorie.*

Wenn er einst wiederkäme!
Wenn jenes hohe Wunder sich erfüllte,
Das auferstandne Schatten uns verkündet
Aus einer andern Welt,
Wo statt mit Glut, mit Eis die Hölle droht:
Daß er noch lebt, der hier der Größte war,
Daß er nicht unter namenlosem Hügel ruht,
Daß in Sibiriens schaurigödem Bleigebirg
Er Erze bricht!

Und wenn bei dieser Kunde erstem Klange
Der weiße Zar ein menschlich Rühren fühlte,
Zurück uns gäbe, den er uns genommen;
So wie der Sultan die Corvinaschätze
Uns wiedergab, der Reußen Zar den Trumpf
Mit Trumpf vergeltend, statt der zweiunddreißig
Corvinabücher uns Petöfi schenkte!

Denn ach, uns armen Ungarn sind ja ewig
Nur solche Gaben vom Geschick beschieden.
Man nimmt uns etwas, was wir unser nannten,
Was wir als Schatz gehütet und gepflegt,
Was wir beweinen dann und nie vergessen;
Dann gibt man es uns gnädiglich zurück,
Um uns damit beglückend zu erfreun.

* Geschrieben, als sich im Jahre 1876 das Gerücht verbreitete, Petöfi sei in den sibirischen Bergwerken gefangen.

Wenn er noch lebt! — o welch ein gräßlich Leben,
Welch unaustilgbar, trotzig zähes Leben,
Das blutempörend scharfe Knutenhiebe
Und blutgefüllte Wunden nicht zerstört,
Und nicht der Bleibergwerke gift'ger Nebel,
Und nicht des Herzens Rost: die Qual und Trauer . . .
Denn ach, das Elend ist gar zäh.

Fast dreißig Jahre in Sibirien! . . .
Wie schwanden ihm die langen Jahre hin,
Da man ihn immer weiter nordwärts schleppte
Zu Fuß, gefesselt an den Leidgefährten?
Nur immer weiter fort,
Wo seltner wird der Mensch und leer die Erde,
Die Nacht stets wächst, der Baumwuchs ganz verkrüppelt,
Und wo der Herbst nicht reiche Früchte spendet,
Wo er dem frosterstarrten Winter gleicht.
Und dann, wenn ihn die Füße nicht mehr tragen,
Auf Schlitten weiter in die finstre Nacht.
Bis plötzlich es am grauen Himmel dämmert
Mit blutigrotem, düsterm Nordlichtschein;
Das ist des Morgenrotes Polgespenst;
Die Ebne, die im Nordlichtschein sich dehnet,
Die zeigt man ihm: „Das ist dein Vaterland!"

Ein weißes, weites, weites Schneegefild,
Am Horizont ein schimmernd Eisgebirge,
Dahinter nichts, dort endet schon die Welt.
Ein schwarzes Felsgebirge in der Mitte,
Und aus dem schwarzen Felsen qualmet träge
Ein weißer Rauch, der auf dem Boden lagert . . .
Kein Aetna speit die Rauchessäulen aus.
Im Felsenschoße wohnen tausend Sklaven,
Begrabne Sklaven, Tote, die da leben,
Verdammte, die sich schwer vergangen haben,

Vergangen an dem Erdengott, dem Zar.
Zur Strafe müssen sie das Erz jetzt brechen,
Das in den Schlachten Menschen töten wird.
Der weiße Rauch, das ist der Bleischmelzhütten
Arsen- und schwefeldunst'ger Todesnebel.
Sie sagten ihm: „Das ist dein Vaterland!"

Gedacht' er der Karpathen Felsengürtel?
Hat er Kumaniens Felder wohl gesucht?
Des schönen Siebenbürgens Auen,
Der blonden Theiß Fatamorganaglanz?
Und ließ man ihn in langen Winternächten
Hinstarren auf das öde Schneegefild,
Um dort zu suchen, was dort nicht zu finden?
Und was er dennoch fand — die Seele sah es.
Die Augen nur, sie wollten nicht gehorchen
Und das nicht sehn, was er so heiß begehrte,
Bis sich in langer Qual sein Geist umnachtet,
Erwies man ihm die Wohlthat und begrub man
In öder Schachte taube Tiefe ihn,
Wo ringsum nichts als stummes Felsgestein?

Vielleicht hat er sich nach und nach gewöhnt
An seine neuen Nachbarn: an des Nordens
Langschläfrig faules, braunes Murmeltier
Und an den trägen, weißen Nordpolbären,
An jener Schneegefilde Pußtenbethär,
Ans Hermelin, das Königsmäntel liefert
Und stolz drauf ist, daß es geschunden wird;
Und an des Tierreichs tiefgeheimnisvollen
Verbannten, an das flinke Renntier auch,
Das, stets ins Joch gespannt, von Moos sich nährt.
Das arme Tier muß schwer gesündigt haben,
Doch was, das weiß es nicht! So wie die andern . . .
Vielleicht gewöhnt er sich auch an die Menschen dort.

Dann harrt, er sehnend bang des Tageslichtes,
Des Morgenrots nach mondenlanger Nacht . . .
Und endlich kam der heißersehnte Morgen,
Der trüb sich aus der grauen Dämmrung schälte,
Bis endlich er den Horizont erklomm . . .
Das also ist die Sonne hier! . . .
Ein strahlenloser, rötlich flacher Ball,
Und nicht das Bild des jungen Sonnengottes,
Der seine Braut, die jungfräuliche Erde,
Vom Schlummer schmeichelnd weckt: „Der Lenz ist da!"
Das ist ein trunkenes Kosakenantlitz,
Das grämlich zu des Kerkers Fenster blickt:
Ob wohl die Sklaven bei der Arbeit sind.
Und kaum noch taucht es auf am Horizont,
So sinkt das müde Haupt schon schwer herab.

Und dann naht endlich, endlich doch der Sommer,
Denn Sommer wird's auch in Sibirien.
Es wird so warm, daß man mit dieser Hitze
Den ganzen Winter füglich heizen könnte,
Wenn man im Sommer sie in Säcke füllte.
Das Gras, es grünt auch dort wie überall,
Die Schafe werden satt.
Doch hat der Frühling keine Nachtigallen
Und keinen Lerchenschlag; kein Fröschequaken —
Auch dieser Klang, er tönte ihm wie süße,
Wie hochwillkommne Heimatsmelodie!
Nur ein Bekannter grüßt ihn aus der Heimat,
Das Heimchen . . . und ein guter, alter Freund,
Der Hund; die andern sind ihm alle fremd:
Pinguine, Möwen und Fregattenvögel.

Noch hat man ihn in Ketten nicht geschlagen,
Doch eine Kette ist der Horizont.

Gleich einer eh'rnen Glocke wölbt der Himmel
Sich über ihm, wo's kein Entrinnen gibt.
Das fremde Volk, es ist sein Kerkermeister.
Wie konnt' er sich ins Sklavenleben fügen?
Er, der von seinen besten Freunden hier
Verehrung nur und Huldigung gefordert,
Der niemals auch den kleinsten Widerspruch
Selbst in des guten Rates Form ertragen,
Der nur sich selbst und niemals einen andern
Zu seines Denkens, Fühlens Führer nahm,
Der trotzig selbst Monarchen widersprach,
Mit Gottes ew'gem Ratschluß kühn gerechtet?
Wie konnt' er sich des Hetmans Machtwort fügen?
Man nahm ihm seinen Namen, ohne ihn zu kennen,
Und statt des Namens, der gleich Sternen glänzte,
Erhielt er eine stumme Nummer nur,
Die mußt' er tragen um den Arm gebunden.
Wie konnt' er wohl verstehn, wenn statt des Namens
Man ihn mit dieser leeren Nummer rief?
Kein Nichts, er war ja eine Zahl — doch niemand!
Der Heldengenius eine Sklavennummer!
Welch schreckliche Metempsychose dies!

Ob er zur Leier griff und Verse machte,
Die er mit Nägeln in die Wände ritzte?
O Gott, was konnt' er denn im Kerker singen?
Ein Weinlied etwa? Dort, wo der Kumys,
Gegorne Roßmilch, ist der Göttertrank?
Vielleicht ein Liebeslied wohl, Liederperlen?
An wen? Das Weib ist ja in jenen Fluren
Von Wuchs, Gewand, und auch von Angesicht
Dem Mann fast gleich. Und wozu soll der Dichter
Der Liebe hehre Zaubermacht besingen
In einem Lande, wo der Mann dem Gaste

Sein Weib anbietet, wie bei uns den Wein?
Was kann er dort besingen?
Die Hoffnung etwa, die Vergangenheit?
Sie beide sind ja bloße Traumgesichte!
Die eine war ja nie, die andre, ach,
Wird niemals sein! Nur Traum und Dunst ist alles!
Ein Thor ist, wer den eiteln Wahn besingt.
Vielleicht die Freiheit? Ja, vielleicht dies eine;
Denn diese Blume blühet überall,
Am schönsten dort, wo man sie eifrig jätet.
Sie bohrt in Kerkerwände ihre Wurzeln
Und treibet Ranken durch der Dächer Blei.
Ja, Freiheitslieder hat er wohl gesungen,
Die konnt' er nicht in seiner Brust begraben,
So wie die Nachtigall auch in dem Käfig,
Im Finstern schmetternd, singt ihr süßes Lied.
Und Hörer fand er auch für seine Lieder;
Denn rings um ihn da wohnen freie Stämme,
Die weite Ebene ist ihr Vaterland,
Die Heimat, wo sie sich das Zelt errichten,
Ihr Schutz die Waffen und der Rosse Rücken:
Kirgisen und Vogulen, Burjetanen,
Gar tapfre Völker, so wie wir einst waren,
Aristokraten, freie, stolze Bettler!
Und wenn an hohen Feiertagen sie
Die reiche Beute einzutauschen kamen,
Da konnte dann der fremde Barde ihnen
Begeisternd hehre Freiheitslieder singen,
Die jene heil'ge Wahrheit laut verkünden,
Daß eins auf Erden echtes, lautres Gold:
Die Freiheit nur!
Daß jenes Volk das reichste ist von allen,
Das seine Freiheit sich errungen hat.
Das tapfre Volk versteht sein Freiheitslied,

Begeistert jauchzt es, tanzt und jubelt Beifall,
Und schwinget überm Haupte seinen Speer.
Dann kam zu der Nomaden tapferm Stamme
Aus Petersburg ein biedrer Attaman
Und bracht' in Schläuchen ihnen Feuerwein;
Und sieh! das wackre Heldenvolk, es tauschte
Sein Gold, die Freiheit, gegen einen Trunk
Von dem berauschend süßen Branntwein aus.

Eh' sie ihn aus dem Vaterlande schleppten,
Durchsuchten sie die Taschen ihm genau.
Doch als der Heimat Grenze sie erreichten,
Da bückt' er sich nach einem Kieselstein
Und hob ihn auf. Sonst nahm er gar nichts mit.
Oft spotteten die Mitgefangnen sein,
Was er wohl an dem Kieselsteine liebte?
Doch von dem Kiesel trennte er sich niemals.
Wenn seine Finger diesen Stein umkrampften,
Das war allein sein tägliches Gebet;
Wenn diesen Stein er an den Busen drückte,
Das war sein Hoffen, und das war sein Trost!
Und daß er dieses Sein so lang gefristet,
Vielleicht war dieser Stein sein Talisman.
Durch langer Jahre schleppend träge Flucht
Vergaß vielleicht der Dichter selber schon,
Was dieser treu gehegte Stein bedeutet?
Das Eine weiß er nur, daß dieses Steinchen
Ein Schatz ist, teurer als der Kohinur,
Und köstlicher noch als der Stein der Weisen;
Doch seinen Namen weiß er längst nicht mehr.

Auch träumte er vielleicht. Noch sind die Kerker
Nicht dicht genug verschlossen, riegelfest.
Des Nachts, wenn sie in tiefen Schlaf versunken,

Entschlüpfen die Gefangnen oft der Haft,
Und keine Ferne ist zu ferne ihnen.
Sie überlisten selbst die Grenzenwächter
Und plaudern mit den längst verlassnen Lieben,
Umarmen sie und küssen sie voll Glut,
Berauschen sich am edeln Rebensafte
Und lachen, jauchzen, jubeln frohen Mutes.
Das ist der Kerkerzellen großer Fehler,
Dem nur auf eine Weise abzuhelfen,
Wenn jedem Schläfer man als Wächter einen
Kosaken gäbe, dessen Pflicht es wäre,
Stets, wenn der Sträfling auf des Traumes Schwingen
Nach Hause flieht, sich rasch ihm nachzuträumen,
Ihn einzuholen. Jener träumt zu Fuß ja,
Sein Kerkermeister stürmt zu Pferd ihm nach
Und träumt ihm die Kantschuka auf den Rücken.
Auch er, er mochte holde Träume haben:
Ob wohl sein Kind zum Jüngling schon gereift?
Ob er ihm gleicht an Geist und Angesicht?
Ob er des Vaters großes Werk vollendet?
Ob seinem Ruhm er neue Strahlen sammelt,
Und ob er glücklich ist? ... Gewiß! ... Vielleicht
Hat er sich schon ein trautes Heim gegründet.
Und plaudernd holde Enkelkinder wiegt
Der Dichter wohl im Traum und singt ein Lied,
Wie man es ähnlich nur in Träumen hört.

Vielleicht erhielt der Glaube ihn am Leben;
Ein jedes Volk erschafft sich seinen Gott.
Wenn Brahma, Buddha auch auf stolzem Throne
Nur großen Herren leihn ihr Götterohr,
So ist's doch auch dem ärmsten Paria
Erlaubt, bescheidne Götter sich zu schnitzen
Und ihnen zu erzählen seine Not.

Der Eskimo selbst hoffet auf ein Jenseits,
Wo's lauter Engel gibt im Bärenpelz:
Warum soll in der Bleigebirge Sklaven
Der Glaube nicht mehr frische Blüten treiben?
Der Glaube an ein Auferstehn? Was Himmelreich!
Das ist für jene nur, die nicht verbannt;
Doch dem Verbannten ist des Auferstehns
Idee das Vaterland.

Noch einmal in der Heimat zu erwachen —
O, diesen Glauben reißt ihm aus dem Herzen
Nicht Scheiterhaufen, Inquisition!
Und jene, deren Himmelreich die Heimat,
Sie warten's nicht so frommgeduldig ab,
Wie jene, die das Paradies ersehnen,
Daß sie ein Seraph oder Feuerwagen holt.
Das ist ein ungeduldig Volk, sie flüstern
Und tauschen mystische Gebärden aus;
Sie wählen eine graufe Sturmesnacht,
Wo selbst der Eisbär bebend sich verkriecht,
Durchbohren künstlich ihres Kerkers Mauern,
Und hasten, flüchten mit beschwingten Schritten
Durchs Schneegefilde, das die Nacht bedeckt,
Den Eisgebirgen zu, wo sich das Meer ausbreitet.
Zum Floße wird das Holz auf seinen Wogen,
Und Fische, Robben ihre Nahrung sind;
Nur wenig Waffen und ein kleiner Kompaß,
Und alles ist zum Weg bereit. O welch
Ein Weg! Auf dieses Erdballs andre Hälfte,
Mit Bären kämpfend und mit Wasserlöwen,
Mit fast unmenschlich grimmem Frost und wilden
Nomadenstämmen und mit Meeresstürmen.
Die Schneegebirge und die wilden Tiere
Erbarmten sich der kleinen Flüchtlingsschar.

Doch nicht der Mensch. Denn als sie freudig wähnten,
Daß sie entronnen der Gefahr und endlich
Der Ruhe pflegend Speis' und Trank erhielten:
Da wurden sie ergriffen und gefesselt —
Der Dichter kehrt zurück in Kerkernacht.

Jetzt wurde ihm die Kette angeschmiedet.
Sie ward sein sprechender Genoß im Kerker,
Mit dem er diese schöne Weltenordnung
Besprach, und wenn er raste, war die Kette
Der kluge Freund, der ihn beschwichtigte:
Daß es nicht immer ratsam, laut zu sprechen,
Und daß man alles, alles sagen kann,
Das Schrecklichste, dem Zaren, der Regierung,
Ja, was noch mehr, dem grimmen Hetman auch.
Doch sachte durch die Zähne murmelnd.
Und mit der Kette letztem Ringe fest
Zur Wand geschmiedet, hatt' er Zeit und Muße,
Zu grübeln über alles, was da wohl
Geschehen war. Einst stand er hoch und sah
Die Welt zu seinen Füßen, jetzo konnt' er
Vergangner Zeiten Träume weiter weben
Und ausersinnen sich Ereignisse,
Der Weltgeschichte Faden weiterspinnen
Und Völkerlose träumend sich gestalten,
Mit namenlosen und erträumten Helden,
Mit Revolutionen, wilden Kriegen,
Mit Völkerführern, die schon längst gefallen,
Ideensiegen, die schon längst verschollen.
Und wenn er sich ein Luftschloß aufgebaut,
So wirft ein Hauch es um, und wieder baut er
Sich Phantasiegebilde, die so lange
Nur währen, bis ihr schwacher Docht verglommen.
Wenn das nicht Wahnsinn ist? . . . O sagt, was denn?

Doch endlich, Allerbarmer, nimmt das Leiden
Ein Ende doch. Von drei Dezennien
Sind nur zwei kurze Jahre übrig noch.
Befehl ergeht, daß Numero so und so
Man aus dem finstern Bergesschacht entlasse,
Die Ketten von den matten Gliedern löse,
Mit Narden reibe seiner Fesseln Striemen,
Herunterwasche seinen Schimmelduft;
Denn Nummer so und so geht jetzt nach Haus . . .
Vielleicht erfreut ihn auch schon dies nicht mehr:
Sein Aug' hat sich schon an die Nacht gewöhnt,
Ihn blendet jetzt das helle Sonnenlicht,
Und schwer nur trennt er sich von seiner Kette,
Von seiner Freundin in der Hölle Nacht.
Mit wem wird er nun sprechen, wenn die Fessel,
Die letzte Freundin, ihm entrissen wird?
Noch harret seiner eine schwere Pflicht,
Denn danken muß er für die Gnade noch,
Und beugen muß er tief das stolze Knie
Vor jenem Erdengott, dem guten Zar;
Und demutsvoll muß er ein Wörtchen stammeln,
Ein Wort, das schwerer ist als Bleigewicht,
Das schwere Wort: Ich danke, Majestät!
— — — — — — — — — — —
Wofür? — — — — — — — — —

Das wird ein Jubel und ein Völkerjauchzen,
Wenn er uns wiederkehret und die Grenze
Der Heimat überschreitet! Keine Blume
Bleibt ungepflückt, zu schmücken seinen Weg.
Kein Auge bleibt dann thränenleer. Zum Strome
Wird unsrer Thränen Quell, und schwimmend kommt
Er an. Wie er wohl aussehn wird? Und ob
Sein Haar gebleicht, ob silbern wallt sein Bart?

Hat Lastentragen seinen Wuchs gebeugt?
Ob wir ihn wohl erkennen, oder ihn
Wie einen Gast aus fremder Welt anstaunen?
Erkennt er uns wohl, die wir seinem Herzen
So nah gestanden einst in treuer Freundschaft?
Wird sinnend er der Reihe nach uns fragen:
„Wer ist der tiefgebeugte Alte hier?
Nicht möglich! Dies war einst ein kühner Kämpe?
Und der da, dieser kahle Fremde hier?"
„Ich bin es, Freund! Sagt dir mein Name nichts?"
„Es dünkt mir so, doch weiß ich es nicht mehr."
Vielleicht versteht er unsre Sprache nicht;
Er könnte sie ja leicht vergessen haben,
Gar lange Zeit verstrich, seit ihren Klang
Zum letzten Male er gehört.
Verwundert staunt er, weiß nicht, was wir sprechen;
Man zeigt ihm seine Verse, und er fragt
Erstaunt: „Was ist das?" Auf dem Titelblatt
Sein Bild, ein schöner, jugendfrischer Kopf —
„Wer ist der stolze Mann? Ich kenn' ihn nicht."
Vielleicht auch spricht er längst schon gar nichts mehr,
Hat Stummsein in der Kerkernacht gelernt.
Nur eins noch lebt in seinem Geiste fort,
Was ew'ger Schneegefilde ew'ger Schimmer
Und unterirdisch ew'ge Grabesnacht
Aus seiner Seele nicht verwischen konnten:
„Wo ist mein Sohn, wo ist die holde Gattin?
Ich seh' sie nirgends, kenn' ich sie nicht mehr?
O, saget, welcher Jüngling ist mein Sohn?
Mein Aug' ist schon so schwach und müde,
Ihr edeln Frauen rings im Kreise hier,
O, sagt, an welche schrieb ich ein Gedicht,
Worin von einem schwarzen Witwenschleier
Die Rede ist . . . ich weiß nicht mehr, warum?"

Man zeigt ihm dann zwei grünbewachsene,
Mit Blumen reichgeschmückte Grabeshügel
Und lehrt ihn dort an den zwei Leichensteinen
Die Namen buchstabiren, bis er trauernd
Ausruft: „O, warum habt ihr dies gethan?
Ist für mich noch kein dritter Stein bereit?“

Ist seine Seele jetzt noch, was sie war?
Hat nicht die Fessel ihren Schwung gelähmet?
Ist sie die Feuersäule noch, die sie gewesen,
Des Mannes, der sich ins Geschick nicht fügt
Und trotzig ruft: „Beginnen wir aufs neue!“
Und rings im Lande aufnimmt seinen Weg,
Mit seinem Geist die Herzen zu entflammen?

Das wär' ein Jubel und ein Völkerjauchzen!
Für sich begehrte seiner jede Stadt,
Er wär' der stete Gast des Vaterlandes,
In jedem Haus erwartet' ihn ein Bett,
An jedem Tisch ein leerer Ehrenplatz.
Die Ehrenmahle und die Festbankette,
Sie nähmen Jahre, Jahre lang kein Ende!

Der Dichter nähme wohl an allen Festen teil —
Wie? Oder griff' beim ersten er zum Becher,
Zerschellt' ihn an des Festesredners Kopf
Und riefe ihm mit Donnerstimme zu:
„Noch immer trinkt ihr, haltet lange Reden?
Nur eure Zunge habt ihr eingeübt?
Mit Worteskugeln schießt ihr nach dem Ziele?
Im Trinken seid ihr Helden und im Schrei'n?
Wollt ihr euch dieses Vaterland erkämpfen
Für eure Söhne, oder jenes andre,
Woher ich jetzt gekommen bin?

Ein Vaterland wollt ihr? Sein Preis ist groß,
Verliert ihr's auch, so müßt ihr's doch bezahlen!
Die Schwerter laßt und nicht die Becher klingen!"

Und was entgegnen wir ihm dann, wir Zecher?
Wir zupfen ganz verlegen unsern Bart
Und lächeln trüb: „Der arme Narr!
Kein Wunder ist's, daß sich sein Geist umnachtet,
So lassen wir ihn ruhig weiterziehn
Und sprechen wir von anderem." Er aber,
Er ruft erbittert, und die Thränen rollen:
„O laßt mich in das Bleigebirg zurück!
Mich ekeln eure süßen Weihrauchdüfte,
Der Schwefeldünste bin ich schon gewohnt.
O lasset nach Sibirien mich zurück!"

Wie? oder rufen wir begeistert aus:
„Geh, führe uns, dir folgt die Nation,
Daß rings die Erde dröhnt von ihren Schritten,
Daß krachend stürzen alle Erzkolosse,
So rufe uns! Stimm an dein Lied, Poet!"

*

Ich wache auf. Im Käfig pfeift die Drossel
Ein altes Lied von Polens Untergang . . .
Es war ein Traum, ein Traum nur — fürchtet nichts!

Madách, Imre (Emmerich), geboren im Jahre 1829 in Alsó Sztregova im Nógrader Komitat, wo er als Komitatsbeamter wirkte und dem Publikum als Politiker und Leitartikelschreiber bekannt wurde. Seine dichterischen Arbeiten schuf er zum eigenen Genusse und hielt sie geheim. Nach dem Freiheitskampf wurde er ein Jahr hindurch gefangen gehalten, und als er die Freiheit erlangte, fand er, in sein Heim zurückgekehrt, sein häusliches und eheliches Glück unrettbar zerstört. In den trüben Tagen dieser bittern Erfahrung reifte in seiner Seele eine erhabene Idee, die er auch ausführte. Er sandte das Manuskript eines Dramas, „Die Tragödie des Menschen", zur Durchsicht an Johann Arany, der es im Jahre 1861, in demselben Jahre, wo Madách durch eine im Parlament gehaltene Rede einen oratorischen Sieg erfocht, am 10. Oktober der Kisfaludy-Gesellschaft vorlegte. Ein Sturm der Begeisterung empfing die meisterhafte Schöpfung, die Akademie und die Kisfaludy-Gesellschaft beeilten sich, den genialen Autor zu ihrem Mitglied zu wählen, und Kritik und Publikum jubelten der herrlichen Dichtung zu. Arany dankte dem Verfasser mit warmen Worten für den Glanz, den dieses Drama der ungarischen Literatur zu verleihen berufen sei. Die „Tragödie des Menschen", die ein Seitenstück zu Goethes Faust bildet und die ganze Geschichte der Menschheit in Bildern entrollt, ist das hervorragendste von Madáchs Werken, der noch viele dramatische Versuche gemacht, außerdem in einem Bande

lyrischer Gedichte die düstere Schwermut und die melancholische Philosophie seiner Seele zum Ausdruck gebracht und auch als Epigrammatiker Bedeutendes geleistet hat. Noch in der Blüte seiner Jahre erlag der geniale Dichter, von dem die Literatur viele herrliche Schöpfungen zu erwarten hatte, im Jahre 1864 einem Herzleiden.

Liederquell.

Wenn ich auf grünen Rasenwellen ruhe,
Und Sonnenschein die Landschaft rings umfließt,
Des Licht mich blendet, dessen Strahlenwärme
Mir neues Leben durch die Pulse gießt;
Dann weiß ich nicht, wo meine Seele endet,
Verschmelzend in der Sonne Strahlenmeer
Ich weiß nur eins: es ist so süß zu leben,
Wo alles mit uns lebet ringsumher!
Ich weiß nicht, ist's des Lebens lauter Pulsschlag,
Ist in der Seele mir ein Lied erwacht?
War's Goldgewölke, das vorüberschwebte,
War's, Lebensfreude, deiner Wonnen Pracht?

Wenn ich vom Berg das Morgenrot begrüße,
Und süßer Duft aus allen Kelchen dringt,
Der Tau gleich frommen Liebesthränen funkelt,
Der Vögelchöre Halleluja klingt;
Dann weiß ich nicht, wo meine Seele endet,
Verschmelzend mit dem lichten Abendrot.
Ich fühl' nur eins: es ist so süß zu lieben,
Wo alles mit uns liebt und strahlend loht!
Ich weiß nicht, hör' ich Nachtigallen schluchzen,
Ist in der Seele mir ein Lied erwacht?
Ist dieser süße Rausch der Duft der Blüten?
Ist's, junge Liebe, deine Zaubermacht?

Wenn nach des Tages emsigem Getriebe
Der bleiche Mond sich leuchtend leis erhebt,
Des Todes und der Rätsel Fee gespenstisch
In ihrer Sternenhülle niederschwebt;
Dann weiß ich nicht, wo meine Seele endet,
Verschmelzend mit der stillen, dunkeln Nacht.
Ich weiß nur eins: daß zwischen Ruh' und Zweifel
Sie beide ewig schwankend wogen sacht!
Ich weiß nicht, ist's der Sterne leuchtend Blinken,
Ist in der Seele mir ein Lied erwacht?
Sind's Fledermäuse, die gespenstisch schwirren,
Irrt meine Seele einsam durch die Nacht?

Und naht der Herbst, da alle Blüten welken,
Statt Vogelsang der Nordwind klagend pfeift,
Der wilden Gänse Schar zum letzten Gruße
Wehklagend über kahle Fluren streift;
Dann weiß ich nicht, wo meine Seele endet,
Verschmelzend in des Herbstes Nebelflor.
Ich weiß nur eins: es ist so süß, zu sterben,
Wo alles mit uns stirbt im Todeschor!
Ich weiß nicht mehr, sind's Blüten, die da welken,
Sind's Herbstleslieder, die durchs Herz mir ziehn?
Sind's Kranichscharen, die dort oben schwirren,
Sind's meine ahnungsvollen Phantasien?

Wenn wild der Stürme Schlachtdrommete brauset,
Der Wetterwolken Schar sich dräuend ballt
Wie düstre Kriegerhorden; Blitze zucken
Und Felsen dröhnen, stöhnend kracht der Wald;
Dann weiß ich nicht, wo meine Seele endet,
Verschmelzend mit dem Sturm, der Blitze sprüht.
Ich weiß nur: daß mein Herz in seinem Zorne
Mit ihnen flammend nach Zerstörung glüht!

Ich weiß nicht, ob die Wolke wetterleuchtet,
Ob aus der Brust ein Freiheitslied mir bricht;
Doch weiß ich wohl, daß hier nur Eichen splittern,
Und das allein, ach, das genügt mir nicht.

Herbstgefühl.

Vor dem Häuschen sitz' ich,
Herbstlich dämmert's leise.
Auf dem niedern Firste rüsten sich die Schwalben
Zu der weiten Reise.

Oede liegt das Thal schon,
Und des Nordes Wüten
Wehte fort des lachend schönen, duft'gen Sommers
Letzte bunte Blüten.

Dies sah bang ihr Liebster,
Der beschwingte Sänger,
Sehnte sich nach ihrem Schoß, und düster trauernd
Säumt er auch nicht länger.

Leicht ist's ihm, zu scheiden
Von den kahlen Hainen.
Wo nur Grabesstimmen um die längstentschwundnen
Sommerfreuden weinen.

Leicht ist's ihm, zu fliehen,
Wenn sein Ahnen kündet,
Daß er seine Blumen jenseits ferner Meere
Schöner wieder findet.

Doch das Meer ist tief. Wird
Ihn die Schwinge tragen?
Blaut ihm dort das Ufer, oder sind's nur Nebel,
Die empor dort ragen?

Liederreiches Vöglein,
Dein Los ist das meine:
Süße Lieder sang dem Lenz ich, der da blühte
In des Herzens Schreine.

Doch dann kam der Nordwind,
Grimmer Fröste Quelle,
Streifte meine Blumen; der Erfahrung Frostreif
Trat an ihre Stelle.

Und ich lebte, bis ich
Sterben lernte heiter.
Längst verlor ich alles, und vom öden Leben
Zieh' ich gerne weiter.

Nein, kein Schicksalsfluch ist's,
Nein, es ist ein Segen,
Daß von unsern Freuden täglich eine andre
In das Grab wir legen.

Lose hang' ich nur noch
An des Lebens Bahnen,
Wie das welke Laub am Baume, und zur Heimat
Zieht mich süßes Ahnen.

Doch das Grab ist dunkel.
Winkt mit den vermißten
Blumen dort das Ufer? Wohin führt dies Ahnen
Uns? Ach, wenn wir's wüßten! . . .

Mein Grab.

Gebt mir einen Sarg aus schlichten
Fichtenbrettern roh gezimmert,
Drauf noch gestern Vögel sangen,
Bange noch der Sturm gewimmert,
Die ihr grünes Kleid bewahret,
Selbst im Frost, dem grimmigkalten,
Wie die Dichter im Gewühle
Ewig jung ihr Herz erhalten . . .
Draußen grabt mein Grab im Freien,
Wo man kann ins Weite sehen.
Sonnenstrahlen, Nachtgewitter
Mögen sich drauf frei ergehen.
Thränen, ob sie echt, ob falsch sind,
Würden mich mit Schmerz durchbeben,
Denn die Seele will im Grab selbst
Nicht die Trauer, nur das Leben.
Jeder Pulsschlag der Natur wird
Mich mit Lebensglut durchwallen:
Vogelsang und Herbstesnebel,
Rosenblühn und Blätterfallen.
Senkt ein Blümchen sich aufs Grab mir,
Träum' ich, es denkt meiner wieder.
Hör' ich froh die Lerche schlagen,
Denk' ich, man singt meine Lieder.
Kommt der Sturm gezogen brausend,
Denk' ich, daß mein Volk erwachet
Und Gericht hält, daß aus seinem
Zorn ihm schönre Zukunft lachet.

Und so träum' ich lange, lange,
Und nicht thöricht ist mein Träumen:
Einst erfüllt es sich, und ruhig
Harr' ich in des Grabes Räumen.

Gedenkst du noch?

Gedenkst du noch der schönen Tage,
Da wir so selig, hochbeglückt,
Da voller Harmonie das Leben
Uns süß entzückt?
Gedenkst du noch?

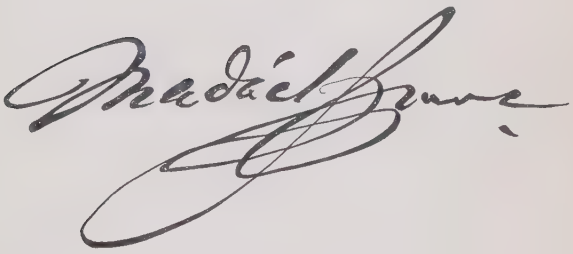
Wir lauschten stumm dem Lied der Lerche,
Und als sie sich zur Sonne schwang,
Da tönt' in meiner Seele wieder
Ihr süßer Sang;
Gedenkst du noch?

Da blüht' uns noch der Lenz im Herzen,
Und Liebe war der Lerche Sang;
Ach, mich umziehn jetzt trübe Wolken!
Des Liedes Klang
Gedenkst du noch?

Tönt in dem Herzen dir noch wieder,
Was ich dir sang, nur dir allein?
Wenn nicht, geht mit dem Lied mein Herz auch
Zum Tode ein,
Vergißt du mein.

Es singt nicht wieder, wie die Lerche,
Kein zweiter Lenz im Herzen glüht.
Mir hat mit deiner Liebe, Mädchen,
Er abgeblüht,
Vergißt du mein.

Und sing' ich auch, so ist mein Lied nur
Herbstwind, der welke Blüten streut,
Die mitleidsvoll der reiche Frühling
Dem Herbste beut,
Vergißt du mein!



Tóth, Kálmán (Koloman), geboren 1831 in Baja, wo er auch die Humaniora absolvirte. Nach Beendigung der Gymnasialstudien brachte er ein Jahr als Klosterzögling in Pannonhalma zu; im Jahre 1848 trat er in die Budapester Kriegsakademie ein und nahm im 18. Jahre an dem Freiheitskampfe teil. Nach dessen Beendigung zog er sich ins Elternhaus zurück und schrieb dort seine ersten Volkslieder, die bald im ganzen Lande gesungen wurden. Im Jahre 1856 erschien ein Band Gedichte aus seiner Feder, die seinen Namen in kurzem berühmt machten. Besonders seine patriotischen Lieder fanden allenthalben Verbreitung. Später wandte er sich der dramatischen Dichtkunst zu, wo er ebenfalls reiche Lorbeeren erntete. Er starb im Jahre 1878, betrauert von der ganzen Nation. Einzelne seiner Dramen, wie „Die Frauen in der Konstitution" und „Der König heiratet" sind heute noch ständige Repertoirstücke. Er hinterließ einen Sohn, Tóth Béla, der das Talent seines Vaters geerbt hat und zu den besten ungarischen Prosaschriftstellern zählt.

An meine Mutter.

Ein weißer Schleier wehte wallend
Vom Kreuze, das der Priester trug,
Als wär' es ihrer reinen Seele
Entfesselt hehrer Himmelsflug.

Und schwer, das weiß nur Gott im Himmel,
Folgt' ich dem schwarzen Leichenschrein,
Nein, schwerer kann selbst den Verdammten
Der letzte Weg zum Tod nicht sein.

Dann senkten sie ins Grab die Teure
Und deckten zu für immerdar
Das reine, bleiche, edle Antlitz,
Das milde, süße Augenpaar.
Bedeckten, ach, für ewig, ewig
Die segenspendend teure Hand,
Das Herz, das mir auf dieser Erde
In treuster Liebe zugewandt.

Naturtrieb nicht, nur Seelenadel
Konnt' ihres Fühlens Wurzel sein;
Am innigsten war ihre Liebe,
Wenn sie mir konnte Trost verleihn.
So wie der Abgrund lockt das Auge,
So lockte sie der Seelenschmerz:
Nicht in dem Glück, im Elend liebte
Am tiefsten mich das Mutterherz.

Nur eins war ihre letzte Sorge:
Ob nicht mein Weh zu tief, zu schwer,
Sie sei ja siech seit langen Jahren,
Der Tod ihr längst willkommen wär'.
O unbeschreiblich süßes Lieben!
O teures, tiefes, edles Herz!
Nicht vor dem finstern Todesrätsel,
Ihr bangte nur vor meinem Schmerz.

Und heiß, wie ich noch niemals küßte,
Drückt' auf die Scholl' ich Kuß um Kuß,
Die meine Hand, die thränenfeuchte,
Ins Grab gesenkt zum Abschiedsgruß.

Wenn einst ihr Sarg zu Staub zerfallen,
Wird ihr die Erde leichter sein,
Wenn sie dort träumt, der Himmel hüll' sie
In ihres Kindes Küsse ein.

Herbststimmung.

Herbstesregen; trübe steigt der Tag empor,
Aus den Nestern längst entfloh der Vögel Chor.
Glücklich, wer mit seinen Lieben fern kann sein!
Qualvoll ist nur eins: zu bleiben ganz allein,
Ganz allein.

Rastlos schreit' ich auf und nieder, wehmutsschwer,
Meinem Tritte lauscht die Stille ringsumher.
Im Kamine halb verkohlt die Glut erbleicht;
Sinnend seh' ich, wie sie meinem Leben gleicht,
Trübe gleicht.

Meine Jugend schwand auf Nimmerwiederkehr,
Und vergebens späh' ich rings nach Trost umher.
All die Freuden, dran so reich mein Leben war,
Ihre Bande sind gelöst auf immerdar,
Immerdar.

Durch die Scheiben blickt der Himmel trüb herein,
Und ich frag' ihn: „Werd' ich wohl noch glücklich sein?"
Herbstesregen rieselt nieder, trüb und schwer,
Jeder Tropfen flüstert leise: Nimmermehr,
Nimmermehr!

Die dreizehn Märtyrer.*

Mitternächtlich, sage, was
Zimmerst du hier, Zimmermann?
Einen Galgen rüste ich.
Pöltenberg wird hangen dran.
So ein stattlich frohgesinnt,
Ahnungsloses junges Blut!
Morgen würgt ihn unversöhnt
Der Gemeinheit wilde Wut.

Mitternächtlich, sage, was
Zimmerst du hier, Zimmermann?
Einen Galgen rüste ich.
Török hänget morgen dran.
Selbst im Kerker weiht er noch
Tag und Nacht der Wissenschaft,
Morgen führt zum Galgen ihn
Roher Dummheit Riesenkraft.

Mitternächtlich, sage, was
Zimmerst du hier, Zimmermann?
Einen Galgen rüste ich.
Georg Lahner knüpft man dran.
Seiner Ehre heller Glanz
Strahlte herrlich jederzeit,
Morgen führt zum Galgen ihn
Ehrlos feige Niedrigkeit.

Mitternächtlich, sage, was
Zimmerst du hier, Zimmermann?
Einen Galgen rüste ich.
Knezics wird man hängen dran.

* Zum Andenken an die dreizehn heldenmütigen Anführer, die in Arad als revolutionäre Aufrührer hingerichtet wurden.

Fromm und rein. Vor jeder Schlacht
Betet' er, zu Gott gewandt.
Morgen knüpfen die ihn auf,
Die nie einen Gott gekannt.

Mitternächtlich, sage, was
Zimmerst du hier, Zimmermann?
Einen Galgen rüste ich.
Nagy Sándor wird hangen dran.
Heiß erglüht' er für sein Land,
Für der Heimat teuern Schoß.
O, daß ihn hier töten soll
Schnöder Pöbel, heimatlos!

Mitternächtlich, sage, was
Zimmerst du hier, Zimmermann?
Einen Galgen rüste ich
Leininger wird hangen dran.
Stolzer Sproß von Fürstenblut!
Kühn und edel, ritterlich!
Namenloser Sklaven Hand
Knüpfet an den Galgen dich.

Mitternächtlich, sage, was
Zimmerst du hier, Zimmermann?
Einen Galgen rüste ich.
Aulich wird jetzt hangen dran.
Menschenliebe war sein Ziel,
Und sein Herz schlug groß und frei.
Wenn der Morgen kommt, so würgt
Ihn entmenschte Tyrannei.

Mitternächtlich, sage, was
Zimmerst du hier, Zimmermann?
Einen Galgen rüste ich.
Damjanich wird hangen dran.

Jeder Schritt war ein Triumph,
Lorbeern krönten seinen Lauf,
Und die Feigen, die da flohn,
Hängen jetzt den Helden auf.

Mitternächtlich, sage, was
Zimmerst du hier, Zimmermann?
Einen Galgen rüste ich.
Bécsey wird hangen dran.
Edel schont' er stets den Feind,
Den er siegreich überwand;
Jetzt ist er in ihrer Macht,
Und er stirbt von Henkershand.

Möge sie der Himmel strafen,
Mög er ihnen nie verzeihn,
Die mich diesen Galgen hießen
Senken in die Erd' hinein!
Jene aber, die am Morgen
Man hier wird zum Tode weihn,
Mög' ihr hehrer Name ewig,
Immerdar gesegnet sein!

Tóth Kálmán

Gyulai, Pál (Paul) ist in Klausenburg im Jahre 1826 geboren. Er begann seine literarische Laufbahn als Journalist bei einem siebenbürgischen Blatte, wurde dann Sekretär des Grafen Teleki, darauf Professor am Kollegium in Klausenburg, später in Budapest, und ist gegenwärtig Professor der ungarischen Literatur an der Universität zu Budapest, Präsident der Kisfaludy-Gesellschaft, Klassenpräsident der Akademie und Mitglied des Oberhauses. Gyulai ist der bedeutendste der jetzt lebenden ungarischen Kritiker; seine literarhistorischen Werke zeugen von stupender Gelehrsamkeit und scharfem Urteil und sind zugleich Meisterwerke der Form. Auch ist er beliebter Novellist, und seine Gedichte, zumeist lyrischer Art und sanfte Gefühle, wie Liebe, Freundschaft und Familienglück, zum Ausdruck bringend, sind formvollendet und errangen die akademische Palme.

Siebenbürgen.

Wildromantisch dunkle Fichtenhaine!
Felsengipfel, die sich steil erheben!
Wie das Kind die langentbehrte Mutter
Grüß' ich euch in seligem Erbeben!

Schöner sind der Ebne weite Fluren,
Drauf sich wiegen lose Luftgebilde,
Schöner ist das sonnigfrohe Lächeln
Heitrer Hügel, lachender Gefilde.

Doch umsonst! Bei euch bin ich geboren,
Wilde Felsenblumen, Bachesweinen!
Meines Herzens innig heißes Fühlen
Gilt nur euch, nur euern grünen Rainen.

Herrlich ist's im Schoße deiner Felsen,
Näher ist hier Gott dem Menschensohne;
Fern ist alles, dran die Menschen hangen
Wie der Sklave an der Ketten Frone.

Heißer ist die Vaterlandesliebe,
Freier wallt das Herz in hehrem Ahnen,
Und die Furcht, sie grenzt hier an die Wonne,
Und erhabner sind der Seele Bahnen.

Rings der Himmel und des Aethers Bläue,
Rings der Wäldermeere grüne Welle,
Deren Gipfel, gleich den stolzen Seelen,
Aufwärts ragen zu der Wolken Schwelle.

Schneebedeckter Gletscher Silberschimmer
Licht erhellt der Wälder nächtig Dunkel,
Drauf der Morgen und der Abend webet
Zarter Regenbogen Lichtgefunkel.

Welch ein Bild! Gleich schönen Märchenträumen
Schimmern weißlich rings zerstreute Weiler,
Grüne Kränze von smaragdnen Hügeln,
Moosbedeckter Burgruinen Pfeiler.

Herden weiden an den Bergeshängen,
Bacheswellen rieselnd rings sich dehnen,
Nestergleich die leichten Mühlen hangen
An der Felsen Kataraktesthränen.

Purpurn steigt und sinket hier die Sonne,
Die der Aar hier kühn ins Auge fasset;
Hell entfaltet sie die goldnen Schwingen,
Daß des Mondes Sichel neiderblasset.

Leis ertönt in stillen Sommernächten
Hier der Waldesnymphe Flötenklingen,
Und zum Monde um ein Lächeln flehet
Ihres Auges Thrän', ihr süßes Singen.

Und der Mond, erfüllt von heißem Mitleid,
Lüftet lächelnd seine Schleierhülle,
Gießet auf des Waldes dunkle Schatten
Kosend seiner Liebe Lichtesfülle.

Auf den langen, krummen Stab gelehnet,
Staunt der Hirte ob der seltnen Helle.
Träumend lauschet er dem Mühlenrade
Und dem Klagelied der Wasserfälle.

Und im Mondschein zauberisch erschließt sich
Deiner Berge Märchenzauber prächtig,
Schatten steigen auf und schweben schwankend
An den wachen Felsengipfeln nächtig.

Leise lispeln rings der Wälder Wipfel
Schläfrig träumend süße Schlummerlieder;
In der Ferne tönt ein Waldhorn klagend,
Und die Felsen hallen's seufzend wieder.

Aus den Dörfern tönt der Hunde Kläffen
Durch die tiefe Stille langgezogen.
Schwere Sauerwasserkarren ziehen
Knarrend auf der Pfade steilen Bogen.

Wächterfeuer knistern halb verglommen,
Späte Wandrer schreiten vorwärts leise,
Singen, in der Hand die Jägerflinte,
Mádéfalva, deine Trauerweise.

Doch wer kann, ihr Thäler und ihr Felsen,
Eurer Schönheit Zauber würdig singen?
Dennoch, wenn ich eurer Pracht gedenke,
Heiße Thränen mir ins Auge dringen.

Burgruinen, alte Ahnengräber
Fragen: „Wo sind Etzels wackre Streiter?
Lebt der Székler, lebt noch Siebenbürgens
Freiheit, seines Namens Ruhm noch weiter?"

Dieser Frage gelten meine Thränen,
Deine Freiheit ist's, um die ich weine,
Und dein Ruhm, der nicht mehr siegreich leuchtet,
Trotz der Schönheit deiner Zauberhaine.

Fort, ihr Thränen! Hoch auf jenen Felsen
Seh' ich Adlerscharen aufwärts fliegen;
Diese Felsen sind der Aare Heimat,
Diese Felsen Blitz und Donner wiegen.

Einst vielleicht wird meines Volkes Seele
Mit den Aaren himmelwärts sich schwingen,
Und der Freiheit stürmisch wilde Glut wird
Seinen kalten Busen heiß durchdringen.

Steigen sehn wir dann die kühne Schwinge
Freien Fluges von der Erde Schollen,
Und wir hören endlich seines Wachens
Blitzezeugend dumpfes Donnerrollen.

Der Herbst.

Trübe Maler, Dichter kläglich,
Lästern dich, o Herbst, alltäglich,
Malen dich stets trüb, voll Schauer,
Mit des Todes düstrer Trauer,
Singen: Hin ist alles, alles,
Alle Pracht des Erdenballes,
Was da auflebt auf den Trümmern,
Ist nur der Erinnrung Schimmern!

Doch umsonst ist all ihr Lästern,
Treu bleib' ich dir heut wie gestern:
Lieber Herbst, du dünkst mir immer
Schöner als des Lenzes Schimmer!

Wünsche weckt der Lenz in allen.
Die Natur gerät ins Wallen,
Erd' und Himmel neu erbeben,
Ueberall sprießt neues Leben,
Sprengt die alten Sklavenbande,
Streuet Schätze durch die Lande.
Alles strahlet, leuchtet, singet,
Heitrer Vogelsang erklinget;
Bäume sprießen, Knospen springen
Von dem Kuß der Zephyrschwingen.
Doch vom Zephyr wird Gewitter,
Bricht gar manchen Wunsch in Splitter,
Und der Glanz, der strahlend glühte,
Senget oft der Hoffnung Blüte:
Erd' und Himmel halten nimmer,
Was versprochen uns ihr Schimmer.

Du versprichst nicht, kannst nur spenden;
Was du bringst, bleibt uns in Händen;
Dich begleitet Himmels Bläue,
Hell wie Frieden, licht wie Treue;
Brauchst vor Dürre, vor Gewittern
Und vor Frösten nicht zu zittern.
Und dein Lächeln strahlet heiter,
Keine Täuschung droht dir weiter.
Zur Erfüllung ward das Hangen,
Obst ward aus dem Blütenprangen,
Obst! das gelb und purpurn strahlet,
Bunt von Sonn' und Tau bemalet.
Und soweit des Auges Grenze
Reichet, ringsum Erntekränze.
Wie harmonisch abgetönet
Jeder Mißklang sich versöhnet!
Nebel wallen und verwehen,
Unbemerkt im Wind zergehen.
Leise fällt ein Blatt vom Baume,
Nicht im Schmerz, nein, wie im Traume;
Und der Zephyr flüstert leise
Eine süße Schlummerweise.
Eingelullt vom Wohlgefühle,
Ruht auf ihrem Herbstespfühle
Die Natur jetzt schlafestrunken
Und in süßen Traum versunken.

Drosselied.

Purpurn glühn die Kirschen auf dem
Baum,
So verlockend waren sie noch
Kaum.

Fröhlich grüßet sie der Drossel
Sang.
Ach, die Arme harret drauf schon
Lang.

Sie ergötzt sich an der Kirschen
Blut.
„O wie süß, wie rot, wie frisch und
Gut!
Sei nicht böse, lieber guter
Baum,
Wegen ein paar Beeren lohnt sich's
Kaum."

„Sieh, der Schöpfer stiftete den
Brauch,
Und ich muß doch leben, essen
Auch.
Warum soll der Arme traurig
Sein?
Von der reichen Welt sei etwas
Mein."

„Sieh, umsonst bescheint die Sonn' dein
Laub,
Regen netzt umsonst der Wurzeln
Staub;
Und was jeder gerne hört und
Sieht,
Dir sing' ich's umsonst, mein schönstes
Lied."

Gulai Tal

Szász, Károly (Karl), geboren im Jahr 1829 in Nagy-Enyed in Siebenbürgen, wo sein Vater berühmter Professor war. Er widmete sich der geistlichen Laufbahn, nachdem er als neunzehnjähriger Jüngling im Jahre 1848 den Freiheitskampf mitgemacht hatte. Nach beendeten Studien wirkte er als Professor, später als Prediger, wurde zum Ministerialrat ernannt und ist gegenwärtig reformirter Bischof und Oberhaupt eines Kirchendistrikts. Neben seinem Wirken als hervorragender Kanzelredner war und ist er einer der fleißigsten ungarischen Schriftsteller, der sich hauptsächlich als Uebersetzer Dantes, Byrons, Victor Hugos, Lamartines, Shakespeares, des Nibelungenliedes, der Königsidyllen von Tennyson u. s. w. einen bedeutenden Ruf erworben hat. Außerdem schrieb er viele Dramen, mit denen er auch akademische Preise davontrug, und kultivirte hauptsächlich die epische Poesie, von deren Erzeugnissen sein „Salamon", dessen Stoff den alten Königssagen entnommen ist, Erwähnung verdient. Auch ist er ein sehr fruchtbarer Lyriker und schrieb ein wertvolles Werk über „Die Epen der Weltliteratur".

Die ungarische Musik.

Hörst du süß die Geige singen?
Wie sie klagt und weint und bebt!
Kann es sein, daß so viel Fühlen
In vier kleinen Saiten lebt?

Wie im stillen Waldeshage
Süßer Nachtigallensang,
Wie des Kindes Trauerklage
An der Mutter Grabeshang!

Hörst du süß die Geige klingen?
Horch, was aus den Saiten dringt!
Stürmisch brausend gleich Orkanen
Das Rákóczylied erklingt,
Voller Klage, voller Kummer,
Der zerschmettert und erhebt,
Der Vergangnes heiß beweinend
Großer Zukunft Träume webt.
Flüche dröhnen, Schwerter klirren,
Mischen mit den Flüchen sich;
Schlachtruf schallt — und alles das ist
Einer Geige Bogenstrich.

Hörst du süß die Geige singen?
Zu dem Volk ihr Lied jetzt spricht.
Leid und Freud von Millionen
Aus dem Saitenspiele bricht.
Jubelnd tönt des Csikós Jauchzen,
Freudig hell sein Pfiff erklingt,
Wenn er in des Csárdás Wirbel
Wild die braune Schöne schwingt.
Schmelzend singt der Schnitterinnen
Lieblich lockend loses Lied,
Das erschallend, dann verhallend,
In die weite Ferne zieht.
Seufzend tönt des Burschen Klage,
Dem sein Lieb die Treue brach,
Laut aufweint in stillen Nächten
Süßer Flöten Liebesach.

Hundertjährig schweres Leiden
Schluchzend aus der Saite dringt,
So voll Weh, voll heißen Sehnens,
Daß entzwei die Saite springt.

Hörst du süß die Saite klingen?
Wie sie lacht und weint und bebt!
Kann es sein, daß so viel Fühlen
In vier kleinen Saiten lebt?

Am Rhein.

Mein Schifflein wiegte tanzend
Sich auf des Rheines Flut;
Zur Tiefe blickt' ich sinnend,
Allwo die Nixe ruht.
Hell schimmert aus der Tiefe
Ihr Schloß aus Bergkristall;
Ringsum aus Amethysten
Ein hoher Riesenwall.

Zum Spiegel dient ihr strahlend
Ein riesiger Diamant,
Smaragde und Rubine
Umfunkeln seinen Rand.
Dort saß die Nixe träumend
Und flocht sich Perlen klar
Und purpurne Korallen
Ins sonnig goldne Haar.

„Woher hast du die Perlen,
Demanten sonnenlicht,
Smaragde und Rubine?"
Die Nixe lächelnd spricht:

„Vom Nibelungenhorte,
Den in des Rheines Flut
Einst Siegfrieds Mörder senkte,
Und der hier unten ruht.

„Die Welle rollt darüber . . .
Der goldne Uferkies,
Das Rebenblut der Felsen
Und die smaragdne Wies';
Der Demant, der im Auge
Der Fischerinnen flammt;
Des Kusses Glutkoralle
Sind diesem Hort entstammt.

„Der goldne Kamm im Goldhaar
Der holden Lorelei;
Der Silberklang des Liedes,
Der schmeichelnd lockt herbei;
Der Schmelz der Blütenkelche,
Des Honigs Süßigkeit —
Entstammen Siegfrieds Horte;
Der Rest ist mein Geschmeid."

Rasch glitt auf klaren Wellen
Mein leichter Kahn entlang —
Da plötzlich aus der Tiefe
Ein schriller Schrei erklang.
War das der Fluch Krimhildens?
Trüb ward der Wellen Schaum —
Kristallpalast und Nixe
Zerrannen wie ein Traum.

Der tote Dichter.

Fremde Erde deckt den Dichter,
Der zu früh ins Grab gesunken,
Dessen süßem Liede ehmals
Ungarns Töchter lauschten trunken;

Schwer ist ihm die fremde Erde,
Kalt die Scholle ihn umschauert.
Drauf zerpflückte Blüten welken,
Saitenlos die Harfe trauert.

Ihm zu Häupten brausen zürnend
Wild des Mississippi Fluten —
Und er träumet von der Donau,
In dem Herzen Sehnsuchtsgluten.

Ueber ihm ertönt ein Rauschen
In des Urwalds Riesenwipfeln —
Und er träumt von Fichtenhainen,
Tátrathälern, Felsengipfeln.

Auf dem Grabe der Kolibri
Schimmernd seine Schwingen reget —
Und er träumet von der Schwalbe,
Deren Nest sein Häuschen heget.

Auch die Schwalbe zieht von dannen
Uebers Meer nach fremden Hainen;
Doch die Sehnsucht lockt sie wieder
Zu der Heimat Blütenrainen.

Nicht des Südens süße Düfte,
Sonnenglanz im Morgenlande,
Nicht der Palmen kühle Schatten
Fesseln sie am fernen Strande.

Nur der Dichter ist geschieden,
Um für immer fern zu weilen:
Armer Freund, wird wohl ein Heilkraut
Deine schweren Wunden heilen?

Wo ist jetzt der heitre Frohsinn?
Wo sind deine süßen Lieder?
Blickst du sehnend, heißverlangend
Nach der Heimat Fluren wieder?

Nein, dein Sehnen ist erloschen,
Ausgetobt der Schmerz, der bange;
Wir nur lauschen ferne, träumend,
Des verstummten Liedes Klange.

Du bist schon im stillen Hafen,
In des Grabes sicherm Porte;
Doch kein liebend Wesen gab dir
Das Geleit zum letzten Orte.

Grün umrankt des Urwalds Hügel
Deines fernen Grabes Schollen,
Fremder Vögel Lieder hörst du,
Fremder Ströme Wogenrollen.

Kás Károly

Tóth, Lőrincz (Lorenz), Senatspräsident der königlichen Kurie, geboren in Komorn im Jahre 1814. Er studirte die Rechte und legte das Doktorat ab, wurde später Reichstagsabgeordneter und machte eine glänzende juridische Carriere, wurde zum Mitglied der Akademie, der Petőfi- und der Kisfaludy-Gesellschaft gewählt. Seine literarische Thätigkeit ist sehr vielseitig. Außer gediegenen juridischen Fachwerken schrieb er Dramen, von denen sein „Ladislaus Hunyadi" einen akademischen Preis davontrug, ferner Novellen, Gedichte und vorzügliche Epigramme, die er als Sammlung unter dem Titel „Bienen" herausgab, Artikel für Tagesblätter und Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen.

Epigramme.

1.

„Treulos verließ mich die Braut, und mein Glück, es versank mir in Trümmer:
Nimmer ertrag' ich den Schmerz, lindern nur kann ihn der Tod!"
Und mit entschlossenen Schritten begibt sich der Aermste nach Hause,
Kleidet sich winterlich an, hüllet gar sorglich sich ein,
Stürmet ans Ufer. Vom Strome her wehen gar eisige Winde —
„Keine gelegene Zeit!" spricht er und eilet zum Thee.

2.

Stehst vor dem Graben gebannt und möchtest wohl gerne hinüber?
Doch für ein kurzes Gebet trägt dich der Himmel nicht hin.
Traue nur frisch auf die eigene Kraft und wage zu springen!
Bist du dann drüben, so sprich dankend ein frommes Gebet.

3.

König ist wahrlich der Dichter, besitzet ja Länder und Reiche,
Und einen fürstlichen Thron und eine Kron' auf dem Haupt:
Scepterglеich hält er die Feder, sein Reich ist das Land seiner Träume,
Lederner Lehnstuhl sein Thron, dort vor dem wackligen Tisch;
Und damit gar nichts ihm fehle, so trägt auf dem Haupt er die Krone,
Seine gar dornige Kron', die er von Christus ererbt.

4.

Blöde besiegt dich die Mehrheit, indessen der Beifall der Edeln
Deine Ideen belohnt. Solch ein Verlust ist — Triumph!
Endlich, nach langem Belagern, eroberteſt du deine Schöne,
Und du gewannst sie zur Frau. Solch ein Triumph ist — Verlust!

5.

A.

Morgen geh' zum Altar ich, sei froh mit mir, Freund meiner Seele!

B.

Schadenfroh sein? das geziemt nimmer dem zärtlichen Freund.

6.

Wer sich zum zweitenmal schmiedet des Ehestands eiserne Fesseln,
Beuget den Nacken gar tief unter das knechtische Joch,
Nimmer verdient er die Huld des Geschickes, das mild von dem ersten
Drückenden ehlichen Kreuz gnädiglich ihn hat befreit.

7.

Kennst du die Falle für Mäuse, o Freund, der du heut dich vermählest?
Leichtlich gelangt man hinein, schwer nur gelangt man hinaus.

8.

Zucker fürwahr ist die Gattin, den leider oft andre benagen;
Aber die Zähne daran bricht sich nur immer der Mann.

9.

Düstere Trauer durchbebet den Gatten — sein Weib ist entflohen;
Ach, und der Arme hat Angst — daß sie zurück ihm noch kommt.

10.

Einstmals erkieste der hinkende Schmied, der Vulkan, sich die Venus;
Aber der schneidige Mars wurde dann Hausfreund bei ihm.
Zeus, er belächelt gar spöttisch das komische Eheverhältnis:
Eines bedauert er nur, daß er schon selber zu alt.

11.

„Sage, wo ist deine Mutter?“ so fragt' ich das Kind, das im Staube
Schmutziger Gassen ich fand, von einem Hunde verfolgt.

Schluchzend erwidert's: „Mamachen hat heut eine Sitzung in ihrer
Kinderbewahranstalt, wo eine Rede sie hält."

12.

Töchter in stattlichem Putze schicket zum Balle der Vater;
Er aber bleibet zu Haus, trübe mit magerem Sack.
„Sage, Papa, was bring' ich vom Balle dir?" fraget gar schelmisch
Eine der Töchter. „O bringt, bringet euch nur einen Mann!"

13.

Ursula windet ins Haar sich den grünenden Epheu zum Ballschmuck.
Recht hat sie: Epheu geziemt jeder Ruine zum Schmuck.

14.

Zum Spiritisten bekehrte den trauernden Witwer die Langweil,
Ganz con amore betreibt jetzt er den närrischen Sport;
Ja seinen Geisterbeschwörer, er nennt ihn den klügsten der Menschen,
Den voll Verehrung umgibt stets eine gläubige Schar.
Siehe, da bringt ihm der Meister mit einmal die freudige Kunde:
„Noch diese Woche erscheint Ihnen der Geist Ihrer Frau!"
Tages darauf verschwand da der Witwer vom Kreise der Jünger,
Floh in ein anderes Land, schwor das Beschwören dort ab.

15.

Alter, was kommt dir zu Sinn? welch großes und kühnes Vergehen,
Daß deine Feder es wagt, spöttisch zu sticheln die Frau'n!

Denk an Lucretia und an die herrliche Mutter der Gracchen,
Denk an Rozgonyis Frau und an des Zrinyi Gemahl
Und an die Frauen, die Wunden verbinden auf blutigem Schlachtfeld!
Engel der Armen sind sie, Mütter der Waisen im Land!
Und auf die Knie sinkt der spöttische Dichter der boshaften Verse
Vor dem allblendenden Glanz, der von dem Weibe entstrahlt
Und er gestehet, die Sünde bereuend: Die Frauen sind Engel!
Hätten sie Flügel, sie flöhn lebend zum Himmel empor.
Gibt's unter ihnen auch schlechte, so erbten sie's nur mit der Rippe,
Die Gott dem Manne entnahm, der da verderbt bis ins Mark.

Tóth Lőrinczy

Lévay, József, Obernotar des Borsóder Komitats, geboren am 18. November 1825 von armen adeligen Eltern. Schon im achtzehnten Jahre begann er in verschiedenen Blättern Gedichte zu veröffentlichen, die durch ihre Formenschönheit Aufsehen erregten. Nach Beendigung seiner juridischen Studien erhielt er eine Stellung bei dem Amtsblatt, wo er bis zur Schlacht von Világos arbeitete. Nach der Schlacht verbarg er sich im Hause seiner Eltern, wurde später Professor am Gymnasium zu Miskolcz und im Jahre 1865 Obernotar. Außer mehreren Bänden lyrischer Gedichte schrieb er ästhetische Aufsätze und übersetzte mehrere Dramen Shakespeares und viele Gedichte von Burns.

Mikes.

Einsam lausch' ich hier des Meeres dumpfem Brausen
Und den Stürmen, die darüber zürnend sausen.
Ganz allein geblieben
Bin ich von den Lieben
Aus den Heimatlanden;

Wenn nicht in der See, die zornig wogt und schäumet,
Des Rákóczy trotzig Heldenherz sich bäumet,
Aus dem Grab erstanden.

Raschelnd streun ihr welkes Laub die dürren Bäume,
Und die Winde tragen's durch der Lüfte Räume,
Und die Vögel eilen,
Südlicher zu weilen,
Fern vom Türkenlande.
Wohin soll ich Armer, ach, zurück mich ziehen,
Und in welchen Winkel dieser Erde fliehen
Von dem fremden Strande?

Einen bleichen Stern seh' ich im Norden winken,
Wo die schneebeglänzten Gletschergipfel blinken.
An der Felsen Hange
Sprießt im Lenzesdrange
Reiches Blütenleben:
Das ist meine Heimat, wo die bunten Falter,
Die Erinnerungen an das Kindesalter,
Auf den Blumen schweben.

Ach, warum kann ich nicht weilen an dem Strande,
Wo mir jeder Baum vertraut, im Heimatlande?
Warum sind hienieden
Ketten ihm beschieden
Schon so lange Jahre?
Will dahin ich eilen, fühl' ich mich gehalten
Von der süßen Freiheit zaubrischen Gewalten
Bis zur Bahre.

Wohl eß' ich das Brot des Türkenkaisers trauernd.
Doch geheime Häscher schleichen mir nicht lauernd
Nach an jedem Orte,
Um aus jedem Worte
Den Verrat zu weben.

Ein entlaubter Baum bin ich, den Blitze klüften,
Den die Stürme spalten, doch der in den Lüften
Frei sein Haupt kann heben.

Einsam lausch' ich hier des Meeres dumpfem Brausen
Und den Stürmen, die darüber zürnend sausen.
Ganz allein geblieben
Bin ich von den Lieben
Aus den Heimatlanden;
Wenn nicht in der See, die zornig wogt und schäumet,
Des Rákóczy trotzig Heldenherz sich bäumet,
Aus dem Grab erstanden.

Lévay József

1870—1890.

Temérdek, mit seinem eigentlichen Namen Jeszenszky, **Danó** (Daniel), königlicher Notar, geboren im Jahre 1824 in Losonc, wurde nach Beendigung seiner juridischen Studien im Jahre 1848 Advokat. Infolge seiner Teilnahme an dem Freiheitskampfe wurde er vors Untersuchungsgericht gestellt und in seiner Vaterstadt internirt. Dort wirkte er als Advokat und Präsident der Advokatenkammer bis 1879, dann wurde er königlicher Notar in Budapest. Im sechzigsten Lebensjahre begann er, Trost für den Verlust seiner Tochter suchend, formvollendete Gedichte zu schreiben, die er im Jahre 1888 in einem Bande veröffentlichte, wofür ihn die Petöfi-Gesellschaft zum Mitglied wählte. Während seiner Studienjahre war er der vertrauteste Freund der Dichterfürsten Petöfi und Madách, welche Freundschaft erst mit deren Tode erlosch.

Das Leben.

Ein gar schlechter Mantel ist das Leben,
Schäbig, schlissig ward er uns gegeben.
Wer ihn schnitt, weiß keiner uns zu sagen,
Wer ihn trägt, begehrt ihn nicht zu tragen.
Gratis haben wir von jenem alten,
Filz'gen Trödler, Schicksal, ihn erhalten.
Tag und Nacht wird er nicht abgeleget,
In der Jugend festschmuckgleich geheget,

Ob er gleich so mürb, daß seine Lücken
Wir vergebens mit der Hoffnung flicken.
Kurz und eng ist er, bald glühn wir drinnen,
Bald läßt Frost uns starr das Blut gerinnen.
Doch vergebens, mit dem besten Willen
Können wir nicht ganz darein uns hüllen;
Denn obgleich wir daran flicken gründlich,
Wächst die Zahl der Löcher täglich, stündlich.
Und doch ist der Mensch so thöricht leider,
Daß er ihn geduldig trüge weiter,
Wenn der Tod mit starker Hand nicht käme,
Uns den Mantel von den Schultern nähme.

Liebesfäden.

Welche Mächte weben,
Spinnen wohl hienieden
Jene Fäden, die das
Herz ans Herze schmieden?

Welche Mächte lösen,
Trennen jene feinen,
Zarten Fäden, die zwei
Herzen eng vereinen?

Nur das eine sehn wir,
Daß die Fäden springen,
Daß die Herzen brechen,
Mit dem Leide ringen.

Große Ideen.

Des erhabnen Weltengeistes
Zeughaus ist die Zeit,
An den Wänden ringsum hangen
Schwerter dichtgereiht.

Jeder hehre Lichtgedanke
Ist ein scharfes Schwert,
Das von starker Hand gezücket
Aus der Scheide fährt.

Manch Jahrhundert, manch Jahrtausend
Oft vorüberstreift,
Eh ein einz'ger, starker Arm
Zu der Waffe greift.

Doch urplötzlich tritt gerüstet
Auf ein großer Mann,
Dessen Arm des Waffengriffes
Höh' erreichen kann;

Der ein Schwert mit eh'rnem Arme
Aus der Scheide zwingt
Und es kampfesmutig drohend
In den Lüften schwingt.

Und dann schlägt er dröhnend heftig
Aufs Gerüst der Welt,
Daß der morschen Traditionen
Bau zusammenfällt.

Fennebek

Kiss, József, geboren im Jahre 1843 in Mezö-Csáth als Sohn armer Eltern, zeigte schon als Kind Spuren außerordentlicher poetischer Begabung. Schon während der Studienzeit schrieb er Gedichte, die in den Blättern erschienen, doch trat er erst im Jahre 1868 mit seinem Erstlingswerke, einem Bande „Jüdische Lieder", auf. Sein zweites Werk: „Ungarische Balladen" verschaffte ihm durch seine dichterischen Schönheiten die ungeteilte Anerkennung des ganzen ungarischen Publikums, dessen Liebling er wurde. Die Petöfi-Gesellschaft wählte ihn in die Reihe ihrer Mitglieder, und als er im Jahre 1892 sein neuestes Werk „Festtage" herausgab, war er schon allgemein als einer der größten Dichter Ungarns gefeiert. Seit 1891 ist er Redakteur der Zeitschrift „A Hét". Da er jetzt selten schreibt, ist es jedesmal ein Festtag für die Nation, wenn der genialste der jetzt lebenden Dichter zur Leier greift.

Jehovah.

Am Wanderstab durchreist hab' ich die Welt,
Auf Südens Flur begrüßt das Sternenzelt.
Vom Heimatstrom der goldigblonden Theiß
Trieb ferne mich ein inneres Geheiß.
Im Gletscherthal, im üpp'gen Rosenhain
Trank ich Italiens ew'gen Sonnenschein.
Doch Duft und Farbe schnell zu nichts zerrinnt,
Gleich Wolkenflug zerflattern sie geschwind,

Vom Augenblick wie Laub im Wind verweht.
Das Schönste, ach, so spurlos rasch vergeht!
Wie Morgentraum in meiner Seel' zerrann
Des Südens Bild, daß ich's nicht finden kann,
Nicht Glanz, nicht Fülle und nicht Farbenpracht.
Ach, wie zerstörend wirkt der Jahre Macht!
Doch eines Felsblocks mächtige Kontur
Grub unauslöschlich ihrer Züge Spur
Mir in die Seele, schwebet stets mir vor,
Wie stolz er in die Wolken ragt empor!
Wohl schroff und kahl, doch hehr und hoheitsvoll,
Unförmlich, aber Erz! Und ihm zu Füßen quoll
Ein üppig Blühen aus der Felsen Schoß,
Die sich von seinem Körper lösten los,
Von wilder Stürme Macht herabgeweht,
Die reicher Pflanzen Keim hineingesät.
Des eignen Leibes Teile sind's, zerschellt,
Und doch hat jedes eine andre Welt.

Wo sah dies Bild ich, das mir folgt im Traum?
In Marmor, von des Meisters Hand gehaun?
Des Auges Blitz, des Armes kräft'ger Schwung
Verrät Angelos kühne Meißelung,
Und auf der eh'rnen Stirn geschrieben seh'
Ich seiner Seele Zorn, sein tiefes Weh.
Ist's Wahrheit? hat dies Abbild sich in Rom
Mir eingepräget im Sankt Petersdom?
Nein, aber neu gedachte ich dort sein
Bei eines Wintertages Dämmerschein!

Aus meinem Dorfe stammt dies Bildnis her,
(Warum entsann ich dessen mich so schwer!)
Ein hoher Greis, gar stämmig, stattlich, groß,
Des Glieder faltig der Talar umschloß.

Die Dorfesjugend scheu beiseite wich
Und schmiegte enger aneinander sich
Bei seinem Nahen, wie die Sperlingsschar
Im Laubgezelt sich drängt bei Sturmgefahr.
Verstreichen sah er ein Jahrhundert fast,
Doch ungebeugt ließ ihn der Jahre Last.
Ein lebend Märchen voller Dunkelheit,
So wandelt er einher in unsrer Zeit.
Vielleicht geahnt, doch niemals ganz erschlossen,
War seines Daseins banger Traum verflossen.

In hohem Wissensruf der Alte stand,
Doch keiner wußte, wo sein Vaterland.
Man flüsterte, daß eingeweiht er sei
In der Kabbala heil'ge Mysterei,
Daß es von ihm abhinge ganz allein,
Und reicher könnt' er als ein König sein.
Doch er gelobte Armut bis zum Tod,
Drum lebt er in dem Hüttchen, leidet Not.
In Büchern weilt', im Gotteshaus er nur,
Sein Wissen war nicht irdischer Natur.
Längst ausgestorbner Stämme totes Wort,
Chaldäisch, Syrisch, grünt für ihn noch fort.
Die Nacht ihn und der Morgen brütend trifft
Vor jener krausen Hieroglyphenschrift.
„Der Weisheit," denkt er, „und dem Rebensaft
Verleiht das Alter immer höhre Kraft;
Weisheit ist eins," das ist sein Credo ja,
„Weisheit ist eins allein nur: Jehovah!"
Der Rache starrer, unbeugsamer Gott,
Der bis ins siebte Glied mit Strafe droht,
Das ist sein Gott! Denn wie auf Spiegelflächen
Des Atems Hauch, und gleich den Thränenbächen
Im Kindesaug', sah neben sich entstehn

Geschlechter er und spurlos dann vergehn.
Und er empfand, daß alles eitel sei —
Nur zwei sind ständig: er und Adonai.
Verschlossen ist der schweigsam düstre Mund,
Doch Welten schlummern in der Seele Grund:
Der hoh'n Ideen schrankenlose Welt,
In Nacht versunken und vom Blitz erhellt.
Er mied die Menschen und sie mieden ihn,
Gehört er ja kaum noch zu ihnen hin;
Doch wo ein Mensch im Todeskampfe rang,
Trieb ungerufen ihn ein innrer Drang.
Und aus dem Troste, der sein Aug' verschönt,
Wenn von der Lipp' die Glaubenslehre tönt,
Hat manche Seele, kämpfend, scheidensbang
Geschöpft die Kraft zu ihrem letzten Gang.

Oft wacht er lang bei eines Lämpchens Schein,
Zu fristen karg das kümmerliche Sein.
Er malt auf große Bogen Pergaments
Die ew'ge Lehr' des alten Testaments,
Des heil'gen Bundes Lehr', der ewig währt,
Das hehre Wort, das uns das Leben lehrt;
Die Lebensquelle, immer neu entsandt,
Und das Mysterium, das wir Gott genannt.
Und weil Buchstaben malend floß sein Leben,
War er auch dem Buchstaben treu ergeben.
Oft sehnt er, schwärmend in Erinnrungsglück,
Sich in des Fanatismus Welt zurück:
Als noch Jehovahs Fackel hell gestrahlt,
Und die Entweihung man mit Tod gezahlt;
Das tote Wort noch als Gesetz gedroht
Mit Abgrund, Steinigung und Feuertod;
Die Holzstoßflamme zu dem Himmel drang,
Des Priesters Hand das blanke Richtschwert schwang.

An dieses öden, kahlen Felsens Hang
Zum Licht empor ein holdes Blümchen drang.
Die linden Lüfte brachten ihm Gedeihn,
Der schlechte Boden, wenig Sonnenschein,
Viel Sehnen, Strenge und Entbehrung rauh,
Der durst'gen Pflanze Reif statt Thränentau!
In diesem feindlich rauhen Himmelsstrich
Erschloß zur Rose Hiobs Tochter sich,
Ganz rein und keusch, nach holder Wunder Art
In ihrem Wesen Glanz und Kraft gepaart.
Anmut und Rhythmus jede Regung weht,
Und ihre Schönheit hehre Majestät.
Auf stiller Flur tönt Abendglockenklang
Nicht lieblicher als ihrer Rede Sang.
Ihr Wort ist klug, und all ihr Denken hold!
Ein farb'ger Falter, der die Schwing' entrollt
Auf eines Bergsees Spiegel kristallklar.
Und ihre Augen, ach dies Augenpaar!
Vergebens angl' ich in der Sprache Flut,
Kein Wort erfass' ich mit der Angelrut',
Zu schildern dieser Augen Poesie;
Vielleicht vermag's allein Allegorie:
Der Tiefe Nacht und schwüle Mittagssonne
Entbrannten einst in wilder Sehnsuchtswonne;
Sie liebten heiß und fanden sich doch schwer,
Sie wurden eins und trennten sich nicht mehr.
Und dieses Rätsels Lösung wunderbar
Erstrahlt in Miriams schwarzem Augenpaar.

So zog den Leib der rauhe Boden groß,
Und ihren Geist die Einsamkeit erschloß.
Ihr Wiegenlied erweckt geheime Kraft,
Der Phantasie stets kühnre Schwingen schafft.
Aus manch vergilbtem Blatt bei Mondenschein

Erlernte sie des Lesens Kunst allein.
Und heimlich sog sie aus zerschlissnem Buch
Manch Lied und Wort und manchen weisen Spruch:
Gar karge Krümchen vom Ideenmahl,
Der durst'gen Seele doch Erquickungsstrahl.
O, denn die Seele dürstet, lechzt voll Pein
Nach Kenntnis, Wissen, wechselvollem Sein!
Ihr Sehnen war nach Höherem gestellt,
Sie schuf sich eine andre, schönre Welt,
Und reiner, kühner, edler träumt sie die,
Halb Ahnung noch und halb schon Poesie.
Einst fiel ein altes Buch in ihre Hand,
Das Titelblatt nur mangelte dem Band.
Die schönsten Dinge fand sie drin geschrieben;
Ach, nur der Autor war ihr fremd geblieben.
Sie las es oft und viel, das ganze Jahr,
Wie eine Weise, süß und wunderbar,
Die unaufhörlich von der Lippe klingt,
Weil unsre ganze Seele sie durchdringt.
Sie las und träumte wachend sich hinein
In der Gestalten wechselnd bunte Reihn.
Heut war sie Julia in Romeos Schoß,
Und morgen teilt sie Desdemonas Los;
Bald Lady Macbeth mit der blut'gen Hand,
Cordelia bald, bald Imogen genannt.
Und wenn des Dorfes täppische Burschenschar
Mit ungeschlachtem Wort genaht ihr war,
Titanias Zettel ihr zu Sinne kam.
So war des Alten Tochter: Miriam.

2.

Herbstabend ist's. Leis rauscht der Pappeln Kron',
Vom Firste Abschied nimmt die Schwalbe schon.
Der Morgen sieht sie in die Ferne ziehn:
Kehrst du wohl wieder, holde Sängerin? –

Hell glänzt des Strohdachhüttchens Fensterlein,
Wirft auf die Pappel lichten Strahlenschein
Und taucht das Laub in eitel Goldespracht,
Erleuchtet weit hinaus die finstre Nacht.

Das greise Haupt schwer in die Hand gestützt,
In sich gekehrt der alte Hiob sitzt,
Vor ihm ein Stoß von Pergamenten steht,
Doch ach, die Arbeit nicht von statten geht.
Zur Feder greift umsonst er stets aufs neu',
Dem müden Aug' verschwimmt die Letternreih';
Ein Nebel muß im Sinken sein fürwahr,
Drum ist sein Haupt so schwer. Auf, alter Aar!
Und wieder taucht den Federkiel er ein,
Ein herzerfreu'nd Kapitel harret sein.

Das erste Buch des Moses ist der Titel,
Und zweiundvierzig lautet das Kapitel —
Die Bibel schlaget auf zu Haus und seht
Und leset nach, was dort geschrieben steht.
Wie einst das Volk das goldne Kalb verehrt,
Und Zorn und Weh des Moses Herz beschwert.
Mit Demantstiften ist's dort eingetrieben;
Das war ein Dichter, der dies Blatt geschrieben:
„Und Josua sprach: O Meister, horche auf!
Aus unserm Lager dringt Triumph herauf.
Der Meister sprach: Du irrst, du irrst, mein Sohn,
Das ist nicht Niederlag', nicht Siegeston;
Ganz andre Stimmen sind's am Bergeshang,
Gesang und Jubel an das Ohr mir drang."
Und wunderbar, wie zu Papier er's bringt,
Verworrner Lärm in seinem Ohre klingt,
Als ob die Stimme ihm aufs neu' ertönt',
Die vor Jahrtausenden dem Ahn gedröhnt —

Ein kraus verworrner, wirrer Stimmenchor.
Er lauscht gebannt, doch ach, ihn trog das Ohr.
Nicht Himmelslaute sind's auf Geisterschwingen,
Nicht Geistertöne, die da zu ihm dringen —
Ein wandernder Komödiantenhauf'
Schlug in der Schenke seine Zelte auf.
Versammelt ist des Volkes Alt und Jung
Und bringt der Kunst jetzt seine Huldigung.
Der Beifall dröhnet und die Thräne quillt,
Der Muse Herz darob vom Stolze schwillt.

Das war es, was der Alte hat gehört,
Und weiter eilt die Feder ungestört.
Sie kratzt und spritzt und bleibt dann wieder stehn,
Das wunde Herz will nicht zur Ruhe gehn.
Die Musik schweigt. An ihrer Statt aufsteigen
Vergangner Jahre düstre Geisterreigen.
Und quälend sie durch seine Seele gleiten —
Wozu auch sind die alten, alten Zeiten.

Drei Söhne hat sein eigen er genannt —
Das Leben nahm sie, nicht des Todes Hand.
Des einen nur, den früh der Tod ihm nahm,
Des einen nur gedenkt er ohne Gram.
Der Kampf, die Lust, der Zeiten neuer Geist,
Der unsichtbaren Trittes uns umkreist,
Und dessen Strömung man erbebend fühlt,
Wenn er die Gegend rings schon unterwühlt;
Der neue Geist, der alles niederzwang,
Dem Moloch gleich, die Kinder ihm verschlang.
Nicht Ziel, nicht Glaube, nicht Gedankenflug,
Von Sohn auf Vater kein verwandter Zug.
Und jenes heil'ge Band, das jeden Spalt
Ausfüllet mit der Liebe Allgewalt,

Des Herzens und des Blutes Band, empört
Hat zorndurchbebt der Vater selbst zerstört.

In Gottes Schutz er fromm sein Kind empfahl
Und stieß hinaus es in das Erdenthal.
Erst dreizehn Jahre zählt' der erste Sohn,
Doch so verlangt's uralte Tradition.
Und lange, lang' er ohne Kunde blieb,
Doch sieh! der Sohn dann endlich wieder schrieb:
Nur eins auf Erden ist, was Großes schafft,
Was schön und hehr ist: der Maschine Kraft!
Und ohne Zaudern stand die Antwort da,
Auf Pergament ein Wort nur: „Jehovah".
Und Kunde kam: „Die Wildnis macht mir Bahn,
An dem Missouri leg' ich Schienen an;
Urwälder rod' ich, sprenge Felsgewalt,
Vor meinem Worte öffnet sich der Wald;
Mein Lager Moos, der Himmel mich bedeckt,
Des Indianers Näh' mich oft erschreckt;
Ich hör' Schakale heulen durch die Nacht,
Doch treu hat mich dein Amulet bewacht."
Und dann nicht Brief, nicht Kund'. Die Jahre flohn;
Aus alten Stämmen sproßten neue schon;
Des Alten Sohn wohl keiner mehr gedenkt.
Da kommt ein stolzer Zug einhergesprengt:
Sein Sohn mit fürstlich reichem Dienertroß,
Mit Kutsche, Reitern, reichgeschirrtem Roß,
Und um die Kutsche, die ein Neger lenkt,
Ringsum der Diener bunte Schar sich drängt,
Den farb'gen Tressenrock gar reich mit Gold gestickt.
Nie hat das Dorf noch solche Pracht erblickt.
Der Zug bleibt vor der niedern Hütte stehn,
In buntem Drängen sie den Platz besä'n,
Er selbst ein stattlich jugendliches Blut,

Gebräunt das Antlitz von der Sonne Glut,
Und aus den weichen Kissen lustdurchbebt,
Ein kindlich schönes, junges Weib er hebt
Und führt sie zu dem tiefbewegten Greis,
Der schon die Arme öffnet sehnsuchtsheiß;
Doch taumelnd, zitternd bleibt er plötzlich stehn:
An ihrer Brust hat er das Kreuz gesehn!
„Abtrünn'ger," schluchzt er auf voll Schmerz und Hohn,
„Abtrünn'ger, fort, du bist nicht mehr mein Sohn!
Und nie betrittst du meine Schwelle, nein —
So soll Jehovah mir einst gnädig sein!"

Erinnrungsqualen, unter ihrer Last
Der alte Zorn von neuem ihn erfaßt;
Die alte, wehe Wunde sich erneut
Und blutet heute wie zu jener Zeit.

Ach, einst besaß er — einst — ach jener Zweite!
Die teuern Züge sieht er ja noch heute:
Genie, das aus des Schöpfers Stirn entsprang. - -
Auch er ging irre, fand den Untergang.
In Stein und Pflanzen forscht' nach Gott er heiß,
Und seine Jugend gab er hin zum Preis,
Und als sich ihm erschloß des Wissens Sinn,
Da fand er alles, nur nicht Gott darin.
Wohl glänzt sein Name dort an erster Stell'
Im Reigen derer, die da strahlen hell.
Gelehrt und weise. Neue Gotteslehr'!
Umsonst, auch dieser ist sein Sohn nicht mehr.

Und langsam rinnt — ein seltner Gast fürwahr —
Die Thräne in des Bartes Silberhaar.
Nur Gott allein er weiß, woher sie quillt.
Das seltne Naß dem jüngsten Sohne gilt.

Ein heitres Kind, des Herz vom Frohsinn schwillt,
Des greisen Vaters junges Ebenbild;
Voll neckisch heiterm Jugendübermut,
Den jeder schilt, und dem doch jeder gut.
Kaum fünfzehn Jahre war der Knabe alt,
Als wild die Welt im Gärungskampfe wallt,
Und Throne schwankten, hinfiel mancher Wall.
Die Sense klingt, es tönt der Waffen Schall,
Blut taut das Gras, der Morgen blutig stieg,
Fortging das Kind freiwillig in den Krieg.
Und weil dem Kind die Waffe noch zu schwer,
Gab man die Trommel ihm statt dem Gewehr.
Und trommelnd zog er mit von Schlacht zu Schlacht,
Bis eine Kugel ihm den Tod gebracht.

Erlöschend schon die trübe Kerze knistert,
Und der verkohlte Docht den Raum verdüstert,
Und wie der alte Hiob sich erhebt,
Noch tiefrer Schatten durch den Raum hinschwebt.
„Miriam", so flüstert er, „nur du allein!"
„Von allen — allen bliebst nur du noch mein.
Die Engel mögen schützen dich zur Nacht,
Erzengel Raphael dir halte Wacht!
Des Himmels heil'ge, große Engelschar
Verscheuche dir Gespenst und Nachtgefahr!"
Zu hellem Licht die Kerze er entfacht
Und öffnet dann die Kammerthüre sacht,
Wo Miriam ruht auf weißem Linnen fein,
Wie auf dem Blumenbeet der Mondesschein;
Ein überirdisch herrlich Schlummerbild.
Doch Miriam fehlt, das Lager ist verhüllt.
Was sieht er auf dem kleinen Tischchen drüben?
Ein weißes Blatt, von ihrer Hand beschrieben,
Verworrne Züge und der Sinn verwirrt.

Wohin hat sich des Kindes Geist verirrt?
„Dein Fluch, mein Lebensglück, mein ganzes Träumen,
Mich zieht die Kunst, ich kann nicht länger säumen!“
Mit kühnem Mut lenkt' ihr Geschick sie schon,
Ist mit der Truppe aus dem Dorf entflohn.
Dem Wilde gleich, dem überm Haupte bloß
Das Mordblei hinschwirrt aus dem Jagdgeschoß,
Das seinen Körper streift, doch nicht verletzt —
Das Wild im Schwindel keucht und dann entsetzt,
Betäubt umherspäht, auf sich schwingt,
Mit wildem Satze auf die Füße springt,
Aufs neu' sich stellt dem dräu'nden Jägervolke —
Der Alte taumelt, schwankt, und eine Wolke,
Ein Nebel, drückend, finster, bleiern schwer,
Legt um das müde, greise Haupt sich her.
Laut möcht' er schrein, so schneidet's ihm ins Herz,
Und findet keinen Laut für seinen Schmerz.
„Auch du, löst endlich sich des Mundes Hauch,
Die Letzte — Miriam — du verläßt mich auch?“
Und bitter dann zu schluchzen er beginnt,
Beweint nicht sich, beweint sein armes Kind.
Und als der erste Sturm sich mild gelegt,
Zerbricht er das Idol, das er gehegt.
Nicht Sohn, nicht Tochter hat nunmehr er ja,
Nur einen Herrn noch hat er: Jehovah!

Das Fenster, bleigefaßt, er öffnet's weit
(Nur hie und da ein Sternlein blinkt verstreut)
Und blickt empor und in die Nacht hinein,
Die sich in dunkle Trauer hüllet ein.
Und laut, als sollt' der ganzen Engelschar
Die große Wahrheit werden offenbar;
Als lauschten Erd' und Himmel seinem Wort,
Daß fest geblieben sei sein Glaubenshort,

Daß seine Treue nimmer hat geschwankt,
So donnernd ruft er, daß die Hütte wankt,
Er ruft es in die stille Nacht, weit schallend,
Erst dröhnend laut, in Schluchzen dann verhallend:
„Adonai, du gabst es, jetzt nimmt's dein Gebot,
Denn dein ist das Leben, und dein ist der Tod."

Feuer.

Kennt ihr des Reisigfeuers muntres Lohen,
Sein Knistern auf dem trauten Feuerherd?
Die biedern Züge und den Kreis der Frohen,
Wo Lied und Scherz emporquillt unverwehrt?
Vom Funkenknistern und vom Astgewimmer
Erlauschte ich des Liedes Rhythmus dort.
Wo ist die Glut? Wo ist des Feuers Schimmer?
Mir ist's erloschen. Brennt's wohl andern fort?

Und wohin schwand die holde Mädchenblüte,
Die mit der Schürze einst die Glut entfacht?
Wohin entschwand des Knaben froh Gemüte,
Der an des Mädchens Seite mitgelacht?
Zusammen warfen in die Glut wir, sinnend,
Den morschen und den feuchten Bast vereint
Und rieten, sel'ger Träume Fäden spinnend,
Wen schluchzend wohl das feuchte Holz beweint.

Verschwundner Zeit entrollte Sandkornfluten!
Wozu dran rühren, was sie mild begräbt?
Dem Reisigfeuer folgten andre Gluten,
Und heißre Flammen haben mich durchbebt.

Für Ruhm erglühen . . . thörichtes Bestreben!
Für Wahrheit . . . welch ein wesenloser Wahn!
Indes ich fiebernd vorwärts drang im Leben,
Bin ich ergraut, des Alters Nebel nahn.

Und meine Ernte sind nur Blumen, schlichte,
Und keine Aehre reift auf meinem Feld;
Und meine Wonnen sind nur Traumgesichte,
Und meine Welt ist eine Traumeswelt.
Erloschner Feuer Asche sickert leise
Und grau und traurig nieder auf den Herd.
Ich fürchte, sie verwirrt mein Traumgeleise;
Die Träume fliehen, eh' der Abend kehrt.

Mich friert . . . Legt Kohle nach, daß mich ihr Brodem
Verzehrend streife mit dem Glutenhauch,
So wie den Vogel streift der Katze Odem,
Den sie des Nachts aufscheucht im niedern Strauch.
O welche Glut! Von jener wie verschieden!
Kein grüner Wald, die Tiefe zog sie groß,
Und Weltengärung zeugte sie hienieden,
Und Revolutionen birgt ihr Schoß.

Wie's knistert, knattert, pustet, lärmt und prasselt!
Wie's unterm Schlote qualmt und faucht und loht!
Wie wenn mit ihren Sklavenketten rasselnd
Die Dämonschar sich zu befreien droht.
O Gott des Zornes! Was geschieht auf Erden,
Wenn einst die Kohle selbstbewußt sich bäumt,
Die blöden Schollen sich einst regen werden
Und zischend einst der Kessel überschäumt?

Wenn alles, was da morsch ist seit Aeonen,
Was lange, lang' als blut'ger Abgott galt,
Zerfällt, und die betrognen Millionen
Aus ihren Höhlen dringen mit Gewalt?

Ich seh' sie rüsten, sammeln sich, die Rächer,
Bei einer neuen Marseillaise Klang,
Sie schleudern Brände in die alten Dächer,
Bis selbst das letzte morsch in Flammen sank.

Indes in meiner Seele Träume sprühen,
Und künft'ger Feuer Spiegelung sich malt,
Die noch am fernen Himmelsrand erglühen,
Und deren Schein vielleicht mein Grab umstrahlt —
Sitz' ich hier still und in mich selbst versunken.
Minutengleich entflieht der Stunden Lauf,
Und halb noch wach und halb schon schlafestrunken
Schür' ich die halb verkohlten Gluten auf.

Endrödi, Sándor (Alexander), Mitglied der Petöfi- und Kisfaludy-Gesellschaft, geboren am 16 Januar 1850 in Veszprim. Er studirte in Stuhlweißenburg, wo er Mitschüler des Ministerpräsidenten Wekerle war, und ging nach abgelegter Matura ins Ausland. Zurückgekehrt, wurde er Journalist, erwarb sich das Professordiplom und wurde Professor an der Realschule in Großwardein, wo er auch heiratete. Doch nach dem rasch aufeinandergefolgten Tode seiner Frau und zweier Kinder litt es ihn dort nicht länger, und er übernahm in Budapest die Redaktion des Reichstagsjournals. Endrödi ist einer der bedeutendsten ungarischen Dichter, in dessen Schöpfungen, die mehrere starke Bände umfassen, sich große Schönheit der Form und Tiefe der Empfindung vereinigen. Auch ist er vorzüglicher Uebersetzer, dessen Uebertragung von Heines „Buch der Lieder" zu dem Besten gehört, was bisher in Ungarn auf diesem Gebiete geleistet worden ist.

Ich harre dein.

Ich harre dein, und du mußt kommen!
Zu Purpurgluten zart verschwommen,
Der Sonne Strahlen leis entschweben
Durchs abendliche Lüfteweben.
Im See aufrauschen Wellenkreise,
Des Waldes Schatten schwanket leise;

Ein später Vogel irret kreischend,
Mit müder Schwing' die Wellen streifend,
Versinkt dann in den Silberfluten.
Von fern ertönt ein leises Singen
Wie geisterhaftes Harfenklingen,
Das heiß aufwallt in Sehnsuchtsgluten,
Und dann wird's dunkel. Alles schweiget,
Und Strahl und Lied verhallt, verrauschet.
Nur meines Herzens Flamme steiget,
Nur meine Seele ahnt und lauschet:
Mir deucht, jetzt steig' dein Schatten nieder,
Und deiner harr' ich, harr' ich wieder.

Ich harr'; es ist die Geisterstunde,
Und ringsumher im Kirchhofgrunde
Die bleichen Schemen flüsternd wallen
Im Nebelkleide, mondbeschienen.
Mir bist du tot, zu Nichts zerfallen;
Wohl weiß ich, du bist unter ihnen,
Und kranzlos, frierend, ohne Schimmer,
So schwebst du in den Lüften immer.
Die welke Lippe möchte sprechen,
Vergebens ist ihr jammernd Beben.
Nur ich allein den Bann kann brechen,
Nur ich kann dir Erlösung geben,
Erbarmen, das der Straf' entreißet,
Vergessenheit, die Heil verheißet;
Das Wort, das Segen will verleihen,
Obgleich's dich schwerer Schuld kann zeihen,
Daraus Vergebung quillt hernieder,
Bei mir ist's, deiner harr' ich wieder.

Ich harre dein, und du mußt kommen!
Wenn schon des Lämpchens Docht verglommen

Und draußen in den dunkeln Nächten
Vom Sturm gepeitscht die Wolken beben,
Fleh' heiß ich zu den Höllenmächten,
Beschwör' sie, mir zurückzugeben
Der Lügenträume Bettelplunder,
Der Augen mörderischen Zunder
Und alles, was mein Herz verödet,
Vertraun und Glauben mir getötet.
Ich fordre auf die Schreckdämone,
Daß gegen dich zu Feld sie ziehn.
Ich fluche dir mit bitterm Hohne,
Mit fiebrisch heißem Racheglühn,
Erzittre . . .

Nein, mein Herz, es blutet.
Den Kampf zu stillen, der's durchflutet,
Netzt heiß die Thräne meine Lider,
Und deiner harr' ich, harr' ich wieder.

An der Wiege.

Rosenwangen, Knospenmündchen!
Lachend blaues Augenpaar!
Könnt' ich lassen unbesungen
Dich, mein Püppchen, wunderbar?

Singst du mir doch unaufhörlich,
Deine Lunge übt sich schon;
Bald wirst du mich übertreffen,
Du, mein jüngster Musensohn!

Mein Gesang ist nur ein leises
Schlummerlied, das flüsternd singt;
Deiner Skala Sangesrhythmus
Ist Geschrei, das schallend klingt.

Komm in meinen Schoß, mein Püppchen,
Willst du Lieder, Küsse nun?
Laß mich, Herzchen, dir erzählen,
Was zu Haus die Zwerglein thun.

Klappernd, klirrend, surrend, summend
Gehen sie stets aus und ein;
Trippelnd trappen, klingend klirren
Ihre goldnen Sporen drein.

Und sie haben eine Truhe,
Die sich öffnet, wenn sie soll,
Diese kleine Truhe ist mit
Wunderbarem Spielzeug voll.

Pferdchen, Trommel, Säbel, Flinte,
Kleine Kütschchen wunderfein,
Blechsoldaten, Kronentäubchen,
Kurzgeschwänzte Mäuselein.

Klingeläpfel, Schnurrekätzchen,
Sprechend Obst auf grünem Baum!
Gute Kinder, die schön schlafen,
Sehen alles das im Traum.

Und sie haben einen Falter —
Sum, sum, goldner Schmetterling,
Flieg herab auf Mondenstrahlen,
Flieg herab auf goldner Schwing'!

Streu herab die bunten Stäubchen,
Küß die kleinen Aeuglein blau,
Daß es all das schöne Spielzeug
Sum, sum, sum, im Traume schau'!

Haydé.

Haydé, des Sultans schöne Tochter,
Lustwandelt in dem Palmengang
Und lauscht der Lüfte lindem Weben,
Und lauscht der Wellen Wiegensang.

Und als zur Rast den Fuß sie hemmet,
Wo schattig kühl sich Palmen ziehn,
Brennt heiß ein Kuß auf ihrer Lippe,
Noch sieht sie rasch den Thäter fliehn.

Ha Frecher, ha verwegner Sklave!
Sein Kleid ist blau — ihm nach, ihm nach!
Man stürmet durch die Parkalleen,
Ihm nach in des Serails Gemach.

Der Sultan auf dem stolzen Throne
Ergrimmt zu drohend finstrer Wut:
„Den Frechen führet vor mein Antlitz,
Den Frevel büßet er mit Blut!"

Und Haydé steht an seiner Seite,
Als man den Sklaven führt herein.
Sein Kleid ist blau; doch aus dem Auge
Loht innrer Gluten Widerschein.

Sein Kleid ist blau, doch süß die Lippe,
Und bleich das edle Angesicht.
„War dies der Freche, meine Tochter?"
Und Haydé flüstert: „Der war's nicht!"

Lili.

1.

Sommernachtstraum.

Faß, mein Lieb, ein Lied mich singen
Von phantastisch fremdem Strand!
Fern im Süd aus Meereswogen
Ragt ein stolzes Inselland.

Such die Insel nicht in Büchern,
Keine Karte kündet sie!
Nur der Dichter kann sie träumen,
Geographen sahn sie nie.

Rings ein Kranz von Felsengipfeln,
Dichte, tiefe Waldesnacht,
Palmen und Bananenriesen
Halten stolz die Inselwacht.

Statt Gebüsch Korallenriffe,
Tulpenbäum', Cypressen schlank,
Schattenkühle Lauben bildet
Der Lianen dicht Gerank.

Erdwärts neigen sich die Aeste
Unter ihrer schweren Last;
Blüten duften, Früchte lachen
Farbenreich von jedem Ast.

Kokosnüsse, Goldorangen,
Datteln süß, von edler Zucht,
Indiens dunkle Maulbeertraube,
Japans weiße Mispelfrucht —

Wachsen dort in märchenhafter
Fülle, unsern Pilzen gleich!
Wenn des Morgens Tau sie netzet,
Sind sie überzuckert reich.

Und die Blüten und die Früchte
Reich an Harmonien sind,
Denn sie wiegen, süß erklingend,
Rhythmisch sich im Abendwind.

Jeder Strauch und jeder Grashalm
Schließt ein süß Geheimnis ein;
Goldne Vögel lassen leuchten
Des Gefieders Edelstein.

Langgedehnten Flügelschlages
Schwirren durch die Waldesruh
Albatrosse, späte Adler
Hie und da dem Dickicht zu.

Und es steigt die Mondenscheibe
An dem Himmel riesengroß,
Blendend helle Lichtesfülle
Sich ergießt aus ihrem Schoß.

Eilig schwebt der Mond nun höher
Zu den Sphären ätherrein,
Alles taucht in Lichteswellen
Rings sein Magnetismus ein.

Wie er silbern nun umfließet
Jede dunkle Baumeskron' —
Horch! da singt es, horch! da klingt es,
Aus dem Thal dringt süßer Ton.

Märchenhafte kleine Leute,
Traumgestalten ohne Zahl,
Reich geschmückt in bunten Kleidern,
Schweben her im Mondenstrahl.

Eichelhelmchen trägt der eine,
Und als Wams ein Rosenblatt;
Andre reiten auf Libellen
In romant'scher pleine parade.

Jener schwingt als Ritterlanze
Einen schwanken Halm zum Streich,
Dieser mit dem Reiherbusche
Schreitet stattlich, heldengleich.

Hier der kleine Junker Däumling,
Blaues Wams und Perlenreihn,
Trabt auf seinem grünen Bocke,
Wieget sich im Mondenschein.

Und die Elfen! Spinnwebschleier
Schlingt sich um ihr Antlitz hin,
Vogelflaum ihr Hermelinpelz,
Glockenblum' die Krinolin'.

Diese fährt im Nußschalkütschchen,
Schmetterlinge ziehn sie rasch;
Schlank sitzt auf dem Bock die Mücke,
Eine Bohn' als Manteltasch'.

Auf dem Haupte dieser Kleinen
Glänzt des Taues Perle rein,
Negergrillen tragen ihr die
Schlepp' aus Mondessilberschein.

Welch ein närrisch buntes Völkchen!
Ist es Mondscheintraumgebild?
Sieh! im Maienglöckchenwagen
Naht die Tauprinzessin mild.

Neun Nachtfalter, reich geschirret,
Glänzend bunt die Kutsche ziehn,
Und auf jedem Falter reitet
Stolz und steif ein Mohnprinz hin.

Böcke rechts und links hin sprengen,
Adjutanten hoch zu Roß;
Starke Nashornkäferscharen
Bilden ihren Leibwachtroß.

Wie des Zuges dicht Gewimmel
Farbenbunt vorüberdrängt,
Luget lauschend jedes Knöspchen,
Das die grüne Hülle sprengt.

Ringsumher, als flögen klirrend
Kleine Fensterflügel auf,
Schließen ihre duft'gen Kelche
Nachtviolen schmachtend auf.

Aus der Blumenkelche Logen
Richten auf den bunten Zug
Ihr Lorgnon die schlanken Wespen,
Kritisirend seinen Flug.

Sagt, was soll der Glanz und Schimmer?
Wohin schwebt das Völkchen bunt?
Hat der große Elfenaufruhr
Einen tiefern, ernstern Grund?

O gewiß! Sieh hin! Vom Felsen
Ringt ein Quell sich brausend los,
Wird zum stillen Wasserspiegel
In des Thales kühlem Schoß.

Lindenriesen raschelnd rauschen
Um des Sees saphirnen Plan,
Und vom Ufer raget schimmernd
Hoch ein stattlich Schloß hinan.

Welch ein Schloß! Wir Erdenkinder
Sehn es nur in Träumen hold:
Kristalldome, schlanke Türme,
Und das Dach aus purem Gold.

Eulen nisten auf dem Giebel,
Demant ist ihr Augenpaar,
In die dunkle Nacht versenden
Sie ein Leuchten wunderbar.

Malachit die Treppenstufen,
Rosamarmor rings die Wand,
Von Türkisen, Gluttopasen
Drauf ein Regenbogenband.

In den Sälen statt der Lampen
Zittert Sternenflammenschein,
Riesenpurpurprachtgardinen
Hüllen alle Fenster ein.

Ueberall ein Prunk und Prangen,
Dem an Pracht nichts andres gleich!
Ist dies Schloß der Bergesgnomen,
Ist's der holden Nixen Reich?

In dem Schloß (ich künd's euch leise)
Wohnt ein Jüngling ganz allein.
Traurig träumt er, sehnend klagt er,
Das kann nur ein Dichter sein.

Auf der offnen Schloßveranda
Sitzt er einsam und allein,
Seine Seele wieget wonnig
Sich in süßen Träumerein.

Unberühret bleibt die Tafel,
Unberührt das reiche Mahl;
Weinesglut im Kelche funkelt,
Unberührt bleibt der Pokal.

Ringsum auf den Marmorstufen
Lagern Nixengruppen hold,
Leise lispelnd lösen sie des
Seidenhaares Sonnengold.

Doch er hört's nicht, und er sieht's nicht,
Ihn umschwebt Ideenheer:
Seine Seele ist versunken
In des Lichtes Strahlenmeer.

Und die holde Tauprinzessin
Spricht zu ihrer Reiterei:
„Lockt mit Trommeln und mit Pauken
Seine alte Lust herbei!

„Will der Schläfer nicht erwachen?
Auf zum Angriff, tapfrer Troß!"
Und sie stürmen seinen Schlummer
Wie ein stolzes Felsenschloß.

„Da umsonst das lange Warten,
Und der Schläfer nicht erwacht,
Auf zum Heldenheereskampfe,
Tropfenritter, auf zur Schlacht!“

Welch ein Hasten! Welch ein Drängen,
Lautes Lärmen, Klanggeschwirr!
Waffenklirren, Trommelwirbel,
Surren, Summen, Stimmgewirr!

„Auf, mir nach!“ spricht kühnen Mutes
Jetzt der Feldherr Tropfenkraft.
Und zur Waffe wird den Kämpen
Jeder schwanke Halmesschaft.

Wurfspieß wird das Wellenschilfrohr,
Der Holunder Flintenlauf,
Aus der Klette werden Bomben,
Aus dem Riedgras Lanzenknauf.

Lanzenknauf das scharfe Riedgras,
Leitersproß der Mondenschein,
Und in Schneckenhörner blasend
Zieht das flücht'ge Heer hinein.

Erst zerstreut auf der Terrasse
Ordnen sie in Reihn sich dicht,
Rüsten sich zum kühnen Angriff:
Noch erwacht der Schläfer nicht.

Auf den lichten Leitersprossen
Schwingen sie sich schnell hinan;
Hämmernd, klappernd, klirrend, rasselnd,
Fangen sie zu stürmen an.

Dieser mit der Haselgerte
Pocht an einer Schüssel Wand,
Jener klopfet, hochgeschürzet,
An des Bechers Silberrand.

Klirren mit den Messern, Gabeln,
Werfen um den Krug von Stein,
Wühlen in den süßen Früchten,
Schneiden in das Tischtuch ein.

Manche klimmen mutig vorwärts,
Tummeln sich am Achselband;
Andre wieder hüpfen neckend
An des Nasenflügels Rand;

Hüpfen an den blonden Locken,
Schlüpfen an den Lidern hin,
Zerren an des Ohres Läppchen,
Kitzeln dann das Grübchenkinn.

Immer stärker wird der Angriff,
Immer dringender der Hauf,
Und mit einem Zornesrufe
Wacht der Träumer endlich auf.

Aber, ach, zu schlimmer Stunde!
Spiel und Scherz behagt ihm nicht.
Ihn durchbebt ein heißes Sehnen,
Aus dem Aug' strahlt Flammenlicht.

„Fort von hier!" so ruft er zürnend,
„Thöricht ist dies muntre Spiel;
Doch, wenn eure Zaubermächte
Alles können, was ich will —

„Bringt zurück das süße Bildnis,
Das ich jetzt im Traum gesehn,
Laßt, vom Mondenschein umwoben,
Laßt es mich noch einmal sehn!"

Kaum ist noch das Wort verklungen,
Als das Bild, das er gemeint,
Unter Schönen selbst die Schönste,
Vor dem trunknen Blick erscheint.

Rosenlippen, Schelmenaugen,
Haar, wie das der Sonnenfee;
Aus der zarten Schleierhülle
Leuchtet ihrer Glieder Schnee.

Und er öffnet seine Arme,
Doch die Fee entschwebt im Lauf:
Bald im Lichtstrahl, bald im Schatten
Tauchen ihre Formen auf.

Und sie schwebt durch Fels und Gipfel,
Schwebet über See und Ried,
Und ihr Goldhaar flattert lockend,
Und es tönt ihr schmelzend Lied.

„Schöner ist mein Land als dieses,
Heißer glüht die Sonn' als hier:
Komm, verlaß auf schnellem Schiffe
Diesen Strand und folge mir!"

„Bleib, o bleib, du bist verloren!"
Tönt es aus dem grünen Hain.
Und die ganze Insel schluchzet:
„Nie wirst du dort glücklich sein!"

Doch umsonst ist Thrän' um Thräne,
Und vergebens warnt die Flur;
Denn er folgt von Steg zu Stege
Der Erscheinung holder Spur.

2.

Im Sonnenschein.

Ob ihr's glaubt, ob nicht — im Laufe
Holt die Lichtgestalt er ein —
„Herr, bedenkt, auf offner Straße
Und bei hellem Mittagschein!"

„Straße! Mittag! holder Engel,
Sind wohl schöne Wort' an sich;
Doch mein Herz kennt nur drei Wörtchen,
Und die sind: Ich liebe dich."

Und er fällt ihr stumm zu Füßen,
Hält im raschen Schritt sie auf,
Und im nächsten Augenblicke
Rennt das ganze Volk zu Hauf.

„Schaut," so sticht die Lästerzunge,
„Blöd sein, ist nicht ihre Art:
Ei, wer hätte je gedacht, was
Aus der kleinen Lili ward?

„Wirft den guten Ruf beiseite,
Wie ein Kleid hinweg man hängt;
Nun fürwahr, ein saubres Mädchen,
Das am Weg den Freier fängt!"

Mehr noch spricht man. Lili aber
Steht nicht lange zaudernd da:
„Unverschämte! Gehn wir, Edgar,
Flüchten wir uns zum Papa!"

Der Papa ist Bankdirektor,
O, ein ehrenwerter Mann!
Sechzig Jahr alt, kahl und grämlich,
Manchmal auch ein Grobian.

Das Geschäft ist all sein Sinnen,
Ist reell sogar im Traum;
Träumt von Schätzen, und, erwachend
Traumenttäuschet, spricht er kaum.

Hui! Wie der das Buch jetzt zuklappt
Und vom Lehnstuhl schnellt empor,
Als mit ihrem Liebsten Lili
Vor ihn hintritt ins Kontor!

„Sprich, wo hast du aufgelesen
Diesen feinen Junker dir?
Schnell, was wollt ihr? Zu Geschwätze
Mangelt es an Muße mir!"

„Vater, ach, um Gottes willen,
Er, den ich im Traum gesehn,
Ist jetzt leiblich mir erschienen,
Will — wie soll ich's nur gestehn?"

„Will vielleicht zur Frau dich nehmen?"
„Ja, mein Herr, ich bin so frei . . ."
„Räuber, Diebe . . . ich ersticke . . .
Herr des Himmels . . . steh mir bei!"

Schreckensbleich, zu Stein erstarret,
In des Lehnstuhls Sitz er fällt.
„Wie viel Häuser nennt er eigen?"
„Gar kein Haus — nur eine Welt!"

„Sein Vermögen?" „Guter Vater,
Nie benennt es eine Zahl:
Morgenrotes Glutgezelte,
Heißer Mittagssonnenstrahl.

„Unermessne Himmelsdome,
Sternenflammen ohne Zahl,
Lichter Sommerwölkchen Züge,
Drauf sich wiegt der Mondenstrahl.

„Berge, Wälder, Ozeane,
Unermeßlich, schrankenlos,
Wilder Stürme stolze Schwingen,
Lauer Lüfte linder Schoß.

„Blumenduft und Tau der Fluren,
Und der Vögel Wonnechor;
Sein ist all das." — „Nur den Auszug
Aus dem Grundbuch leg mir vor!"

Und sie möchte gern es zeigen,
Doch nur Thränen hat sie heiß:
„In das Buch ist's eingeschrieben
Dort bei Gott, der alles weiß."

„Wie vor Gott? Wie sagt das Mädchen?
Sterne! Blumen! Tau und Strahl!
Summend schwirrt es mir im Kopfe,
Seltsam ist dein Ideal!

„Ist er gar so reich begütert?
Wie hoch ist sein Geld verzinst?"
„Demant wiegt sein edles Herz auf,
Sein Gedanke Goldgewinst."

„Nun, so ist er doch Minister?
Graf muß er zumindest sein!
Und sein Land?" „Das Schrankenlose."
„Und sein Amt ist?" „Trost verleihn."

„Schwerenot! An faulen Witzen
Mir jetzt schon die Lust vergeht:
Ist's ein Gott, ist es ein Bettler?"
Und sie spricht: „Er ist Poet!"

„So . . . ah . . . so . . . ein Dings . . . ein Dichter,
Einer, der da Verse macht —
Tagedieb mit andern Worten,
Das hab' ich mir gleich gedacht!"

Und mit zornesbleicher Lippe
Fährt der Alte wütend auf —
„Herr Poet," so spricht er höhnisch,
„Nehmt den Rat mit in den Kauf:

„Wenn Er dieses Haus verlassen,
Geht Er vor das Städtchen schnell;
Dort erstreckt in grüner Wiese
Sich ein See kristallenhell.

„Diesen See begrenzen Bäume,
Keine Blüte duftet drauf;
Wähle Er den allerschönsten
Und dann — knüpfe Er sich auf!"

„Herr, Sie glauben wohl, ich sei ein
Feigling ohne Mannesmut?
Kraft fühl' ich noch, dank dem Himmel,
Kühn zu trotzen Sturmeswut!

„Sturmesdonner, Blitzesflammen
Mögen mir auch grimmig drohn,
Seinen Wogen, seinen Wolken
Bot ich oft die Stirne schon!"

Und der Kaufherr unterbricht ihn:
„Herr, Sie mißverstehen mich,
Nicht um Wellen, nicht um Wolken
Handelt hier, mein Freund, es sich.

„Nur um solch erbärmlich kleine
Dinge, die uns täglich not:
Um zu wohnen, braucht ein Haus man,
Und zum Leben braucht man Brot.

„Schön ist's, Reime zwar zu schmieden
Von des Mondes Strahlenkranz,
Doch der Magen, der ist Prosa,
Wird nicht satt vom Himmelsglanz.

„Wenig ist für ird'sche Küche
Seelennahrung nur allein,
Und verhungern läßt allein sich
Es viel leichter als zu zwein.

„Damit Punktum! Weiter mag ich
Ihnen nicht mehr Rede stehn.
Mit dir werd' ich später rechnen.
Herr Poet! Sie können gehn."

Arme Lili! Unter Thränen
Nimmt sie Abschied inniglich:
„Geh, mein Edgar! Mit dem Schicksal
Ringe mutig, kämpf um mich!"

Kämpf um mich mit dem Geschicke! —
Gibt es noch ein schönres Wort?
Einen süßern, heiligeren,
Segensreichern Zauberhort?

Dieses kleine Liebeswörtchen
Schließt ja einen Himmel ein:
In den finstern, öden Nächten
Irrt er nicht mehr ganz allein.

Eine Fee hat ihm gelächelt,
Ihre Seele ihm geweiht;
Eine Fee, die dicht mit Blumen
Ihm den Dornenpfad bestreut.

Welche Lust, für sie zu ringen,
Zu erkämpfen sie mit Macht!
Und er fühlt, daß ihn zum Riesen,
Ihn zum Gott dies Wörtchen macht.

Aber der Begeistrung Feuer,
Wenn's auch lodert, strahlend licht,
Ist mehr Sehnsucht doch als Wille,
Und das Sehnen frommt ihm nicht.

Wie? Nur kleine Alltagssorgen?
Hemmnisse nicht, bergeshoch?
Wo sind denn die Stürme alle,
Denen er wollt' trotzen noch?

Und statt Felsen, die ihn hemmen,
Von Morast ein breiter Damm!
Pfützenwasser, dicke Lache,
Alltagsklatsches trüber Schlamm!

Ihm, der wähnte, daß sein Kämpfen
Glorienschein ums Haupt ihm flicht —
Schlägt die niedrige Verleumdung,
Mißgunst frech ins Angesicht!

Nicht des Himmels stolze Blitze
Treffen ihn, nur Spott und Hohn.
Fliegend möcht' er vorwärts stürmen,
Doch nur Kriechern wird der Lohn.

Nein, das ist nicht seine Sphäre,
All sein Fühlen sagt ihm's an:
Seine Schwinge trägt nicht aufwärts,
Das ist keine Heldenbahn!

Doch in Sorge, in Verzweiflung
Höret er, wie Lili fleht.
Das Verdienst, sich selbst verleugnend,
Zu der Macht jetzt betteln geht.

„Seht," spricht er, „mein Herz ist edel
Und mein Geist gedankenschwer:
Laßt mich schaffen, laßt mich nützen —
Gebt, o gebt mir Arbeit her!"

Und man schickt zum Präsidenten
Ihn mit seiner Rede Schwung;
Doch erst mög' er dessen Gattin
Widmen zarte Huldigung.

Mög' begeistert lange sprechen
Von den Reizen minniglich
Ihres schönen Seidenpinschers,
Dann erst spreche er von sich.

Doch vor allem wär' es ratsam,
Durch der Rede Schmeichelkunst
Erst zu werben um des Pförtners,
Um der Kammerzofen Gunst.

Wenn er mit gehör'ger Demut
Ueberall den Hof gemacht,
Wird er gnädigst protegirt und
In ein kleines Amt gebracht.

Wie viel Weh und Schamesgluten
Dies gekostet, weiß nur Gott;
Still entsagend, klaglos duldend,
Watet er im Straßenkot.

Zwingt sich zur verhaßten Maske,
Schwere Sorgen drücken ihn.
Er verleugnet, was er einst war,
Nimmt geduldig alles hin.

Und dann plötzlich, gleich dem Blitzschlag,
Aendert sich des Schicksals Lauf —
Unerwartet in dem Elend
Sucht das Glück den Armen auf.

Ruhm und Rang und reiche Schätze
Streut es blind in seinen Schoß;
Magisch glänzt die Glückessonne,
Welch ein Jubel grenzenlos!

Schwindel faßt ihn, und er fühlet
Seiner Seele Höhenflug —
Lachend, weinend, selig lächelnd —
Nach dem innern Herzenszug.

„Du bist's," spricht er, „Gott, du bist es,
Der mir an der Seite steht!
Laß vor dir im Staub mich knieen,
Nimm mein heißes Dankgebet!"

Und er eilt, vor Gottes Antlitz
Seinen Dank zu bringen dar,
Eilet — um sein Todesurteil
Zu vernehmen vom Altar!

O, daß diese stolzen Hallen
Stürzend ihn zermalmen nicht,
Daß statt ihrer er allein nur
Totenbleich zusammenbricht!

Eine Männerhand nur sieht er;
Aber Lili faßt sie dort —
Nur drei Wörtchen: „Treu zum Tode";
Aber Lili spricht dies Wort.

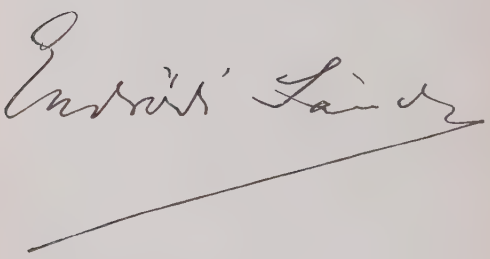
Und ihm dünkt, daß dieses Wörtchen
Gleich Orkanen laut erklingt,
Daß die wildverworrne Seele
In ein Meer von Nebeln sinkt;

Daß er über Wasserwogen
Stürmet durch die Brandung wild,
Dichter Wellengischt ihn peitschet,
Unter ihm der Wirbel schwillt.

Dann in eines Blitzes Leuchten
Glaubt durch Wolken er zu sehn
Seine holde Zauberinsel
Trauernd in der Ferne stehn.

Dürr gebrannt die grünen Fluren,
Welkes Laub und Nebelflor,
Ohne Glanz und ohne Schatten,
Stumm der Harmonienchor!

„Führt die Braut zum Hochzeitsreigen,
Laßt sie tanzen, fröhlich sein" —
Süßer Schlummer, Grabesfrieden
Wiegt den müden Sänger ein.



Dózsy, Lajos (Ludwig), Hof- und Ministerialrat im Ministerium des Aeußern, Chef des auswärtigen Preßbureaus, Mitglied der Kisfaludy- und Petöfi-Gesellschaft, geboren am 29. November 1845 in Oedenburg, wurde nach Beendigung seiner Studien Ministerialbeamter und wohnt seit 1871 in Wien, wohin ihn der damalige Minister Graf Julius Andrássy als Sekretär mitnahm. Seine bedeutendsten Werke sind das Lustspiel: „Der Kuß", die Dramen: „Szécsy Mária", „Letzte Liebe", „Gemischte Paare" und sein neuestes Drama „Ellinor". Außerdem schrieb er Originalgedichte, übersetzte Goethes „Faust" ins Ungarische, Madách's „Tragödie des Menschen" ins Deutsche und ist einer der geistreichsten Feuilletonisten und hervorragendsten Dichter Ungarns.

Ein Augenblick.

Das Glück, das tief im Erdenschoße
Wir kämpfend fordern vom Geschick;
Das Glück, das wir in Lüften jagen,
Ist nur ein flücht'ger Augenblick.

Es blüht gleich Ostens Wunderblume
Verborgen in der Wüste Sand;
Es blüht, und schon verdorrt sein Stengel,
Es welkt dahin, eh' wir's erkannt.

Des jungen Schäfers Herz erfüllet
Mit süßem Sehnen Traumesgruß:
„Komm, holde Elfe, Königstochter,
Mein Leben nimm für einen Kuß!"

In stiller Nacht steigt sie hernieder
Und küßt den Schläfer leis im Traum,
Er fährt empor noch schlafbefangen,
Sieht flattern ihres Schleiers Saum.

O Glück, du Fee, wie arg bethörst du
Den Schläfer, der dich nahn gesehn!
Ein Augenblick als Lohn fürs Leben —
Was sehn wir? Deinen Schleier wehn!

Die Jugend wird um dich vertrauert,
Der Mann erkämpft dich vom Geschick,
Und reichst du den verheißnen Lohn uns,
Ist's ein verweinter Augenblick.

Warum ward Jürgen wohl Poet?

Es löst der Geist die Lebensfragen,
Der Welten Rätsel sind ihm klar.
Die Gräber reden, Nächte tagen,
Das Aug' erforscht der Sonnen Schar,
Der Aetnakrater schreckt uns nimmer,
Die Forschung hat den Pol erspäht;
Doch dunkel bleibt das Rätsel immer:
Warum wohl Jürgen ward Poet?

Mich quält die Frage: Wozu leb' ich?
Mich plagt der Zweifel: Gibt's ein Recht?
Ich fragte, ob die Seel' unsterblich?
Wozu der Mücken groß Geschlecht?
Auf alles konnt' ich Antwort finden,
Und, o Blamage! jetzt versteht
Mein Geist nur das nicht zu ergründen:
Warum wohl Jürgen ward Poet?

Warum so mancher klein muß bleiben,
Dem Größenwahn im Innern wühlt;
Wie Steuern man könnt' neu ausschreiben,
So daß die Last doch keiner fühlt;
Ob Narren können Völker leiten,
Darüber sinne, wer's versteht!
Ich grüble nur seit langen Zeiten:
Warum wohl Jürgen ward Poet?

Der du zur Heimat nicht gegeben
Dem Fisch die Luft, dem Fink die Flut,
Und jedes deiner Werke eben
Dahin gestellt hast, wo es gut,

Und es dort fortbestehn hast lassen,
O Herr, mein Herz Verzeihung fleht —
Ich kann es absolut nicht fassen:
Warum wohl Jürgen ward Poet?

Nie kargt Natur mit reichem Lohne
Dem Landmann, der Kartoffeln sät;
Haarkünstlerei ist auch nicht ohne,
Und Meister wird, wer sie versteht;
Buchbinderei zu allen Zeiten
Dem Schriftenwesen nahe steht:
Warum ließ er sich irreleiten?
Warum ward Jürgen wohl Poet?

Und steht das alte Wort, das weise,
Das uns als Lebensregel dient,
Daß Hafergrütze keine Speise
Und der Slowak kein Menschenkind;
Und steht das zweite alte Dictum,
Daraus — verzeiht — Aroma weht,
Der Satz: Cacatum non est pictum:
Warum ward Jürgen wohl Poet?

Die zehnte Muse.

Ein Machtbefehl ergeht an mich:
„Wir brauchen ein Gedicht."
O, inspirir mich, heil'ger Zweck,
Mit deinem Himmelslicht!
Schon bäumet sich mein Pegasus,
Ich sporn' ihn flugbereit:
O hilf du, zehnte Muse, mir!
O hilf, Gelegenheit!

Das gute Lied, wie Goethe sagt,
Gelegenheit beschert;
Denn Lieb' und Tod, und Wein und Gott
Stets neue Lieder lehrt.
Gelegenheitsgedichte sind
Trotzdem nur leeres Stroh,
Der beste Spargel halbgekocht
Bleibt ungenießbar roh.

Petöfi fand am Schreibtisch nicht,
Was mächtig uns ergreift;
Gelegenheit bringt nur ans Licht,
Was innen längst gereift.
Und zaubert sie oft rasch hervor
Ein herrliches Gedicht,
So ist sie, glaubt mir, Helferin,
Allein die Mutter nicht.

Was nützt, wenn ihn ein andrer lenkt,
In meiner Hand der Kiel?
Poet, nicht der Gelegenheit,
Dir selbst vertraue viel!
Bald lächelt dir ihr Januskopf,
Bald zürnt er höhnend kalt;
Bald scheint sie holder Zufall bloß,
Bald finstere Gewalt.

Das Lied voll süßen Zaubers tönt,
Wenn sie die Rechte schwingt;
Doch wird's zur grausen Mißgeburt,
Wenn dich die Linke zwingt.
Gelegenheit ein Dünger ist,
Draus manche Rose sprießt;
Doch meist ist sie ein Mistbeet nur,
Drauf Unkraut üppig schießt.

Sie reicht für Nichts oft Alles dir,
Verdirbt, was du erhofft.
Gelegenheit zeugt Diebe auch
Und Weltenlenker oft.
Durch sie ward Saul, der Esel sucht',
Einst König und Prophet;
Doch nie und nimmer ward durch sie
Geschaffen ein Poet.

Der blinde Zufall kann mir, wenn
Mir lächelt sein Gesicht,
Bescheren Reichtum über Nacht;
Doch vornehm macht er nicht.
Gelegenheit schafft oft ein Lied,
Das zündet und ergreift;
Doch Hohes und Erhabnes hat
Sie niemals noch gereift.

Ein Stubenkätzchen ist sie nur,
Mag nett und lieblich sein;
Wohl kannst du streicheln ihr das Kinn,
Doch kannst du sie nicht frein.
Gelegenheit, sei denn verbannt
Aus der neun Musen Chor!
Nicht durch Gewalt, vom Herzen dringt
Mein klingend Lied empor.

Dóczy Lajos

Szabó, Endre (Andreas), geboren am 3. Juli 1849 im Zempliner Komitat. Auf Anregung mehrerer Freunde begann er nach Beendigung seiner Studien zu dichten, wurde im Jahre 1875 von Jókai zum Redakteur des „Üstökös" berufen und gleichzeitig zum Mitglied der Petöfi-Gesellschaft gewählt. Er bereiste Rußland zweimal und übersetzte auch mehrere russische Romane und einen Band russischer Poesien, wie auch viele Gedichte Bérangers, Heines und andere. Seine eignen Gedichte umfassen drei Bände und enthalten viele wertvolle Perlen. Im Jahre 1880 vermählte er sich mit der Schriftstellerin Janka Rogáll, und seither arbeiten beide Hand in Hand literarisch weiter.

Mutter Käthe.

Mutter Käthe lenket täglich
In die Stadt den raschen Lauf,
Bietet dort von Haus zu Hause
Ihre Aepfel an zum Kauf;
Preiset laut die süße Ware,
Blickt zu jeder Thür hinein:
„Schöne Aepfel, Euer Gnaden!
Saht Ihr nicht mein Töchterlein?"

„Hol der Kuckuck Eure Tochter!"
Fährt sie mancher unwirsch an;
„Was soll diese ew'ge Frage?
Hält ein Zauber Euch im Bann?"
Mutter Käthe trollt sich weiter,
Tritt zur Nachbarthür hinein:
„Schöne Aepfel, Euer Gnaden!
Saht Ihr nicht mein Töchterlein?"

Auf den Winter folgt der Frühling,
Jahr um Jahre rollen fort,
Mutter Käthe kommt und gehet
Rastlos noch von Ort zu Ort.
Hundertmal tritt immer wieder
Sie in jedes Haus hinein:
„Schöne Aepfel, Euer Gnaden!
Saht Ihr nicht mein Töchterlein?"

Eines Tages endlich trägt sie
An das Ziel ihr müdes Bein;
Eine Thüre steht geöffnet,
Mutter Käthe tritt hinein.
Tief erblaßt die schöne Herrin —
Mutter Käthe wird zu Stein —
Und sie schluchzet, leise murmelnd:
„Aepfel kauft, kauft Aepfel ein!"

Im Kirchhof.

Oft wandl' ich auf des Kirchhofs Pfaden,
An dem mein Herz voll Liebe hangt,
Wenn auch im Liede meine Seele
In lachend buntem Schmelze prangt.

O glaubt drum nicht, mein Herz sei gegen
Des Schmerzes herbe Qual gefeit!
Lustwandelnd auf des Kirchhofs Matten,
Erkenn' ich die Vergänglichkeit.

Auch ich hab' manchen teuern Hügel,
Vor dem ich kniee schmerzlich bang,
Und gerne weint' ich heiße Thränen
An meiner Lieben Grabeshang.
Denn glücklich jener, der noch weinen,
Der gläubig fromm noch beten kann!
Mich faßt nur noch mit stummen Qualen
Des Daseins herber Jammer an.

Ich flüchte her — nicht um zu weinen —
Der ausgelassnen Fröhlichkeit,
Die vor der Welt zur Schau ich trage,
Entrückt zu sein für kurze Zeit.
In schwermutvoller Kirchhofstille
Verstummt des Spottes Qual und Pein ...
Vergänglichkeit mit süßem Schauer
Lullt mein Gemüt zur Ruhe ein.

O selig seid im Grab, ihr Teuern,
Geliebte Eltern, süße Braut!
O fürchtet nichts! Es stört den Schlummer
Nicht des Gerichts Posaunenlaut.
O fürchtet nicht! Die Zeit beginnt nicht
Beim Abc den neuen Lauf:
Der Hölle Nacht, der Glanz des Himmels,
Im Grabe hört das alles auf.

Die tiefe Ruhe dauert ewig!
Das flüstert der Cypressen Chor,
Aus deren Laub die Geisterstimme
Der Ahnen tönet an mein Ohr.
Ich lausche ihr, und nicht der Glaube —
Das süße Hoffen führt mich her:
Wenn zu Atomen ich zerstoben,
Gibt's keine, keine Wiederkehr.

Abrányi, Emil, Mitglied der Kisfaludy-, Sekretär der Petőfi-Gesellschaft, geboren in Budapest am 31. Dezember 1850 als Sohn des Musikkomponisten Abrányi Kornél. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien wandte er sich der Poesie zu und schrieb, 16 Jahre alt, sein erstes Gedicht: „Der Traum der Mutter". Seitdem hat er mehr als fünfundzwanzig Bände verschiedenen Inhaltes geliefert: Originalgedichte, die ihm den Ruhm eines der ersten ungarischen Dichter für immer sichern, Uebersetzungen, von denen seine Don Juan-Uebertragung ein Meisterwerk moderner Uebersetzungskunst bedeutet, Lustspiele und Operntexte. Er steht in der Blüte seiner Schaffenskraft und läßt noch auf bedeutende Leistungen hoffen.

Der sterbende Falter.

O armer Falter! In dem Kelch der Rose
Erwartet zuckend er den letzten Hauch.
Um ihn mit hohnvoll frostigem Bedauern
Der Käfer Heer sich drängt am Rosenstrauch.

„Nun, sagt' ich's nicht?" so mahnet die Ameise;
„So endet stets der losen Schwärmer Wahn,
Noch stehn wir an des holden Lenzes Schwelle,
Und du bist schon am Ende deiner Bahn.

„Verachtet hast du uns; wir aber leben,
Wir leben froh und jeder Sorge bar.
O hättest du zur Arbeit dich bequemet,
Dir winkte noch so manches schöne Jahr!"

„Du thust mir leid," so spricht die magre Grille;
„Getötet hat dich nur der Rausch allein,
Wohl lieb' ich auch, ein glühend heißes Sehnen
Verzehrt mein Herz; doch werd' ich klüger sein.

Ich zirpe von der Liebe Flammengluten
Auf meiner Leier in der Sommernacht;
Doch schadet mir das nicht. Zum frohen Mahle
Wird durch mein Lied der Appetit entfacht."

„Du armer Thor!" so spricht ein dritter weise,
Ein Rüsselkäfer, der da wühlt im Sand;
„Du hast geglüht, geliebt, auf Blumen schwebend,
Was blieb dir übrig, da die Luft entschwand?

„Ein welkes Antlitz und geschwächte Glieder,
Aus jedem Gliede Fieberhitze bricht.
Wärst du gleich mir im Erdenstaub geblieben,
So stürbest, eitler Wüstling, du jetzt nicht!"

So summt der Troß. Die zarte Schwinge lüftend,
Der matte Falter leise flüsternd spricht:
„Beklagt mich nicht! Ich scheide ohne Kummer
Und ohne Reue aus dem Sonnenlicht.

„Wohin ich flog, auf Fluren und in Hainen
Erglühte liebend jede Blum' am Strauch,
Und kosend küßten mich die Blütenlippen,
Und heiß erglühend küßte sie mein Hauch.

„O, ahntet ihr die Wonnen, die ich fühlte,
Ihr würdet tief beweinen euer Los:
Für einen Augenblick, gelebt im Paradiese,
Ist eines Daseins Einsatz nicht zu groß.

„Und ihr beklagt mich? Ihr, gezeugt im Staube,
Um mich laßt ihr der Klage ihren Lauf?
Erbärmlich Volk! ein Atemzug der Wonne
Wiegt euer ganzes ödes Dasein auf.

„Der Sonne Glanz, der Blumen Farbenschleier
Hat mir die trübe Wirklichkeit verdeckt;
Im Arm der Liebe, eingewiegt von Träumen,
Geh' ich dahin, eh' mich das Leben weckt."

Das Wort erstirbt. In einem letzten Hauche
Ringt sich die ganze Glut des Fühlens los,
Und wo ermattet er herabgesunken,
Entschläft er ruhig in der Rose Schoß.

Byron-Denkmal.

Einst warst du Englands vielgeschmähter Sohn,
Jetzt rühmt sich dein das stolze Albion.

Verfolgt und krank, verhöhnt und heimatlos,
Verstieß es dich aus seinem Mutterschoß.

Ein Engel unter finstrer Teufelsbrut,
So kämpftest du mit hehrer Zornesglut.

Und zwiefach dich zu töten nach dem Sieg,
Erklärten deinem Geiste sie den Krieg.

Die Hand, die noch dein rotes Herzblut netzt,
Sie sucht die Stelle für dein Denkmal jetzt.

Die Hand, die in den Staub dich wollte ziehn,
Sie stellt zur Schau dich auf die Säule hin.

Begeistert sie zu finden nun begehrt
Den schönsten Marmor, deines Namens wert.

Den schönsten Marmor? Einen kenn' ich, traun!
Draus möget ihr ein Byron-Denkmal baun.

Die Steine tragt herbei, die eure Wut
Ans Haupt ihm schleuderte wie Hagelflut.

Zum Monument getürmt, wird dies allein
Ein welterschütternd Byron-Denkmal sein.

Ábrányi Emil

Bartók, Lajos (Ludwig), geboren am 24. Mai 1851 in Erdöd als Sproß einer alten Széklerfamilie und Sohn eines Advokaten. Schon während seiner juridischen Studien war er Mitarbeiter der von Jókai redigirten Blätter und blieb auch später der Journalistik treu, der er als Redakteur eines Witzblattes und als Mitarbeiter mehrerer Blätter auch heute noch große Dienste leistet. Bartók hat sich hauptsächlich um die dramatische Literatur verdient gemacht. Seine bedeutendsten Dramen sind „Anna Thuran", das einen großen akademischen Preis gewann, „Königin Elisabeth", „Margarete Kendi". Von den Lustspielen sind zu nennen: „Die Bienen", „Die Schönste" und so weiter. Auch ist er Lyriker und Epiker, wovon seine Gedichtsammlungen „Wachtfeuer", „Waldesrauschen", „Alte Leier", „Karpatenlieder", „Wintermärchen", „Gedichte" und „Neue Gedichte" Zeugnis ablegen. Bartók ist derzeit Reichstagsabgeordneter, Vizepräsident der Petöfi-Gesellschaft und steht noch in der Vollkraft seines Schaffens.

Nymphaea thermalis.

Als träumt' ich auf des Niles Wellenplan . . .
Hin schwebt auf lauer Seeesflut mein Kahn,
Die Ruder plätschern in dem Blättergrün,
So gleit' ich durch den Lotosteppich hin.

Der Mondenstrahl des Ufers Bäum' umwebt,
Der Zephyr durch die Aeolsharfe bebt,
Der Wasserrosen Kelch sich keusch entrollt ...
Als träumt' ich auf des Niles Wellengold.

Der bleiche Mond im blauen Aethermeer,
Gleich einer Lotosblume lächelt er.
Die Blumen baden sich in seinem Schein,
Wie Isispriesterinnen keusch und rein,
Und wiegen sich errötend, Elfen gleich,
Als glänzten tausend Sterne auf dem Teich:
Ihr Südenstöchter, sagt, wo kommt ihr her? ...
Als träumt' ich auf des Niles Wellenmeer.

Was tönet aus der Tiefe Schoß empor,
Wie Flötenklang und süßer Huri Chor?
Als wirbelten die Wogen Perlen auf,
So glänzt die Flut. Ein Seufzer dringt herauf.
Ha! Eine Schlange wälzt sich in der Flut,
Die einst an Kleopatras Brust geruht.
In Liebe krankt ihr stolzes Herz nicht mehr ...
Als träumt' ich auf des Niles Wellenmeer.

Die Pharotochter nahet sich der Flut,
Auf ihrer stolzen Stirn die Mitra ruht.
Die Sklavin teilt das schwanke Schilf gewandt,
Nach einer Lotos streckt sie aus die Hand.
Die Blumen neigen sich im Wellenschoß:
„O pflücke mich!" Ich aber flüstre bloß:
„Du brichst mein Herz, das Liebe dir gezollt" ...
Als träumt' ich auf des Niles Wogengold.

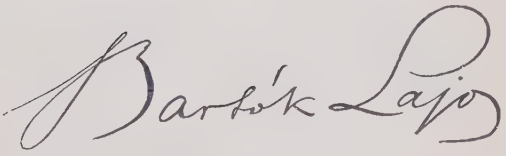
Der Plattensee.

Schlummernd ruht der Plattensee
In der kühlen Wiegen.
Dir im Schoße, blonde Fee,
Möcht' ich gerne liegen.

Blumendüfte wehn entlang
Durch die Lenzgefilde,
Dort auf Tihanys Felsenhang
Glänzt ein Stern gar milde.

Dieser Stern erinnert mich
An dein Aug', so sonnig;
Dieser Duft durchschauert mich
Wie dein Kuß, so wonnig.

In den Tod zu gehn für dich,
Lehrt die stille Ferne.
Dich zu lieben ewiglich,
Lehren mich die Sterne.



Váradi, Antal (Anton), geboren in Závod im Jahre 1854, studirte Philosophie und wurde Professor und Doktor der Philosophie. Schon während seiner Universitätszeit wandte er sich der Literatur zu und schrieb eine Unzahl von Novellen, Romanen, Gedichten und literarhistorischen Essays. Nach Vollendung seiner Studien wurde er Professor an der Realschule, später an der Theaterschule, deren Direktor er jetzt ist. Die Petőfi- und die Kisfaludy-Gesellschaft wählten ihn zum Mitglied, und kürzlich wurde er zum Dramaturgen des Nationaltheaters ernannt. Nebenbei redigirt er eine der ältesten ungarischen Zeitschriften, „Ország Világ". Am hervorragendsten ist Váradi als Dramatiker. Sein erstes Drama, das Aufsehen erregte, war: „Judas Ischkarioth", später schrieb er: „Tamora", „Der Dämon", „Rafael", „Charitas" und noch viele andre, von denen mehrere akademische Preise gewannen. Seit neuerer Zeit leistet er Nennenswertes auf dem Gebiete der religiösen Lyrik und Epik, und sein kürzlich erschienenes „Buch der Legenden" enthält manche reizende Dichtung dieser Art.

Das Urteil des Herrn.

Auf Capuas moosbewachsnem Festungswall
Die schwarze Fahne weht ... Ein Todesfall?
Wer ist gestorben hier? Welch düstre Trauer
Bedeckt die Stadt mit trübem Todesschauer?

Die halbe Stadt ist ausgestorben schier.
Mit mörderischer Sichel hauset hier
Der menschentötend grause schwarze Tod,
Der Leichenhügel türmend jedem droht.
Die Totenglocke läutet Tag und Nacht,
Und düstre Mönche tragen stumm und sacht
Der Toten lange Reih' zum Kirchhofthor,
Und lautes Schluchzen tönet rings im Chor.
Gar stumm und still ist's längs der Burgbastei;
Dort liegt der Armut niedre Hüttenreih',
Wo grasser noch das Elend und die Not,
Und reichre Garben heimset ein der Tod.
Er wählt nicht lang . . . nimmt alles, alles mit,
Und keinen schont sein schleichend leiser Tritt,
Rafft Vater, Mutter, Bruder mit sich fort.
Nur eins vergaß er, eins nur ließ er dort.

Der Hüttchen eins, das treue Lieb' bewohnt,
Blieb trotz Gebet und Thräne nicht verschont.
Starr liegen schon der Eltern kalte Leichen,
Die Knaben mit dem Tode ringend keuchen
Und schließen die verglasten Aeugelein.
Das letzte nur, ein Mägdlein zart und fein,
Es seufzet in der Todesstille schwer
Und bebt, denn Thränen hat es längst nicht mehr;
Und als es Vater, Mutter ruft vergebens,
Blickt schaudernd es um sich. Kein Laut des Lebens! . . .

Es flieht mit lautem Wehgeschrei hinaus
Aus dem verwaisten, öden Trauerhaus.
Doch draußen ist ja niemand, gar nichts mehr!
Wer käme da und brächt' ihm Hilfe her?
Und ziellos, trostlos, hoffnungslos, verwirrt
Das arme Mägdlein durch die Straßen irrt.

Nach langem, scheuem Wandern langt es dann
Am düstern offnen Kirchhofthore an ...
Ein Leichenzug ... Viel Menschen rings geschart!
In seinem Herzchen Angst und Schreck sich paart.
Es flieht der Mönche dumpfen Grabgesang
Und nahet sich der Grabkapelle bang.

Erst ruft es furchtsam zu der Thür hinein;
Da keine Antwort folgt, so tritt es ein.
Verwelkter Blüten Duft und Weihrauch schwebt
Rings durch die Luft. Die arme Kleine bebt,
Denn ach, sie ist so hungrig und so matt,
Weil sie zwei Tage nichts gegessen hat ...
Die arme kleine Waise hat kein Brot ...
Am Hochaltar, vom Lichterglanz umloht,
Verlockend die geweihte Speise prangt.
Sie blickt drauf ... zögert ... greift danach und langt
Das Brot herab mit schwacher Kinderhand.
Dann kauert sie sich an der Stufen Rand —
Die Engel lächeln ihrer Kinderweise —
Und ißt voll Unschuld auf die heil'ge Speise.

Auf einmal nahen sich die frommen Brüder,
Das „De profundis" anzustimmen wieder.
Und als der erste Mönch den Frevel sieht,
Da stöhnt entsetzt er auf: „Kniet nieder, kniet!
Dort, dort, seht hin!" Und Schrecken faßt sie dann.
Das Kind, es blickt sie ganz verwundert an.
Und alle dringen durch die Thür herein,
Und „Sacrilegium" sie wütend schrein.
Das Kind versteht sie nicht, doch es erschrickt!
Hat es was Schlimmes denn gethan? ... Es blickt,
Die Händchen faltend, auf der Mönche einen:
„O laßt mich fort!" Die Lippe zuckt im Weinen.

Der stößt sie weg und läßt sich nicht erweichen:
„Nein, die Verderbtheit hat nicht ihresgleichen!
Drum strafet Gott so schrecklich diesen Ort."
Das Kind, es flehet: „Bitte, laßt mich fort!
Zwei Tage lang schon hungert mich so sehr,
Ich hab' nicht Mütterchen noch Vater mehr."
„Fort zum Schafott, aufs Feuerrad mit ihr! . . .
Für diese Sünde büßen alle hier;
Ob solchen Frevels strafet Gott uns dann;
Vergebens flehn wir ihn um Hilfe an.
Wenn zarte Kinderhand den Tempel schändet,
Was Wunder, wenn sich Gott dann von uns wendet . . .
Der Feuertod, nein, das genügt nicht, nein!
Die Folterqual soll ihre Strafe sein."

Und wie der Mönche zornestrunkne Schar
Aufs Kind einstürmet bis zum Hochaltar —
Zwei, drei die zarten Händchen fassen roh —
Erscheint — ein Fremdling. Niemand weiß von wo.
Zur Erde wallt sein faltiger Talar,
Sein Auge strahlt und leuchtet wunderbar;
Die Lockenfülle auf die Schultern reicht,
Sein Angesicht hat schweres Leid gebleicht.
Er beugt sich zu dem Kinde voll Erbarmen,
Umfaßt es mit beschützend weichen Armen
Und küßt das thränenfeuchte Angesicht:
„Du arme Waise, komm zu mir!" er spricht.
Mit Wutgeschrei droht ihm der Mönche Heer:
„Von hinnen . . . fort . . . laß los . . . rasch gib sie her!
Verbrannt wird sie, und fließen muß ihr Blut,
Die schuld dran, daß der Pestfluch auf uns ruht!
Hierher!" so brüllen sie mit heisrem Schrein,
„Komm, Satansbrut, die Strafe wartet dein!"

Das Kind schluchzt leise: „Mutter, Mütterlein!"
Der Fremde aber spricht: „Ich geb's nicht, nein!"
„Auf ihr ruht Gottes Fluch ja sonnenklar!"
Der Fremde aber spricht: „Das ist nicht wahr."
„Sie hat gefrevelt!" . . . „Gott verzeiht es ihr."
„Wer sagt das?" . . . „Gott, der es gesehen hier."
„Geschwätz! Nur her mit ihr!" . . . „Nein!" . . . Wunderbar
Wehrt er der Mönche drohend wilder Schar.
Er schwebt empor. Die Decke thut sich auf,
Bis zu den Bildern schwebet er hinauf,
Die den Altar umgeben . . . „Halt, Verruchter!
Gib her das Kind, du Höllensohn, verfluchter!
Du wagst es, sie unschuldig noch zu nennen,
Das Kind, das auf dem Holzstoß sollte brennen?
Du Hexenmeister, gib das Kind heraus!
Seht! seht! . . . er steigt . . . entschwebt dem Gotteshaus!"

Das Kind im Arme, schwebt die Lichtgestalt
Empor, vom faltigen Talar umwallt.
Die Heil'gen lächeln mild ihm Beifall zu.
„Wir greifen dich, du Hexenmeister, du!
Du sagst, sie sei der Sünde nicht zu zeihn,
Sie, die's gewagt, den Tempel zu entweihn?
Du sagst, daß ihr Vergehn verzeihlich sei,
Und machst sie gegen Gottes Willen frei?
Wer bist du? sprich! Bleib, gib sie her geschwind!"

Doch fest umschließet er das arme Kind,
In hehrem Strahlenkranz er droben steht:
„Mein Nam' ist Jesus, der von Nazareth."

Die Poesie des Welkens.

Besingt den Wein, die junge Liebe! Stimmet
Dem Bacchus an ein wonnetrunknes Lied,
Bis euer Ideal zu Staub zerfallen,
Und der Vernichtung Schauer drüber zieht!
Vergänglich ist, was euer Lied besinget;
Auf Erden wird nur eines ewig sein.
Was voll Entzücken meine Seele singet —
Des Welkens Dichter bin nur ich allein!

Im Lilienkelch des schlanken Frauenleibes,
In süßer Küsse heißem Purpurseim,
Im seidnen Zelt der duft'gen Lockenfülle
Birgt früh sich schon der düstre Todeskeim.
Sei denn des Frühlings Knospenschwellen euer!
Des Herbstes bleicher Sonnenstrahl ist mein,
Der euern Blumen frühe Gräber grabet —
Des Welkens Dichter bin nur ich allein!

Die stumme Poesie, die welken Blumen,
Ihr Leid und ihren Reiz versteht ihr nicht.
Des Welkens alter Fluch ist's ewig, ewig,
Daß mit dem Welken auch der Zauber bricht.
Ihr werft sie fort, wenn ihr den Duft genossen,
Der Reiz des Welkens aber, der ist mein,
Und Sünd' ist's, des Verblühten zu vergessen —
Des Welkens Dichter bin nur ich allein!

O blickt ins Buch der ew'gen Schöpfung prüfend!
Was ist der Lenz? Der Blüten Schule nur.
Und wie die Knospe eintritt, wird der Schleier
Gelüftet von den Rätseln der Natur.

Zum großen Welken wird sie vorbereitet,
Sie lernet sterben auf der Flur, am Rain:
Dies lehrt des Taus kristallne Thränenperle —
Des Welkens Dichter bin nur ich allein!

Habt ihr das Herz, vom Lenze und vom Blühen
Zu singen, jauchzend, jubelnd, süßberedt,
Wenn rings um euch die ew'ge Klage tönet
Vom großen Welken — das ihr nicht versteht?
Und bei Beginn des großen Sterbens singet
Ihr stets vom Auferstehn, vom neuen Sein.
Des einzig Wahren, das ihr nicht erkennet —
Des Welkens Dichter bin nur ich allein!

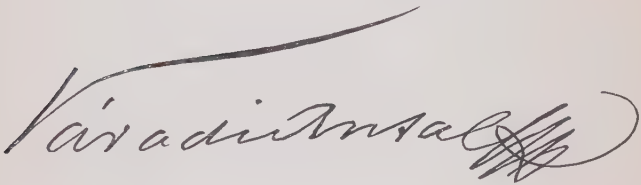
Und zwischen Blumen in des Welkens Hauche,
Der mich aus ihrem Kelche mild umweht,
Sucht' ich als Echo meiner Lieder sehnend
Ein treues Herz mir, das mein Herz versteht.
Und als ich, stets betrogen, keins gefunden,
Verzagt' ich nicht, die Hoffnung war ja mein:
Ein jedes Herz wird mir verwandt im Tode —
Des Welkens Dichter bin nur ich allein!

Wenn manchmal auch aus meines Liedes Tiefen
Ein glühend heißer Schmerz empor sich ringt
Voll Leidenschaft, die wild verheert, verwüstet,
O, nennt nicht Trug, was meine Lippe singt!
Der Schmerz ist ja der Sturm des Menschenherzens,
Die Leidenschaft ist ja sein Sonnenschein,
Und jener bricht, und diese zeugt die Blüten —
Des Welkens Dichter bin nur ich allein!

Wenn einst ich aber Freudenhymnen singe,
Wenn einst verstummt des Welkens Liederklang,
O, dann beweinet mich, das Lied wird sicher
Mein Schwanenlied sein, das ich sterbend sang.

Im Leben leb' ich meinen Poesien,
Die Wurzel schlugen in dem tiefsten Sein,
Und die da welken, wenn die Seele fliehet —
Des Welkens Dichter bin nur ich allein!

Wenn einst das Welken, dessen Preis ich singe,
Mich, seinen Barden, endlich auch bezwingt,
Das Dichterwallen wird zum Dichterwelken,
Mein Lied vielleicht dereinst ein andrer singt:
O, nicht Cypressenzweige, die nicht welken,
Nicht grüner Epheu soll mein Grabschmuck sein,
Die müde Leier will nur flücht'ge Blüten —
Des Welkens Dichter war nur ich allein!



Reviczky, Gyula (Julius), geboren im Jahre 1855 in Vitkócz im Neutraer Komitat, beendete unter schweren materiellen Kämpfen seine Studien und wandte sich dann der Poesie zu. Seine Gedichte, die vereinzelt in den Blättern erschienen, lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit der Dichter auf ihn, und als der erste Band seiner gesammelten Poesien erschien, war er schon als einer der talentvollsten Poeten gefeiert. Schon früh begann sich jedoch ein tückisches Lungenleiden bei ihm zu äußern, und der zweite Band seiner Poesien ist von der schwermütigen Ahnung des herannahenden Todes angehaucht. Er starb im Jahre 1889 in Budapest. Die Nation hat in ihm einen ihrer vielversprechendsten Dichter verloren.

All mein Sein.

All mein Sein durchbebt die Frage,
Ob es Wochen noch, ob Tage,
Die hienieden
Mir beschieden?
Allerbarmer, geize nicht!

Oft, wenn Schwermut mich umfangen,
Rief den Tod ich voll Verlangen;
Doch sein Kommen
Macht beklommen,
Lähmt des Herzens regen Schlag.

Sterben? Nein, nein, noch nicht modern,
Da im Geist noch Flammen lodern!
Süßern Frieden
Gibt dem Müden
Heller Tag, als Grabesnacht.

Noch tobt heiß der Wünsche Ringen,
Manches Lied noch möcht' ich singen.
Soll mein Dichten
Schon vernichten
Kalte finstre Sargesruh'?

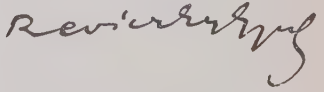
Ach, gewähr dem bangen Sänger
Das Geschenk des Daseins länger,
Daß in Töne
Sich erströme
Der Gefühle wogend Meer!

Spätsommer.

Schon nahet der Herbst, und die Blätter, die falben,
Sie wirbeln und tanzen wie herbstliche Spreu.
Das Licht und die Wärme, sie fliehn mit den Schwalben,
Mein trauerndes Herze verschließt sich aufs neu'.

O Schwermut, soll düster dein nebliger Schauer
Umwölken ein jegliches lachende Thal?
Soll trübe, verzagend, die Seele voll Trauer,
Ich nimmermehr hoffen auf sonnigen Strahl?

Bekämpfe, mein Herz, dieses traurige Wallen,
Verbanne die stumme Entsagung, Poet!
Laß welken das Laubwerk, die Blätter laß fallen
Und singe vom Lenze, der neu uns ersteht!



Rudnyánszky, Gyula (Julius), geboren am 1. Mai 1858 in Oezdög im Neutraer Komitat, kam nach Beendigung seiner Studien nach Budapest, wo er sich der journalistischen Laufbahn widmete. Er wandte sich vorzugsweise der Lyrik zu und gab, nachdem seine Poesien in den Journalen Anklang gefunden hatten, mehrere Bände Gedichte heraus, die seinen Namen bald im ganzen Lande bekannt machten. Als Lyriker von tiefer Empfindung ist er bald ernst, bald satirisch, bald mutwillig, bald bitter und gallig, doch immer wirkungsvoll.

Credo.

Ein Traum ist's nur, ein unbestimmtes Ahnen:
Es kehre alles, was da war, zurück.
Doch leichter wandeln wir des Leidens Bahnen,
Und tausendfach beseligt uns das Glück."
O dann, wenn sich in meinen Todesnöten
Geheimnisvoll ein Himmel mir erschließt,
Wird meiner Seele neuer Tag sich röten,
Draus ew'gen Lichtes Urquell sich ergießt.

Was spöttisch auch ihr Weisen möget sagen,
Vergebens höhnet ihr mein thöricht Herz.
Mein Glaube ist in Fesseln nicht geschlagen,
Und meine Seele schwingt sich himmelwärts.

Ich glaub' ans Jenseits und an seine Freuden,
Daß unser Dasein nach Sekunden mißt,
Und wenn wir einstens abgerufen werden,
Daß die Unendlichkeit dann unser ist.

Das Leben ist so schön, doch schnell verblassen
Die Reize seiner Wonnen, wenn man denkt,
Daß trauernd wir sie müssen einst verlassen,
Daß zur Vergangenheit kein Pfad mehr lenkt.
Ein ziellos Ziel, des Spur nicht zu ergründen,
So trostlos waltet ihr das Leben, wie?
Bedrückte Tugend, der Triumph der Sünden
Soll niemals einen Richter finden, nie?

Es kann nicht sein, daß wir zu nichte werden,
Nichts Böses kann, nichts Gutes untergehn.
Was wir gethan, was wir gefühlt auf Erden,
Wird, wie ein Spiegel, einstens vor uns stehn.
Ich glaube, daß ein Jenseits uns beschieden,
Das auferweckt, was längst dahingeflohn,
Und wie der Sterbliche gelebt hienieden,
So wird dafür im Himmel ihm der Lohn.

Ich glaube, daß dort neuer Lenz mir blühet,
Daß neue Blüten trägt der Rosenstrauch,
Und lieben werd' ich, wie ich einst geglühet,
Und Herz und Haupt verjüngt der Lenzeshauch.
Und auf den Lippen brennet neu geboren
Der holden Gattin erster Liebeskuß,
Und sonnig lacht das Kind, das ich verloren,
Mir dort entgegen den Willkommensgruß.

Der Jugend Zauber hält mich neu umfangen,
Die gleich dem Eden mir zu schnell entschwand;
Und träumen werd' ich, schwärmen voll Verlangen,
Wie einst, als ich bedurft' der Führerhand.

Und neu besaitet wird die Harfe rauschen
Nach langer Ruh' zu neuem Jubelklang,
Der Engelchor wird meinem Liede lauschen,
Des ew'gen Lebens hehrem Hymnensang.

Todesahnen.

Früh werd' ich eingehn zur
Ewigen Ruh'.
Früh deckt die fühllose
Scholle mich zu.

Starr wird das fühlende
Herz mir und kalt,
Ferne die träumende
Seele dann wallt.

Gattin und Söhnchen,
Die lieblichen hier,
Trennet die schaurige
Reise von mir.

Hoffnungen, Lieder
Und Träume von Glück,
Hehrer Ideen Welt
Laß ich zurück.

Thränen vergebens
Mein Weibchen vergießt,
Wenn sich das Grab dereinst
Ueber mir schließt.

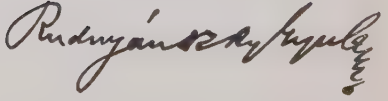
Küſſend erweckt mich die
Muſe nicht mehr;
Nimmer gibt, nimmer die
Erde mich her.

Einſtens da hofft' ich: es
Winke vom Strand
Ruhmes und Glückes
Geſegnetes Land.

Aber mein Leben war
Niemals ein Kahn,
Rüſtig zu kämpfen
Mit wildem Orkan.

Blühender Baum bin ich,
Früchtegeſchwellt.
Fallen werd' einſt ich vom
Sturme gefällt.

All meine Aeſte und
Ich und mein Laub
Sinken gebrochen dann
Früh in den Staub.



Jakab, Ödön (Edmund), geboren in Vadasd im Jahre 1854. Er wandte sich der pädagogischen Laufbahn zu und wurde Professor an der Realschule in Pancsova, später in Déva, bis er endlich nach Budapest berufen wurde. Jakab Ödön ist in erster Linie verdienstvoller Lyriker, wovon drei Gedichtbände zeugen, deren erster im Jahre 1886 unter dem Titel „Jugendklänge" erschienen ist; diesem folgte im Jahre 1891 der zweite, „Sommer" betitelt. Außerdem schrieb er auch Romane, Volksstücke und trug mit seiner poetischen Erzählung „Argyrus" vor kurzem einen akademischen Preis davon. In Würdigung seiner literarischen Leistungen wurde er zum Mitglied der Petőfi- und der Kisfaludy-Gesellschaft gewählt.

Schlußverhandlung.

Ihr roher Mann behandelte sie schlecht,
Und sie hat sich an ihm mit Gift gerächt.
Als unerträglich ward die Qual und Not,
Da gab sie ihm den Tod.

Und mürrisch steht sie vor dem Richtertisch,
Das blüh'nde Antlitz ist noch jugendfrisch.
Der Augen Glut hat selbst des Kerkers Nacht
Nur heller noch entfacht.

Als Zeugnis und als holdes Unterpfand
Der heißen Liebe, die sie einst empfand,
Ihr sündiger Schoß, er wieget sanft und lind
Ihr blühend schönes Kind.

Im düstern Saale alle voller Graun
Auf dieses schrecklich schöne Antlitz schaun.
Ein halbverlebtes Menschenleben fand
Den Tod von ihrer Hand.

Im Kindesantlitz nur, draus Frohsinn strahlt,
Vertrauen sich und gläub'ge Liebe malt.
Es weiß noch nichts, es fühlt das eine bloß,
Wie süß der Mutterschoß.

Es ahnet nicht, daß jetzo der Moment
Die Mutter, ach, für ewig von ihm trennt,
Und daß die Schmach mit ihm als Zwillingspaar
Aufwächst für immerdar.

Es weiß noch nicht, daß grauer Weisen Spruch
Gesetze schuf in manchem alten Buch,
Daß deren grauser Wortlaut unverweilt
Den Sünder stets ereilt.

Und grad, als seiner Mutter das Gericht
Das schwere, düstre Todesurteil spricht,
Da läßt der frohen Kinderlust es Lauf,
Und girrend lacht es auf.

Wie wenn im ersten holden Lenzestraum
Man fället einen blütenreichen Baum;
Indes der Stamm geborsten schwanket, lacht
Des Wipfels Blütenpracht.

Träumerei.

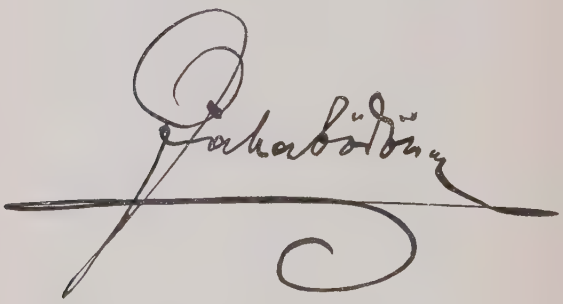
Vergehn muß alles!
Die Erde,
Aus deren Schollenschoße blühend jetzt
In tausend Formen Leben sich entringt,
Wo ewig seit dem ersten Schöpfungstag
Die Freude und der Schmerz gemeinsam wohnt,
Sie altert auch und wird dereinst
In sich erkaltend bleich verglühn.

Die Wiese wird verdorrt und öde liegen,
Die allerletzte Blüte wird verblühn,
Für immer und für ewig hoffnungslos.
Kein Vogelsang erklingt im düstern Hain,
Und auf der Felsen dürrem Blätterpfühl
Vergißt der Strauch das süße Lenzeslied.
Und dumpfer Schwermut Trauerschatten senkt
Auf die verlebte, kranke Menschheit sich.
Die Lebenslust nimmt ab von Tag zu Tag,
Und immer reichre Ernte hält der Tod,
Und immer seltner sprießet Leben auf,
Bis einsam bleibt das letzte Menschenpaar.

Die Erd' umschleiert schwerer Nebeldunst,
Die fahle Sonn' verliert den goldnen Glanz,
Und auf der frosterstarrten öden Au
Wird brausend wild der Sturm vorüberziehn.
Und bei des Sturmes dumpfem Totenlied
Erstirbt das Leben auf dem Erdenball.
Und in dem Sturme Seit' an Seite wird
Das letzte Menschenpaar, dann ganz verwaist,
Allein auskämpfen seinen Lebenskampf.

Wie groß jedoch das schwere Leid auch sei,
Das jener beiden harrt,
Ihr Los hat dennoch einen Sonnenstrahl,
Um den sie glühend heiß beneiden mag
Ein jeder, der sein ganzes Leben lang
Ein treues Herz vergebens hat gesucht
Und nirgends eines fand.

Wie göttlich muß die warme Freundschaft sein,
Die Liebe, die mit ihrer Feuerglut
In jenem grausen Daseinskampf
Die beiden Herzen lodernd heiß durchglüht,
In jener starren düstern Eisregion,
Wo nie der Lenz mehr blüht!



Mezei, Ernő (Ernst), geboren 1851 in Sátoralja-Ujhely, betrat nach Beendigung seiner Studien im Jahre 1871 die journalistische Laufbahn als meisterhafter Leitartikelverfasser der Unabhängigkeitspartei, bei deren Organ er als Hauptmitarbeiter thätig ist. 1881 wurde er zum Abgeordneten gewählt. 1877 gab er sein erstes Buch unter dem Titel „Italienische Wanderungen" heraus. Beliebter Feuilletonist und Lyriker voll warmer Empfindung, ist er gleichzeitig hervorragender Politiker und Redner.

Eisphantasie.

Das Eis erstrahlt in bläulichem Geflimmer,
Die Luft durchwoget weißer Nebelschimmer.

Da findet sich mein Herz in seiner Sphäre,
Bedrückt von des Erinnrungsnebels Schwere.

*

Bald einzeln schwebend in graziösem Zug,
Bald eng umschlungen zu gepaartem Flug,

Sich holde Frau'n im Kreise schwingen, drehn,
Wie Feenscharen in des Windes Wehn:

Darunter deine Lichtkontur sich malt,
Dein süßes Antlitz, draus die Seele strahlt!

Und wie im Takt sich wiegt des Kleides Saum,
So neckt mich kühner stets ein holder Traum:

Als folgte ich durch Wüsten deiner Spur,
Auf ew'gen Nebels, ew'gen Eises Flur;

So pfeilschnell, wie der Albatrosse Zug
Des Nordens Stürme teilt in raschem Flug;

Als wandelt' ich auf holdem Märchenried,
Der des Magnetes Spitze an sich zieht.

Dort, wohin nie des Menschen Blick noch fiel,
Erreiche ich das göttlich schöne Ziel.

Wo nichts ist als der Elemente Wut,
Zum Nordpol zieht es mich mit Sehnsuchtsglut.

Dort winket hold der Traum der Träume mir,
In Eis und Frost verwirklicht er sich hier.

Wie Nordlicht loht mein totes Herz empor,
Trotz Winterfrost grünt draus der Lenz hervor.

So eisig rings auch tobt das Element,
Die Eiswand sinket, die die Herzen trennt.

Die Kälte schmiegt uns an einander dicht,
Aus jedem Kusse heiße Flamme bricht.

Indes der Adern Blut im Tod gerinnt,
Des aufgetauten Herzens Thräne rinnt.

Und Frost und Flamme unsre Herzen eint,
In schönem Traum, in heißem Wunsch versteint.

So ragen wir zum Polesfirmament,
Der ew'gen Liebe hehres Monument.

*

Das Eis erstrahlt in bläulichem Geflimmer,
Die Luft durchwoget weißer Nebelschimmer.

Ich schließ' das Aug', geblendet von den Wonnen,
Und gleite aus — das Traumbild ist zerronnen!

Am Kamin.

Tief versunken in Gedanken
Dämmrungsschatten mich umranken,
Traumeszauber lullt mich ein.
Keiner Lampe trauter Schimmer,
Nur des Ofens Glutgeflimmer
Lichtet hell die Schattenreihn.

An der Oeffnung, an der kleinen,
Draus die Gluten lodernd scheinen,
Hängt mein Auge unverwandt.
Wie die Flammen züngelnd strahlen,
An die Wände Lichter malen,
Hält ihr Spiel mich festgebannt.

Und mir ist's, als sprühte strahlend,
Mir mein Los im Feuer malend,
Meines Lebens Flamme dort.
Als ob dort mein Sehnen lohte,
Mein Geschick, des Machtgebote
Ewig währen, immerfort.

Horch! Was ist die Glut? Sie knistert!
Horch! Ein Laut ins Ohr mir flüstert
Süßer Worte Himmelsgruß —
Holder Augen Feuergluten,
Offner Himmel Strahlenfluten,
Schmelzend süßer Liebeskuß!

Jene Tage sind entronnen,
Längst entschwunden ihre Wonnen,
Matt und traurig ist ihr Glanz.
Von den Kämpfen, längst verklungen,
Die ich einst voll Lust gerungen,
Zeugt kein einz'ger Blütenkranz.

Horch! Was ist die Glut? Erdröhnend,
Alle Klänge übertönend,
Natterzischen draus erklingt.
Das ist des Verrates Schnauben,
Der da unterwühlt den Glauben,
Bis hinab zur Höll' er sinkt.

Was die Glut ist? Schmerzensbeben,
Das mir einst den Tod gegeben,
Drin noch lebt Vergangenheit.
Ihre Wonnen sind geschwunden,
Doch das Gift tropft aus den Wunden
Heut noch, wie zu jener Zeit.

Doch was dieses Feuer nähret,
Das ist's, was mein Sein verkläret,
Was mein Innerstes durchwallt.
Wenn der Klang nicht mahnend riefe,
Hätte längst die Nacht, die tiefe,
Mich umhüllet starr und kalt.

Ach, das Schwerste am Geschicke:
Daß die Lust nur Augenblicke
Und das Leid Aeonen mißt!
Doch das Herz soll Herz mir bleiben;
Schlimmer ist's noch als das Leiden,
Wenn das Herz erstorben ist.

Wohl kann man auch anders leben,
Für nichts glühen, nichts erstreben,
Wie's die rohe Menge thut,
Die da leeren Lüsten frönet,
Jeder höhern Sorge höhnet,
Trachtend nur nach Geld und Gut.

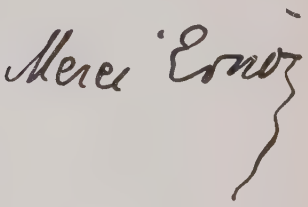
Doch ich stehe auf der Warte.
Teurer ist mein Kampf, der harte,
Mir, als eitler Marktteskram.
Dankend muß ich Gott mich neigen,
Daß mir Thränen heiß zu eigen,
Tröstung in des Lebens Gram.

Sieh, die Flamme loht noch immer,
Und mein Herz wallt ungestümer,
Schön bist du, o Leidensglut!
Nicht verglommen ist dein Schimmer,
Und Vergessenheit sinkt nimmer
Auf das Leid, das drunter ruht.

Lodre, lodre! Wenn die Qualen
Auch erwachen in den Strahlen,
Spende Licht und Wärme mir!
Jeder Funke schlägt mir Wunden,
Doch die Nacht sei mir geschwunden,
Die mich will umschatten hier!

Fällt mein Hoffen auch in Trümmer,
Und zerstiebt der Träume Schimmer,
Draus der Glaube längst entschwand —
Grausam ist des Wissens Lehre;
Dennoch, Wahrheit, ewig hehre,
Dürst' ich nach dir unverwandt.

Nahen einst des Todes Qualen,
Möge voll von Idealen
Dann mein Herz zur Ruhe gehn!
Reich an Schätzen, wie der große
Sardes auf dem Flammenstoße,
Mög' ich lodernd untergehn!



Vészi, József (Josef), geboren 1858 in Arad, wandte sich als Jüngling dem Studium der Philosophie zu und erwarb das Doktorat. Im Alter von 18 Jahren begann er sich der Literatur zu widmen und befaßte sich hauptsächlich mit der schottischen Volksdichtung. Später gab er zwei Bände Gedichte heraus unter dem Titel „Traviata" und „Lieder der Trauer". Dann wandte er sich der Publizistik zu und war lange Jahre Mitarbeiter des „Pester Lloyd". Gegenwärtig ist er Redakteur eines der bedeutendsten ungarischen Tagblätter, „Pesti Napló", und zählt zu den hervorragendsten Publizisten.

Echo.

Ich irre stumm in mondbeglänzter Nacht
Durch blüh'nder Thäler duft'ge Lenzespracht,
Wo aus dem Chore holder Nachtigallen
Gar süße Klagelieder rings erschallen;
Wo zwischen tausendjähr'gem Felsgestein
Der Gießbach schäumend netzt den Wiesenrain.
Und durch die Seele zieht mir trüber Schmerz:
Wann findet endlich Ruh' mein armes Herz?
Wann schmückt es sich mit neuer Hoffnung Laube?
Das Echo flüstert: Glaube!

Betrogne Herzen Glaube nicht bekehrt,
Erlittne Qual uns bange Zweifel lehrt.

Denn gibt es einen Gott, wie kann er sehen
Gebrochne Herzen, die in Qual vergehen?
Den Haß, der immer weiter, weiter loht,
Das Böse, das dem Guten sieghaft droht?
Die Qual, die gleich dem Gießbach schäumend quillt
Und weiter fließend dann zum Strome schwillt?
Ist's möglich, daß der Mensch auf Gott noch hoffe?
Das Echo flüstert: Hoffe!

Was hoff' ich noch? Der schönen Zukunft Lust?
Mein Lieb, es sank an eines andern Brust.
Die Freunde haben sich von mir gewandt,
Es ruht ein Fluch auf meinem Vaterland.
Was hoff' ich noch? Damit gleich dürrem Laub,
Das kaltem Herbststeswinde wird zum Raub,
Auch meine Hoffnung schwinde und vergeh'?
Damit ich zwiefach fühle dann mein Weh
Und doppelt elend, doppelt trostlos bliebe?
Das Echo flüstert: Liebe!

Der Liebe ist mein längst erkaltet Herz
Erstorben in des Daseins Kampf und Schmerz.
Vergessen hab' ich schon das Lieben lange,
Umwölkt hat sich mein Himmel trüb und bange.
Viel tausend Blumen blühen rings umher,
Doch ich berühre ihren Kelch nicht mehr.
Ihr Honig war's nicht, der mich süß ergötzt,
Doch ihre Dornen haben mich verletzt.
Mein Herz braucht Trost, daß es sein Leid begrabe.
Das Echo spricht: Im Grabe!

Vészi József

1890 bis zur heutigen Zeit.

Kozma, Andor de Levold, geboren 1861 in Marcali als Sohn eines bedeutenden Juristen, begann schon als achtzehnjähriger Jüngling mit seinen Gedichten Aufsehen zu erregen und trug auch einen akademischen Preis davon. Er ist vorzugsweise Satiriker und geißelt alle Verkehrtheiten der modernen Politik und Gesellschaft. Unter seinen Dichtungen, die unter dem Titel „Zeitbilder" und „Gedichte" erschienen sind, finden sich unvergleichliche Genrebilder. Auch ist er sehr geistvoller Feuilletonist des hervorragendsten liberalen ungarischen Organs „Nemzet" und Mitarbeiter der bedeutendsten ungarischen Blätter, denen er wertvolle Beiträge in Vers und Prosa liefert.

Krämer Salamon.

Freitag Abend! Hell erglänzt der Sterne Heer,
Dunkel liegt im obern Dorf das Häusermeer.
Nur aus einem Hause fluten
Auf die Straße Lichtergluten.
Schindeln decken das Gebäude, und auch stockhoch ist es schon,
Drinnen wohnt der Krämerjud', der silberbärt'ge Salamon.

Salamon hat Söhne fünf und Töchter vier,
Aber heute sind sie nicht mehr alle hier.
Zwei der Töchter sind vermählet,
Zwei auf seinen Knien er zählet.

Advokaten und Doktoren, Maler seine Söhne sind,
Von den beiden Krämern blieb ihm noch im Haus sein jüngstes Kind.

Salamon ist nur im Glauben kein Magyar,
Nimmer spricht er fremdes Kauderwelsch fürwahr.
Seine Sprache ist melodisch,
Seine Sitten ungarmodisch.
Seines rosigbraunen Weibes Augen glühen feurig noch;
Nicht von heute ist Frau Sarah, aber stattlich ist sie doch.

Hier im Dorfe Salamon geboren ist,
Hier verlebt' er seiner siebzig Jahre Frist.
Hierher knüpft ihn jeder Faden,
Hier besitzt er Haus und Laden.
Hier begrub er Vater, Mutter, und ein Sohn im Grab hier ruht;
O! wie sollte diese Heimat er nicht lieben voller Glut?

Für des Dorfes Wohl besorgt mit Wort und That,
Führt er oftmals kluge Red' im ernsten Rat,
Gerne lauschen seinem Worte
Alle Aeltesten im Orte;
Denn im ganzen Dorfe kennt man Salamon als sehr gescheit,
Frieden liebt er. Ihm zu folgen sind die Klugen stets bereit.

Was geschieht in Budapest und anderswo,
Weiß er stets, und was er sagt, bewährt sich so.
Alles kauft er, gibt es weiter,
Korn und Lumpen, Wolle, Kleider.
Stets gewinnt er, sparet weise, nur bei einem spart er nicht:
Seine Kinder läßt er lernen; denn er sagt sich: das ist Pflicht.

Gelder leiht er, Zinsen nimmt er wohl auch dann;
Unbegehret aber trägt er's keinem an.
Mancher schuldet Dank dem Alten.
Wohl kann er gut rechnen, schalten;
Doch noch keinem that er wehe, und noch keiner hier zu Land,
Außer wohl ein niedrer Wüstling, hat ihn Wuchrer je genannt.

Manchmal kehrt der Gutsherrn einer bei ihm ein,
Auch der Pastor pflegt sein lieber Gast zu sein.
Und er rechnet sich's zum Feste,
So da kommen solche Gäste.
„Gott zum Gruße, Salamon!" So sprechen alle, und fürwahr,
Jeder bietet ihm zum biedern Handschlag gern die Rechte dar.

Oft auch feiert frohe Freudentage er,
Und es füllt das Haus sich mit der Gäste Heer:
Seine Töchter, seine Söhne,
Schwiegertöchter, Schwiegersöhne,
Braungelockte holde Enkel, insgesamt ein Dutzend schon:
Wahrlich Grund zu stolzer Freude hat der alte Salamon!

Denn der Doktor seinen Wiener Sitz verläßt,
Und der Anwalt kommt vom schönen Budapest,
In Paris erwirbt der Maler
Ruhm sich und viel blanke Thaler,
Und die ganze Welt als Kaufmann hat bereist der vierte Sohn:
Alle vier für große Männer hält der alte Salamon.

Dennoch schmerzt's ihn, daß der Arzt im fremden Land,
Daß der Maler in Paris die Heimat fand,

Daß der Kaufmann, fahrend immer,
Seine Heimat kennet nimmer;
Doch der Fiskal ist für vier ein echter, rechter Patriot,
Und er kanzelt ab die Brüder, donnernd, wetternd, wenn es not.

Doch des Vaters Lieblingskind Elias bleibt,
Der, sein Jüngster, emsig das Geschäft betreibt.
Wohl ist er der Großen keiner;
Doch versteht er mehr als einer
Vom Geschäft, vom Pflügen, Säen. Ländlich ist nur sein Verstand,
Immerhin! er ist des Alten arbeitsame rechte Hand.

Alle andern nehmen Anstoß unverhehlt,
Wenn der Vater zierlich nicht die Worte wählt;
Doch mit diesem kann er plauschen,
Frag' und Antwort mit ihm tauschen.
„Warst du in der Mühle?" „Warum soll ich nicht gewesen sein?"
Bei den Juden alten Schlages trifft die Antwort meistens ein.

Alle Schwiegertöchter sind die besten Fraun,
Alle Schwiegersöhne stattlich anzuschaun.
Seinen Töchtern sondergleichen
Keine kann das Wasser reichen.
Seine Enkel Wunderkinder alle, denen keines gleicht.
Dieser felsenfeste Glaube nicht zur Schande ihm gereicht.

Arbeitsvoll und friedlich ihm die Zeit verfließt,
Täglich er die langgewohnte Zeitung liest.
Sieh, drin krächzt seit kurzem schaurig
An das Ohr ein Lied ihm traurig,
Düstres Lied, das längst vergessen und begraben er geglaubt:
Jene Mär' vom alten Hasse hebt aufs neu' ihr Schlangenhaupt.

Eines Tages fliegen Steine, Flüch' und Hohn
In das Haus des trübgestimmten Salamon.
Sein Gesicht wird bleich wie Kreide
Von dem bangen, schweren Leide.
Draußen murrt des Volkes Hefe, flucht dem Juden, schimpft und droht,
Salamon tritt kühn dazwischen: „Nun wohlan denn, schlagt mich tot!"

Still wird's ringsum. Das Gesindel scheu entweicht,
Hier ein Knecht und dort ein Kätner fort sich schleicht.
„Nun", so spricht der Alte wieder,
„Wem ich weh that, schlag mich nieder!"
Doch vergebens! Keiner rühret drohend gegen ihn die Faust,
Und wie sturmgejagte Wolken ist das Wetter rasch verbraust.

Eil'gen Laufes rücken die Großbauern an,
Jeder packet seinen Knecht beim Ohre dann:
„Wer den Alten wird berühren,
Der soll unsre Fäuste spüren!"
Unter sich die Bauern würfeln, wer von ihnen auserseh'n,
Jeden Abend soll ein andrer bei dem Juden Wache steh'n.

An den Nachbar Ambrus kommt zuerst die Reih',
Auf und nieder schreitet er am Haus vorbei.
„Nachbar Ambrus, seid willkommen!
Möcht' Euch jetzt ein Trunk bekommen?"
Spricht zum Nachbar Ambrus freundlich mild der alte Salamon.
Rings im Dorfe herrschet Friede, tiefe Ruh' und Stille schon.

Auf dem Posten wohl ein Schluck nicht schaden kann,
Wenn ihn jemand auch belauscht, was liegt daran?
Ambrus sich zum Fenster beuget,
Salamon hinaus sich neiget.

Von dem wirren Lauf der Welten, von vergangner Freud, und Not
Plaudern beide, bis am Himmel purpurn strahlt das Morgenrot.

Mit dem Frührot Ambrus dann nach Hause geht,
Herrlich strahlend schon die Sonn' am Himmel steht.
Vor der Thüre steht auch heute
Salamon, grüßt alle Leute.
Mit der alten Liebe grüßen alle heitern Angesichts,
Und das Gestern war ein Traum, ein böser Traum nur — weiter nichts.

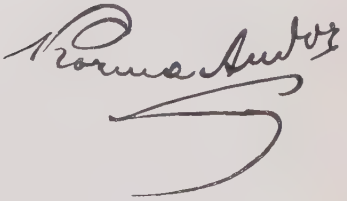
Die kleine Kokette.

Mein Hans, mein Täubchen, süßer Schatz,
Du zürnst schon wieder sehr.
Du wendest deine Augen ab,
Sie blitzen unheilschwer.
O blicke mich doch lächelnd an!
Schau nicht so grimmig drein!
So, so! Nur lustig! Sage mir,
Liebst du mich, Hänschen mein?

Wenn wohlgefällig auch mein Aug'
Manchmal auf andern ruht,
Und du zurückgesetzt dich wähnst,
Bin ich doch dir nur gut.
Daß ich durchaus nicht häßlich bin,
Ist nicht mein Fehler, nein!
Mit Blicken zahl' den Schmeichlern ich . . .
Liebst du mich, Hänschen mein?

Warum dem Krämer ich gesagt,
Daß er noch hoffen kann?
Du Närrchen — um so besser mißt
Er mir das Linnen dann.
Das feine Linnen wird zum Schmuck
Für unsern Tisch einst sein;
Der arme Jude aber hofft ...
Liebst du mich, Hänschen mein?

Zieh deine Stirne nicht so kraus,
Das steht dir gar zu schlecht.
Der Peter ruft mich jetzt zum Tanz,
Das ist dir doch wohl recht?
Der Fasching kommt ja stets zuerst,
Das Fasten hinterdrein;
Dann bin ich ewig dein, mein Schatz ...
Liebst du mich, Hänschen mein?



Radó, Antal (Anton), geboren am 29. Januar 1862 in Moor. Nach Beendigung seiner Humaniora erwarb er das Professorendiplom und wandte sich dann der Poesie zu. Sein größtes Verdienst sind die Uebersetzungen poetischer Meisterwerke aus dem Italienischen, Französischen und Lateinischen, worin er Hervorragendes leistet. Die bedeutendsten dieser Uebersetzungen sind die von Corneilles „Cid", Arioſtos „Rasendem Roland" und der Gedichte Leopardis und Firdusis. Außerdem hat er noch mehrere Sammlungen fremdländischer Gedichte übersetzt und ist als Dichter ebenso tüchtig wie als Uebersetzer. Auch als Aesthetiker hat er sich neuerdings durch seine Geschichte der italienischen Literatur einen Namen erworben.

Der Sänger.

Abu, der Heilige, wie die Sage spricht,
Ließ in der Wüste selbst das Singen nicht.
„Allah il Allah" tönte stets sein Sang,
Ob keiner horchte auch des Liedes Klang.

„Wenn du allein irrst in der Sahara,
Und deinem Lied zu lauschen keiner nah,"
So fragt' einst höhnisch eines Spötters Wort,
„Warum ertönt dein Sang denn fort und fort?"

„Wahr ist's," spricht jener, „in der Wüstenflur
Hat mein Gesang Zuhörer selten nur;
Doch sag, wer weiß, ob fern nicht einer weilt,
Den wohl mein Aug' nicht, doch mein Sang ereilt.

„Wer weiß, ob nicht mein Lied, das laut erklingt,
Ans Ohr doch des verirrten Wandrers dringt,
Der müde, von Verzweiflung übermannt,
Hinsinkt im sengend heißen Wüstensand.

„Wer weiß, ob nicht der Klang, der fernhin schwebt,
Mit neuer Kraft ein zagend Herz belebt;
Ob mein Gesang nicht mit des Hoffens Macht
Die halbverglommne Lebensflamm' entfacht,

„Daß endlich er sich doch zusammenrafft,
Sich zur Oase schleppt mit letzter Kraft,
Im Zelte des Arabers dann zur Rast,
Sein Leid vergißt als wohlgepflegter Gast.

„Wenn jedes dritte Jahr von meinem Lied
In einen Busen neues Hoffen zieht,
So sei gepriesen, Allah! Heil dir, Heil!
Denn reicher Lohn ward meinem Lied zu teil."

O Dichter, der in Wüsteneien irrt,
Des Liedern kaum ein schwaches Echo wird,
O schleudre nicht die Leier fort empört,
Im Wahn, daß keiner deine Stimme hört!

Wer weiß, ob in der Ferne nicht erbebt
Ein Herz vom Klang, der deiner Lipp' entschwebt,
Ein Herz, mit Kümmernis und Gram beschwert,
Das müd und zagend schon den Tod begehrt.

Und wenn von tausend nur ein einzig Lied
Von Weh erfüllten Herzen Trost beschied,
So warst du nicht umsonst auf Sang bedacht:
Das eine Lied hat dir den Lohn gebracht.

Trost.

Fatime tot, die Hassans Herz entzückte,
Die ambraduft- und morgenrotgeschmückte?
Ach, ihren Tod ganz Persien bedauert,
Und alt und jung in heißen Thränen trauert.

Nur einer ist, der keine Thräne findet,
Des trocknem Auge Mond um Mond entschwindet —
Der eine, dessen Wunden tödlich bluten,
Der sie geliebt mit heißen Liebesgluten!

Nicht Trank, nicht Speise seine Lipp' berühret,
Und jeder Tag zum teuern Grab ihn führet.
Der Weisen Mund es düster prophezeiet:
„Wenn du nicht weinst, bist du dem Tod geweihet."

Der Großvezier, dem Sultan Trost zu spenden,
Läßt rasche Boten eilig rings entsenden,
Daß sich in Ispahan des Volkes Blüte
Versammle und das Schreckliche verhüte.

Und Dichter, Priester, Magier und Weise,
Sie treten an die weite, weite Reise;
Um Hassan her, im hohen Rittersaale,
Drängt sich der Gäste Schar beim reichen Mahle.

Und Ali spricht mit zagem, leisem Beben:
„Der möge sich jetzt zum Gebet erheben,
Der froh gewandelt auf des Lebens Wegen,
Und dem die Gräber keinen Toten hegen.

„Dem keines Grabmals düstre Inschriftsklage
In Nacht verwandelt seines Lebens Tage,
Und der bei keines Namens Klang durchschauert,
Den, der ihn trug, aufs neue nicht betrauert.

„Erhebe sich, wer nie beweint mit Schmerzen
Ob auch den Glauben nur an treue Herzen,
Wenn der, den er als Bruder einstens liebte,
An ihm verräterisch den Treubruch übte.

„Erhebe sich, wer nie zu Grab getragen,
Wenn andres nicht, ein helles Hoffnungstagen,
Das er bewahrt und väterlich geheget,
Bis er's für immer in das Grab geleget."

Der Alte schwieg und stille ward's im Kreise,
Als glitte durch den Raum ein Schatten leise;
Auf jedem Antlitz schwere Wolken hangen,
Und jeder blickt zur Erde traumbefangen.

Und Hassan sieht, als rings sich keiner reget,
Daß keiner da sei, der nicht Trauer heget —
Im Leid, das alle brüderlich verbindet,
Sein heißes Weh die ersten Thränen findet.

Karl Stieler

Szabolcska, Mihály (Michael), geboren im Biharer Komitat im Jahre 1866. Von frühester Jugend für religiöse Dinge Neigung verratend, wurde er zum theologischen Berufe bestimmt und ging, nachdem er seine theologischen Studien beendet hatte, nach der Schweiz, um sich in den Lehren Calvins zu vervollkommnen. Dort begann er sich der Poesie zuzuwenden und sandte aus Genf den ungarischen Journalen Gedichte ein, die beim ersten Erscheinen zeigten, daß sich hier ein bedeutendes Talent entfalte. Zurückgekehrt, wurde er Pfarrer und gab mehrere Bände Gedichte heraus, die zu dem Schönsten gehören, was die ungarische Poesie hervorgebracht hat.

Berufung.

Die kleine Emma, Strafe litt sie, schwere,
Mein Herr und Gott, zu deines Namens Ehre.
Beim Nachtgebet, da unsrer Seele Schwingen
Vereinigt stets zu deinem Throne dringen,
Da hat — warum? bleibt ewig rätselhaft —
Die kleine Emma plötzlich aufgelacht!

Ihr Kinderherz war unserm Kreis entflogen.
Was hätt' auch sie zum Himmel hingezogen?

Vielleicht war's noch das sonnigfrohe Heute,
Das duftend ihr Erinnrungsrosen streute,
Die neckend sie umgaukelten zur Nacht,
Und denen grüßend froh sie zugelacht.

Vielleicht auch weilte sie in Feenräumen,
Die Mütterchen ihr zeigt in holden Träumen,
Draus schmeichelnd winken goldne Klingelnüsse,
Und sprechend Obst ihr sendet süße Grüße;
Sie sah vielleicht der Demantberge Pracht,
Und süß entzückt hat ihr das Herz gelacht.

Drum perlt im Auge ihr jetzt feuchter Schimmer:
O Herr, gewiß, dein Wille ist es nimmer!
Sprich, denn dies Urteil macht mein Herz erbeben,
O Herr der Welt, Herr über Tod und Leben!
O sage, thut's wohl Abbruch deiner Macht,
Daß unsre Emma beim Gebet gelacht?

Nicht dieses zarte Kind, ich selber stehe
Mit meinem Glauben in des Abgrunds Nähe;
Getrotzt hat er Gefahren und Gewittern,
Doch diese Thräne droht ihn zu erschüttern:
O sage, daß, als froh dies Kind gelacht,
Es dir das schönste Dankgebet gebracht!

Waldesmorgen.

Rings außer mir
Kein Tritt erschallt,
In tiefem Schlafe
Liegt der Wald.

Noch schläft das Gras,
Das Laub am Baum;
Kein Laut entringt
Sich ihrem Traum.

Schlaft süß, schlaft süß,
Ihr Gräser grün!
Ich lagre stumm
Ins Moos mich hin,

Bewach' euch hier
Den Schlummer mild,
Und helf' euch weben
Traumgebild.

Morgenröte.

Mit der Röte des Morgens
Erheb' ich mich schnell,
Mich grüßet zuerst stets
Ihr Lächeln so hell.
Sie nahet, das liebliche,
Schelmische Kind,
Und pochet gar leise
Ans Fenster geschwind.

Seh' durch die Gardine
Ich schimmern noch licht
Den Strahl, der aus ihrem
Goldäugelein bricht?
Und löst sie des Haares
Goldrollendes Meer?
Nein, nein, meines Bleibens
Ist hier nimmermehr!

Ich lüfte den Vorhang,
Seh' ihr ins Gesicht,
Seh', wie aus dem Busen
Ein Seufzer ihr bricht.
Ihr flatternder Schleier,
Er löst sich, entrollt;
Sie weiß, wie sie schön ist,
Errötet drob hold.

Noch glänzt hie und da ihr
Im goldigen Haar
Ein schimmerndes Sternlein,
Sind's Perlen wohl gar?
Indessen ihr Vater,
Der Tag, ihr entrückt,
Hat Nacht, ihr Herzliebster,
Das Haar ihr geschmückt.

Nun scheiden sie eilig.
Der Tag naht schon licht,
Gleich Flammen, so lodert
Vor Zorn sein Gesicht.
Die Holde enteilet,
Die Thräne rollt stumm,
Und Tau netzt das Gras und
Die Blätter ringsum.

Palágyi, Lajos (Ludwig), geboren im Jahre 1866 als Sohn eines Schullehrers in O-Becse, genoß unter Leitung seiner Mutter, die das Talent des Kindes früh erkannte, und unter Führung seines Bruders, des gelehrten Kritikers und Philosophen Melchior Palágyi, die sorgfältigste Erziehung. Nach Beendigung seiner Studien wandte er sich der Poesie zu und zwar hauptsächlich der philosophischen Lyrik. Seine vier Gedichtsammlungen zählen mit zu dem Nennenswertesten, das in der modernen ungarischen Dichtung erschienen ist.

Fabrikexplosion.

Der Kessel sprang, und das Maschinenhaus
Löscht stürzend manches Menschenleben aus.

Da liegen unter blutigem Gestein
Zermalmte Köpfe, zuckendes Gebein.

Und händeringend meldet bleich ein Mann
Das grause Schrecknis dem Gebieter an.

*

Indes die Fabrik hallt vom Weibergeschrei,
Fragt kalt der Besitzer: „Was Schaden wohl sei?"

Indes sich die Nacht auf manch Auge hier senkt,
Fragt er: „Der Betrieb wird doch weiter gelenkt?"

Indes man hinwegschafft die Toten voll Blut,
Fragt er: „Bis wann ist die Maschine wohl gut?"

Indessen um Hilfe die Waisen laut flehn,
Fragt er: „Wie verheimlicht man, was da geschehn?"

*

Das Haupt entblößt, der alte Diener spricht:
„Oft hab' ich, Herr, berichtet treu der Pflicht,

„Daß schlecht die Kessel, alles abgenützt,
Nur Gott hat wahrlich uns bisher beschützt.

„Daß nichts mehr gut in der Fabrik Bereich,
Verfallen alles, altem Plunder gleich.

„Wir brauchen Räder und Maschinen neu,
Sonst stürzt zu Trümmern gänzlich das Gebäu'."

*

Es hört der Besitzer geduldig ihn an:
„Ein treuloser Diener dies raten nur kann.

„Die Sprünge und Risse verkittet man dicht,
Vermögen für Neues vergeude ich nicht.

„Laßt gehn die Maschine, solange sie mag,
Man flickt sie aufs neu', so verstummet die Klag'.

„Und wenn seine Pflichten der Knecht nicht versteht,
So finden sich andre genug, wenn er geht."

*

Die Toten ruhn und die Fabrik besteht,
Das alte Räderwerk aufs neue geht.

Was keucht und knirschet aus der Räder Drehn?
Ihr fiebrisch Aechzen niemand kann verstehn.

Von Rad zu Rade schluchzend, stöhnend zieht,
O grauser Tod, dein gräßlich Unkenlied!

Weltuntergang.

Seit tausenden Jahren schon reifet die Menschheit,
Wird reifen noch tausend und tausende Jahre
Zum Lichte empor.
Und hehr aus den Seelen der Dichter und Denker
Strahlt hell, wie aus ewigen Sonnen,
Seit vielen Aeonen
Die Flamme des Geistes
Und leuchtet hinaus in das Dunkel der Nächte,
Erleuchtet die Nacht in dem Herzen der Bösen,
Im Hirne der Thoren,
Verbreitet sich strahlend weit über die Erde
Und dringet so lange in jeglichen Winkel,
Bis einstens zur Reife die Menschheit gelangend
Ihr Los wird erkennen,
Ihr Schicksal wird sehn.

Und klar wird dann jeder die Wahrheit erkennen,
Daß Trauer und Kummer das Leben nur ist,
Die Erde ein Thal nur voll Klage und Jammer,
Daß höhere Mächte, Bewohner der Himmel,
Das Schicksal der Menschen entscheiden.
Sie spielen dort oben in schwindliger Höhe,
Sie spielen mit unseren blutenden Herzen.
Ein Spiel ihrer Hände nur sind wir Geschöpfe,

Anheim nur gegeben der wechselnden Willkür.
Sie treiben ihr Spiel mit dem Menschengeschlechte,
Erproben vielleicht nur daran ihre Kräfte;
Betrachten vielleicht es nur lächelnd von oben,
Verachten vielleicht es, von Mitleid erfüllt.
Die Sünde, das Elend,
Die Qual und der Tod,
Und alle die Leiden der Erde;
Die blutigen Kämpfe der Gegner,
Das Klirren der Ketten,
Die Klage der Armen, zum Tode Verdammten,
Die Thränen der Witwen, die Klagen der Waisen,
Der Sturz der von schwindelnder Höhe Gefallenen;
Das Wälzen der Kleinen im Staube der Erde,
Die Sehnsucht, der ewig die Schwinge gehemmet,
Der Wille, der endlich verzweifelnd verzagt —
Ist alles ein Spiel nur der himmlischen Mächte!
Sie streuen den Zwist aus
Im Menschengeschlechte
Und folgen aus sicherer Höhe dem Spiel;
Wir kämpfen und bluten und sterben
Im Staub der Arena.
Sie aber betrachten aus himmlischer Loge
Bequem unser Drama.

Doch siehe, die Menschheit ist reif schon geworden!
Sie weiß, was ihr Schicksal auf Erden hier ist,
Und rufend ertönt ihre Stimme:
Wir Thoren, wir Thoren,
Wir Sterblichgebornen,
Was kämpfen wir blutig?
Was ist unser Sehnen seit tausenden Jahren?
Warum denn das Alte zum tausendsten Male
Aufs neue beginnen?

Wir haben nicht Ursach' zu ewigem Hader
Und keine Int'ressen, die heiß sich befehden.
Nichts haben wir, gar nichts einander zu neiden,
Nichts können wir, nichts von einander genießen;
Denn elend und arm,
Das sind wir ja alle.
Uns haben verwirret
Die himmlischen Mächte,
Und haben getrübt unsre Geister,
Und haben verstört unsre Herzen.
O sagt, warum sollen einander wir töten
In sinnlosem Hader?
Ihr Opfer des Irrtums,
Vom Irrwahn geblendet,
O Menschen, o Menschen,
So kommt zur Besinnung!

Wozu uns vergeblich die Seele zermartern,
Nachgrübeln dem ewigen Rätsel des Alls?
Wir führen seit Jahren
Vergebens, vergebens
Den Kampf mit den himmlischen Mächten,
Den Schlüssel des Daseins uns kühn zu erringen;
Sie aber verachteten stets unser Kämpfen
Und ließen Unmögliches weiter uns jagen,
Und hetzten uns vorwärts.
O Schande! o Schande!
Zum tausendsten Male aufs neue sich messen,
Um tausendmal neu in den Staub sich zu werfen.
Wir Sklavengeschlechter!
Genug oft schon haben sie tief uns erniedrigt,
Genug oft schon haben wir selbst uns erniedrigt,
Vor himmlischen Mächten
Im Staube uns wälzend!

Jetzt schlägt unsre Stunde,
Da gegen die Götter
Die Menschheit sich auflehnt.
Auf, auf zu dem Kampfe,
Heut winkt uns der Sieg!

Es reifet in jeglichem Haupte
Ein kühner Entschluß;
Und jeder stimmt freudig,
Und froh stimmt er bei
Dem wilden Beschlusse.
Die Himmlischen mögen
Dort oben es sehen,
Daß Menschen wir sind,
Und daß uns im Herzen auch lodert der Funke,
Der hehre und stolze,
Der uralte Trotz.
Wir machen ein Ende dem schändlichen Spiel,
Und keiner soll künftighin unser mehr spotten.
Wir halten zusammen,
Wir flüchten uns alle
Hinab in den Hafen des Todes.
Ein Weg ist uns offen:
Das Ende, der Tod!
Und gleichwie in riesigen Städten
Manch kleine Familie im Elend verkümmert,
Mit eigener Hand sich das Leben oft nimmt:
So rottet sich selbst aus, verzagt und verzweifelt,
Die große Familie, das Menschengeschlecht!

Wer weiß, was sich abspielt
Im niederen Häuschen der Vorstadt,
Wenn ihnen die schreckliche Stunde geschlagen!
Bereit ist ein jeder zur ewigen Reise.

Der Gatte durchschreitet mit finsteren Zügen
Und hastigen Schritten die Kammer,
Verzweiflung im Antlitz.
Das Haupt in die Hände begraben,
So brütet die Mutter
Am Lager des Kleinsten.
Es drücken die Mädchen
Sich scheu in die Ecke.
Ein Jüngling steht schweigend am Fenster
Und trommelt ein düsteres Grablied.
Hernach, o hernach!
Dann kommt erst der letzte,
Der schreckliche Kampf —
Der Frau mit dem Manne.
Im Herzen der Mutter,
Wenngleich sie bereit ist zur ewigen Reise,
Erwacht im Moment der Entscheidung
Der tierische Trieb:
Die glühende Liebe
Der Mutter zum Kinde.
Sie gibt nicht die Frucht ihres eigenen Schoßes,
Verteidigt sie wild
Und verteidigt sie rasend.

So ist's auch am Tage, am letzten der Menschheit!
Da jeglicher schon zu dem Gange bereit ist,
Auf jeglichem Antlitz der Nebel des Todes,
Aus jeglichem Auge schon dunkelt der Tod,
Erwachen noch einmal
Zuletzt noch erschreckend
Die Triebe des Lebens.
Auflehnet sich wütend das Weib,
Zu schützen die lieblichen Kleinen,
Und weiset uns fletschend die Zähne

Seht, das ist das echte, das tierische Weib,
Die Sklavin, die feige, der himmlischen Mächte,
Die schnöde Verderbrin des Menschengeschlechts;
Die selbst um den Preis
Der ewigen Schande,
Um jeglichen Preis —
Noch weiter will tragen das irdische Elend;
Die höher noch schätzet
Das thörichte Kind in der Wiege
Als jegliche Würde des Menschengeschlechts.

So möge der Kampf denn
Zerstörend und offen entbrennen,
Der heimlich schon wühlet seit tausenden Jahren
In beiden Geschlechtern.
Der glühende Haß,
Er bricht jetzt in wildem Gefechte sich Bahn.
O blutiger, blutiger, herrlicher Tag!
Voll Wut aus den Kissen der Wiege
Entreißet der Gatte den schlummernden Säugling.
Hell blitzt in der Rechten die blinkende Klinge;
Laut aufschreit die Frau
Und wirft sich auf ihn wie ein wütender Panther,
Und senkt ihre Nägel ihm tief in das Fleisch.
Die Rasende ringt mit dem finster Entschlossnen.
Da plötzlich ein gellender Aufschrei,
Das Mark im Gebeine erschütternd:
Die Klinge, sie drang in den Busen des Kindes,
Und aufspritzt das rote, das rauchende Blut!
In jeglichem Winkel der Erde
Würgt heute die Kinder der grausige Mord,
Und überall kämpfen auf Tod und auf Leben
Die rasenden Mütter.
Gebeugt auf die Wiege

Entblößen dem Tod sie den Busen,
Bewaffnen sich wild mit den Waffen des Todes,
Verrammeln die kleinen Gehöfte
Und ziehen mit loderndem Peche zum Kampf.
Doch nirgends Erbarmen!
Millionen der Kleinen, der eben gebornen,
In Ströme geschleudert, an Felsen zerschellet,
Millionen gewürgt in den eigenen Kissen,
Millionen zermalmet, geschlachtet, getötet.
Mit fliegenden Haaren,
So eilen die Frauen
Auf offene Straßen;
Mit ihnen entfliehen
Bang trippelnd die Kleinen,
Und blutig entspinnt auf dem Markte der Kampf sich.

Dazwischen urplötzlich auflodern die Flammen,
Und knisternd und prasselnd einstürzen die Häuser
Und fallen in Trümmer.
Indessen zu Hügeln die Toten sich türmen,
Die Lebenden jammern in bebendem Schrecken,
Die blökenden Tiere zertreten entrinnend
Dem Knäuel der Menschen —
Blut, Blut, und allüberall Blut!

Und schwindelnde Wollust,
Die Wollust der Blutgier
Erfaßt jetzt die Kämpfer.
Die Wonne der Wonnen:
Zu baden im Blute,
Zu sehen dies grausige Zucken des Todes!
Nie waren noch Orgien so lockend und wüst wie die
Schreckliche Wollust des blutigen Todes.

Und plötzlich beginnen die Stürme zu toben,
Und Blitze durchzucken
Die letzte der Nächte,
Und zitternd entweichen
Hinaus in das Dunkel
Die rasch sich gerettet.
Nachstürzt ihnen eilig,
Wie Heer der Dämonen,
Die mördrische Schar.

Verlockende Eva!
Genossin der Schlange!
Nein, nie mehr verführst du
Das Männergeschlecht!
Vergebens versprichst du
Den Zauber verbotner Genüsse.
Vergebens vergeudest
Du lockend die Schätze der üppigen Wollust,
Vergebens die tausende Ränke der Liebe,
Millionen Geheimnisse holder Verführung,
Vergebens, vergebens!
Vernichtet wird jetzo dein ganzes Geschlecht,
Vernichtet wird jetzo das herrliche Weltall,
Und die du, von himmlischen Mächten gedungen
Zur Feindin der Männer,
Verlockende Eva,
Genossin der Schlange,
Verrätrischer Judas,
Jetzt hast du den Lohn der verrätrischen That!

Und als nun der Purpur des Morgens erglühet,
Ist gänzlich vertilgt schon
Das Weib von der Erde.
Kein Mädchen bleibt übrig;

Gerettet vom Tode
Ist keine der Mütter.
Allein sind geblieben
Die Männer, die Herren,
Gebieter der Erde,
Die Großen, die Freien,
Die siegreich gebrochen
Die uralten Ketten;
Die nimmer geharret
Auf ihren Erlöser,
Sich selber erlöset —
Hosianna, Hosianna!

Und öde ward plötzlich die Erde
Und wüst, da geschwunden
Das Weib von der Welt;
Als wären erstorben
Die duftigen Blüten der Fluren,
Als wären verklungen die Lieder der Erde,
Als wäre verloschen der himmlische Glanz.

Nun krönen die Männer das Werk ihrer Hände,
Das herrliche Werk,
Die edelste That ihres Heldengeschlechtes.
Gigantischer Selbstmord,
Der erhabene, große Gesamttöd
Beendet jetzt jeglichen irdischen Gram.
Sie stürzen hinein in die brennenden Häuser,
Hinein in umfahende
Feurige Arme.
Und stürzen hinein in die schäumenden Fluten,
Hinein in den Tod, in den Tod!
Von ragenden Felsen
In gähnende Klüfte sie springen;

Es füllen mit Toten sich ringsum die Thäler,
Es rollen nur Tote die brausenden Wogen,
Und blutigrot wälzt sich des Ozeans Flut.
Ein riesiger Kirchhof ist nur noch die Erde:
Der riesige Kirchhof des Menschengeschlechts!

Einander umarmend
Und innig umschlingend,
So enden dieselben,
Die hier sich im Leben
Gehaßt und befehdet;
Und kühn jetzt des Schicksals
Gebot übertretend,
Sind alle verbrüdert,
Versöhnet im Tod.

So hat denn die Menschheit
Die Götter besieget,
Gebrochen den Willen
Der himmlischen Mächte,
Die kühn und verwegen,
Voll Selbstüberhebung
In Elend und Knechtschaft gefangen gehalten
Die vielen Geschlechter von Adam gezeugt.

„So waren wir stärker denn himmlische Mächte,
Und frei sind wir, frei sind wir,
Frei nun auf ewig!"
So tönet im Weltall der Chor der Verklärten,
Das Hochlied der Menschheit,
Das Lied der Erlösung —
Hosianna, Hosianna!

Palácsi László

Pap, Gyula (Nógrádi), geboren in Felsö-Pálfalva im Jahre 1843 als Sohn eines adeligen Gutsbesitzers. Nach Beendigung seiner Studien legte er das Richterexamen ab und begann Palóczenlieder und -sagen zu sammeln, die er herausgab und die auch in London unter dem Titel „The folktales of the Magyars" erschienen. Später verlegte er seinen Wohnsitz nach Fülek, wo er gegenwärtig als Advokat thätig ist und seine freie Zeit der Muse widmet. Seine Originalgedichte zeichnen sich durch frische Volkstümlichkeit, natürliche Empfindung und poetische Stimmung aus, die denselben einen eigenartigen, fesselnden Reiz verleihen.

Die Gänse.

Gänse treibt durch Kot und Lachen kreuz und quer
Auf den Markt des Schulzen Jüngster vor sich her.
Drei Paar Gänse stehn zu Kauf,
Aber keiner bietet drauf.
Meine Gänse, schön und groß,
Werd' ich heute nimmer los!

Lächelnd naht des Müllers schönes Töchterlein:
„Sag, was soll der Preis für ein Paar Gänse sein?"
„Nur dein blaues Augenpaar,
Nur dein goldnes Lockenhaar,
Du nur holdes Mägdelein,
Du sollst selbst der Kaufpreis sein."

Kendereſcher Müllerstochter lächelnd spricht:
„Bei uns kennt man diese üble Sitte nicht.
Auge soll für Auge sein,
Und dein Herz fürs Herze mein.
So ist's, glaub' ich, eher recht;
So ist dann der Tausch nicht schlecht."

Eilig spricht der Schulzensohn: „So soll es sein!
Treiben wir die Gänse schnell ins Dorf hinein.
Zwei davon sind Traugebühr,
Gerne traut man uns dafür;
Und die andern, vier an Zahl,
Liefern uns das Hochzeitsmahl."

Das Bauernbräutchen.

Mit der Mutter geht das Dirnlein
Auf den Markt zur Stadt,
All den schmucken, reichen Brautschatz
Sie gekauft schon hat:
Truhen bunte, helle,
Sieb und Trog und Kelle
Und der Rocken zwei.
Trallara! Juchhei!

Doch nicht alles — und das Häubchen
Und des Schleiers Flor,
Ein paar bunte Seidentücher
Für der Pferde Ohr;
Rote Stiefel, feine,
Froh ersehnt's die Kleine!
Und noch mancherlei!
Trallara! Juchhei!

Denn das Leben ist nicht Weben,
Spinnen nur allein:
Sinnberückend, herzbestrickend
Muß sein Zauber sein.
Sollst ja keinen fragen,
Häubchen wird's dir sagen!
Heisa, heidi, hei!
Trallara! Juchhei!

Paz. Gyula

Varsányi, Gyula (Julius), wurde 1863 in dem romantisch gelegenen Dörfchen Varsány als Sohn eines Kaufmanns geboren. Obgleich der begabte Knabe schon in frühester Jugend dichterische Anlagen zeigte, bestimmten ihn seine Eltern doch zum Kaufmann und schickten ihn nach Budapest, wo er nach Beendigung seiner Studien in ein Comptoir eintrat. Seine freien Stunden widmete er den Musen, und als er im Alter von 18 Jahren sein erstes Gedicht drucken ließ, öffneten sich ihm sofort die Spalten aller Blätter, so daß er der ihm verhaßten kaufmännischen Laufbahn entsagen konnte. Im Jahre 1885 erschien der erste Band seiner Gedichte, und fünf Jahre später erregte seine Tragödie „Uria", die den Telekypreis davontrug, allgemeines Aufsehen. Der zweite Band seiner gesammelten Gedichte folgte im Jahre 1893.

Hinaus ins Dunkel.

Hinaus ins Dunkel, auf die Straßen,
Ein frischer Luftzug thut mir not!
Will mich ihr Bild nicht ruhen lassen,
Da sie für mich ja längst schon tot?
Vielleicht wird es die Wolke wissen,
Die eilig dort gen Osten fährt,
Warum für sie mein Blut soll fließen,
Die auch nicht einer Thräne wert.

Der Sturmwind wühlt die Locken wirre,
Kalt peitscht der Regen mein Gesicht;
Straßauf, straßab ich rastlos irre,
Doch meine Qualen weichen nicht.
Die Straßenflammen schläfrig zittern,
Die Menschen gehn vorüber kalt;
Doch keiner ahnt es, was an bittern,
An tiefen Schmerzen mich durchwallt.

Viel Prachtpaläste blendend senden
Aufs fahle Antlitz Tagesschein.
Bald, wo Alleen Schatten spenden,
Wandl' ich durch enger Straßen Reihn.
Nein, selbst die Stadt voll Häusermassen,
Sie schließt nicht so viel Kummer ein,
Wie ich, gebeugt, verfemt, verlassen,
In meinem Herzen trag' allein.

Durch ausgestorbne Gassen trübe
Stürm' ich ermattet weiter fort;
Es harrt ja mein kein Herz voll Liebe,
Und keines Stübchens warmer Hort.
Schon ragen statt der Häuser Kette
Empor der Bäume kahle Reihn,
Dahinter harrt mit kühlem Bette
Zur ew'gen Ruh der Kirchhof mein.

Wenn du mich liebst.

Wenn du mich liebst, o so verberge
Dein Fühlen keinen Augenblick!
Ach, opfre deinem kalten Stolze,
Geliebte, nicht dein Lebensglück!

Ein Kleinod ist ja jede Spanne
Der Zeit, die ohne Lieb' entschwand;
Wirst du im Grabe Ruhe finden,
Wenn niemals du das Glück gekannt?

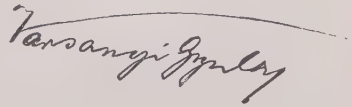
Du frevelst nicht an mir allein nur,
Dein eignes Glück hast du verheert,
Wenn du der Liebe Himmelsblüte
Im Herzen tief das Blühn verwehrt.

O höre nicht des Hochmuts Stimme,
Dich schrecke nicht der Sitte Bann,
Wenn zweier Menschen Glück und Wonne
Ein einzig Wort entscheiden kann!

O sei nicht frostig, ohne Fühlen,
Da ich vor Liebe lodre licht!
Zu spät ist's, wenn auf meinem Grabe
Das Liebeswort die Lippe spricht.

Den Toten weckt die Wonne nimmer,
Daß ihm dein Herz erschlossen sich.
Solang ich Leid und Freud' empfinde,
Beglücke mich und liebe mich!

Wenn du mich liebst, o so verberge
Dein Fühlen keinen Augenblick!
Ach, opfre nicht dem eiteln Stolze,
Geliebte, unser Lebensglück!



Koroda, Pál, geboren am 7. März 1858 in Bars-Endre. Nach Beendigung seiner Studien wurde er Professor der Staatswissenschaften, später Ministerialbeamter. Im Jahre 1875 schrieb er seine ersten Werke: das dramatische Gedicht „Die Komödie des Jenseits" in satirischen Bildern, dann einen Band Novellen, eine Tragödie und ein Lustspiel. Seine Gedichte, die häufig in den hervorragendsten Journalen erscheinen, sind bis jetzt noch nicht zu einem Bande gesammelt worden, gehören aber mit zu dem besten, was die Liebeslyrik der modernen ungarischen Poesie aufzuweisen hat.

Verlaß mich nicht!

Verlaß mich nicht, nimm nicht von hinnen
Die kurze Lenzesfrist!
Aus seinem Odem weht kein Balsam,
Wenn du nicht bei mir bist.

Vergebens blühen wonnig duftend
Im Gras die Veilchen dann,
Wenn ich mit ihren zarten Kelchen
Mein Lieb nicht schmücken kann.

Wie soll des Liedes ich mich freuen,
Das mir die Lerche singt,
Wenn deiner Stimme süße Musik
Mir nicht im Ohre klingt?

Du bist die Sonne meines Lebens,
Du gibst mir Seligkeit.
Verlaß mich nicht, nimm nicht von hinnen
Die kurze Lenzeszeit!

Nach dem Balle.

Wenn nach des Balles lärmendem Getriebe
Im rosigen Gemach du ruhst allein,
Umkost vom Duft der welken Blumenkelche,
Umzittert von dem bleichen Sternenschein:

Was sind's für Träume, die dich hold umschweben?
Träumst du von Glanz, von fürstlich reicher Pracht,
Die, deines Wesens Anmut widerstrahlend,
Erhöhet deiner Schönheit Zaubermacht?

Träumst du, daß wo dein Siegeswagen rollet,
Mit Blumen deine Pfade man bestreut?
Von deiner Reize Allgewalt bezwungen,
Der huldigende Jubel sich erneut?

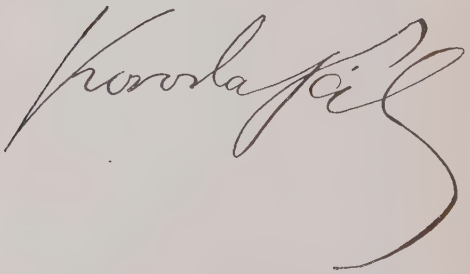
Träumst du, daß jeder sinnberücket lauschet
Dem Zauber deines Wortes, Lorelei?
Und wenn du spielend Herzen hast gebrochen,
Erfüllt es dich mit Stolz, daß dein's noch frei?

Sag! oder senkt die Seel' auf Traumesschwingen
Sich lieber in das blumig stille Thal,
Das seiner Felsengipfel Riesen schirmen
Vorm Weltgetriebe und vorm Wetterstrahl?

Wo Vögel froh in blauen Lüften kreisen,
Wo süßen Honig birgt der Blüten Herz,
Wo Frühlingselfen, Lenzeslüfte neckend
Mit deinen Locken treiben losen Scherz.

Wo tausend bunte Wiesenblumen duften,
Von immergrünen Wipfeln Kühlung sinkt,
Durchs süß geheimnisvolle Waldesrauschen
Der Jubelchor der Nachtigall erklingt.

Wie Duft und Lied berückend, unaufhaltsam
Aus Blumenkelchen, Vogelkehlen dringt,
Erwacht im Herzen dir ein leises Ahnen
Vom Himmelsglück, das uns die Liebe bringt?



Gárdonyi, Géza, ist im Jahre 1863 in Agárd geboren, wo er seinen ersten Studien oblag. Von seinen Eltern zur Lehrerlaufbahn bestimmt, wurde er Dorfschullehrer; da er aber diesem Berufe keinen Geschmack abgewinnen konnte, wandte er sich bald der Journalistik zu und kam nach Budapest, wo er die Professorenpräparandie besuchte. Doch bald hängte er die pädagogischen Studien ganz an den Nagel und gründete zuerst eine Zeitschrift. Später wurde er Mitarbeiter eines bedeutenden Tagblattes und veröffentlichte eine Serie geistsprühender humoristischer Essays, Feuilletons ernsten und heiteren Inhalts, Novellen, Romane, Gedichte, Operetten. Unter seinen Werken sind die bekanntesten: „April", eine Sammlung von Gedichten; „Die Seele des Barons", ein Roman; „Im dunkelsten Afrika", eine Stanleyparodie, und zwei Bände Novellen.

Sonntag im Walde.

Einem Tempel gleich ist's hier im Waldesherzen,
Aus dem dunkeln Laube ragen Blütenkerzen.

Festlich tiefe Stille, wie in Kirchenhallen,
Und gleich Weihrauch süße Lindendüfte wallen.

Als ob jener hohle Baum ein Beichtstuhl wäre,
Bebend beichtet dort die schlanke Vogelbeere.

Holde Blumen ihr Gesicht zum Himmel richten,
Und die Pilze weinend ihr Gebet verrichten.

Eine schwarze Schnecke wie ein Mönch sich neiget,
Und vielleicht ein Paternoster ihr entsteiget.

Stille stehn die Lüfte. Rings kein Blättchen rauschet,
Und in tiefer, dumpfer Andacht alles lauschet.

Ernste große Wespen schwirren rings und bringen
Eifrig summend dar ihr frommes Orgelklingen . . .

Die Legende vom Weine.

Gott begann: „Mein liebes Söhnchen Noe,
Koste diese Traube, diese rohe!"
Noe sprach: „Wohl ward ich alt in Ehren,
Aber niemals aß ich solche Beeren."

Gott sprach dann: „Mein liebes Söhnchen Noe,
Sehn wir, ob der Most dich machet frohe!"
Noe sprach: „Hei hopsa, juchhe, heida!
Anstatt eines Gottes seh' ich drei da!"

Gott sprach dann: „Mein liebes Söhnchen Noe,
Sehn wir, ob der Wein schon feurig lohe!"
Noe sprach: „Das Trinken ich nicht lasse:
Her da, Bruder! Noch ist Wein im Fasse."

Gebet.

Erhabner Gott! Voll Ehrfurcht reich' ich heute
Bei dir ergebenst meine Bittschrift ein.
Gib mir, o Herr, ein Hüttchen nur zu eigen,
Wo selbst der Wind zu Fuß nur darf hinein!

Ein kleiner Bach soll dran vorüberrauschen,
Die Drossel schlagen in dem Laubdickicht,
Im Hof möcht' ich ein fettes Ferkel haben,
Ein buntes Huhn dazu, mehr brauch' ich nicht.

Im Winter sei es warm, im Sommer luftig,
Ein holdes Mägdlein gib mir mit ins Haus,
Und Blütenodem, Kuchenduft vermenget,
Zu meinen Fenstern ströme ein und aus.

Wenn unten in des Kellers kühlem Grunde
In Hüll' und Fülle liegt Champagnerwein,
Ein Säckchen Geld, das ewig unerschöpflich,
Dann wird das Leben doch erträglich sein?

Die Liebe.

„Väterchen, wie lange währet
Denn die Liebe heiß begehret?"

„Dreißig Jahre, vierzig Jahre!" —
Mütterchen spricht: „Bis zur Bahre."

Méry, Károly (Karl), geboren in Pápa im Jahre 1860. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien kam er nach Budapest, um hier das Professorendiplom zu erwerben, doch änderte er infolge eingetretener Hindernisse seine Absicht und wurde Beamter. Seine literarische Thätigkeit begann in frühester Jugend und zwar in deutscher Sprache für verschiedene Budapester und Wiener Blätter. Er widmete sich der epigrammatischen Dichtung. Seine Gnomen, Epigramme und Aphorismen gehören zu dem besten, was die moderne ungarische Literatur in diesem Genre hervorgebracht hat. Auch ist er ein ausgezeichneter Uebersetzer.

Arme Menschheit.

Lang genug wohl, arme Menschheit,
Irrst du jetzt vergebens schon;
Hast ans Marterkreuz geheftet
Deinen allergrößten Sohn.
Lebt noch einer, der voll Mitleid
Einst des Daseins Ziel dir weist?
Oder mußt du in der Wüste
Ewig irren ganz verwaist?

Wahnbethörte, arme Menschheit,
Hoffnung hegst du gläubig doch,
Süße Träume der Erlösung
Wiegen ein dich immer noch.

Leide, glaube, träume also,
Bis dein Los, das Ende droht;
Dulde noch Millionen Jahre,
Dann erlöst dich einst der Tod.

Trugbethörte, arme Menschheit,
Die Erlösung ist ein Wahn!
Wird sich wohl ein Rächer finden
Für der Qualen Ozean?
Hehrer Sohn von Galiläa,
Schad war's um dein Opfer ja!
Denn des Menschen Tragödie ist
Divina commedia.

Meeressturm.

Du schöne, holde Maid,
Dein Herz ist wie das Meer so tief und weit,
Es birgt in seinem Schoß viel Perlen licht:
Der Taucher bin ich nicht.

Dem Taucher gilt mein Neid,
Und birgt die Meeresnacht auch Todesleid,
Und droht die Brandung auch dem Kühnen noch:
Den Sturm ersehn' ich doch.

Der Blinde.

Dem, der klar sieht, ach dem ist so
Finster alles ringsumher!
Und des Blindgebornen heitre
Weltanschauung neidet er.

Jener sieht ja nicht die Sünde,
Unbegrenzt sein innres Sehn;
Rosenfarbig kann die Welt nur
Vor dem Lichtberaubten stehn.

Jakob.

Zur Himmelshöhe Jakob schweift,
Der Himmelstürmer Luft nur greift,
Bis Geisterhand die Hand ihm streift;
Gelähmet sinkt er nieder.

Ideen ziehn zur Höhe ihn,
Und immer fällt zur Erd' er hin;
Der Stoffel Schar mit Spöttermien'
Lacht seiner immer wieder.

Bei der Lektüre Zolas.

Die Seele fühlt der Weltenseele Beben,
Und nirgends finden wir die Ruhe, nie!
En gros behandelt uns das Erdenleben,
Und en detail die Poesie!

Mérykároly.

Teleki, Sándor (Alexander), geboren im Jahre 1865 in Lovasberény, wo sein Vater Arzt war. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien widmete er sich in Budapest dem Studium der Medizin und wirkt gegenwärtig als Bezirksarzt in Budapest. Er ist als Lyriker und Prosaschriftsteller thätig, doch der Schwerpunkt seiner literarischen Leistungen liegt in seinen vorzüglichen Uebersetzungen ausländischer Dichter, namentlich Martin Greifs, C. F. Meyers, Lenaus und Bodenstedts, was ihn seit ungefähr zehn Jahren zu einem der fleißigsten Mitarbeiter der belletristischen Blätter macht.

Sommer.

Kein Vöglein singt, und keines Lüftchens Kühle
Durchweht die sengend dumpfe Julischwüle.

Im dürren Grase sinnend, traumbefangen
Am Wolkenzuge meine Blicke hangen,

Wie sie gedankenschnell von dannen ziehen,
Zu blauen Nebelfernen schwebend fliehen.

Mir ist's, als flög' ich auf der Wolken Flügel,
Verließe dieser Erde Schollenhügel.

Als schwebt' ich ferne von der Erde Matten,
Kein Duft, kein Glanz, kein Licht und auch kein Schatten.

Als schwebt' ich selig durch Myriaden Sonnen,
Entrückt des Erdenthales Lust und Wonnen.

Emporgetragen von des Aethers Strome,
Zerstieb' ich in Millionen Staubatome.

Und die Atome mit des Zephyrs Weben
Nach Nord und Ost, nach Süd und West entschweben.

Da wach' ich auf. Ein Traum nur war's hienieden:
O wär' mir einst ein solcher Tod beschieden!

Erinnerung.

Versiegt sind längst der Thränen Fluten,
Und Schnee bedeckt des Hügels Rand;
Doch sind des Schmerzes heiße Gluten
Aus meiner Seele nicht gebannt.

Noch seh' ich meine Mutter trauernd
Hinsinken auf den Leichenschrein;
Noch hör' ich, wie ins Grab erschauernd
Die frische Scholle rollt hinein.

Wenn rings ertönen frohe Lieder,
Vom Weinesschaum die Lippe taut,
Tönt nichts in meiner Seele wider
Als jener dumpfe Grabeslaut.

Dies dumpfe Dröhnen hör' ich immer,
Das Tag und Nacht mein Ohr durchzieht;
Es tönt mir bei des Frührots Schimmer,
Es ist mein nächtlich Schlummerlied.

Feleki Sándor

Szarvas, Mariska (Marie), geboren 1870 in Ránk in der Nähe des wildromantischen Bakonyer Waldes. Vom Waldesrauschen erlauschte sie die Melodien, die sie später in Gedichte faßte. Seit ihrem siebzehnten Jahre ist sie ständige Mitarbeiterin der meisten ungarischen Blätter. Sie hat ihre gesammelten Gedichte, wie auch eine größere epische Erzählung unter dem Titel „Jenseits der Donau" herausgegeben und schreibt auch Novellen und Studien aus dem Volksleben.

Ein altes Buch.

Ich blättr' in einem alten Buch —
Der Abend niedersinkt;
Ich blättr' in einem alten Buch, —
Im Aug' die Thräne blinkt.
Die Frage bebt im Herzen mir
— Mich blendet Thränenschein —
Die Frage bebt im Herzen mir:
„Gedenkst du liebend mein?"

Im alten Buch von Herzleid spricht
Ein trübes, banges Lied,
Des Hauch mir draus entgegenweht
Und wallend mich umzieht.

Im alten Buch klebt Thränenspur
Und Weh auf jedem Blatt,
Das einst ein altes, altes Leid
Hineingeschrieben hat.

Und wie in dem vergilbten Buch
Ich sinnend blättre jetzt,
Und der verblaßten Zeilen Reih'
Die stumme Thräne netzt,
Mit Seufzen da gedenk' ich bang,
Daß rasch die Zeit hinzieht,
Und blasses Herbsteswelken folgt,
Sobald der Sommer flieht.

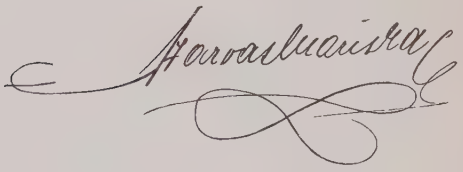
Die Trauer, die mich jetzt erfüllt,
Die Thräne, die jetzt blinkt;
Die Freude, die mich jetzt durchglüht,
Mein Lied, das jetzt erklingt —
Wird alles einst vergangen sein,
In alten Büchern stehn,
Wird einst wie blasser Herbstesstrahl
In ödes Nichts verwehn.

Und einst vielleicht, einst liest man's dann,
Wie ich der andern Lied,
Und Mitleid, Schmerz und Wehmut wohl
Die Herzen dann durchzieht;
Und alten Leids Erinnerung
In ihnen neu sich malt,
Und in des Lesers Augenpaar
Hell eine Thräne strahlt.

Sie fühlen, was ich einst gefühlt,
Die schwere, schwere Pein,
Und legen wohl auch in mein Lied,
Was ich verschwieg, hinein.

Sie finden alles in dem Lied,
Was schmerzlich düster klingt,
Der Leiden wilde Sturmesglut,
Den Schmerz, der Wonnen bringt.

Im längst vergilbten alten Buch
Ich blättre still und stumm,
Und leise, lautlos sinkt herab
Die Dämmerung ringsum.
Und Dunkel, Schatten hüllt mich ein,
Die Sonne sank zu Thal:
Nur bleiches Welken ringsumher,
Und Herbstruh überall!



Szalay, Fruzina (Euphrosine), geboren in Kaposvár als Tochter der Dichterin Kisfaludy Atala und Nichte des genialen Geschwisterpaares Kisfaludy Sándor und Károly. Der dichterische Geist, der in der ganzen Familie herrschte, konnte auf das junge Mädchen nicht ohne Einfluß bleiben, und kaum hatte sie das dreizehnte Lebensjahr erreicht, als sie schon die bedeutenderen französischen Lyriker zu übersetzen begann. Später bereiste sie die Schweiz, Italien und Frankreich, wo ihr dichterisches Talent reiche Nahrung fand, und gab bald darauf einen Band Gedichte heraus, die von ihrer entschiedenen Begabung beredtes Zeugnis ablegen.

Herbstesahnen.

Umsonst sag' ich mir trostverheißend:
Noch glüht der Sommer voller Pracht;
Die welken Blätter sinken dennoch
Hinsterbend erdwärts, leis' und sacht.
Mein Herz durchzieht des Herbstes Ahnen
Bei seinem ersten Hauche schon.
Es fehlt ein Strahl dem Sonnenlichte,
Der Farbenskala fehlt ein Ton!

Noch prangt der Hain im Blütenschmucke,
Im Laubwald singt der Vögel Chor;
Doch ist's, als legt' ein leiser Schatten
Sich auf die Flur gleich Nebelflor.
Noch ist es Sommer, doch allmälich
Verliert an Glanz sein Sonnenschein;
Noch ahnt sein Scheiden keiner, keiner —
Die Schwalbe nur und ich allein.

Vergebens, ach! mein Herz durchschauert
Des großen Welkens Wiederkehr,
Der duftigreiche Lenzeszauber
Entflieht, entschwebt und ist nicht mehr.
Die regenfeuchte Hand des Herbstes,
Sie streift des Gartens farbig Blühn;
Sein Duft, sein Schimmer, seine Anmut
Verweht, zerfließt — dahin, dahin!

Verweht, zerfließt, wird schnell zerstieben
Zu nichts, zu leichtem Nebel bloß;
Das ist des heißen Sommerglanzes,
Das ist der Blüte Erdenlos.
Der Herbst läßt seine Spur zurücke
Auf Erd' und Himmel überall.
O Erd', wo ist dein Lenzeszauber?
O Sonne, wo dein Mittagsstrahl?

Antwort auf deine Frage.

Wie oft gedenk' ich jenes düstern
Novembertages, trüb und fahl!
Du lehntest sinnend, traumverloren
An einer Linde, dürr und kahl.

Und ringsum lag im Schatten schweigend
Die bleiche, sterbende Natur,
Und stumm und blaß sahst du voll Trauer,
Wie grau der Himmel und die Flur.

Rings wogten weiße Nebelschleier,
Der Rebe Laub zur Erde fiel,
Und mit den dichten Wolkenscharen
Der Herbstwind trieb sein loses Spiel.
Du seufztest schwer: „So flieht das Leben
Wie jene flücht'gen Wolken ziehn —
O goldne Locken, goldne Jahre,
O Kinderzeit, wo zogt ihr hin?"

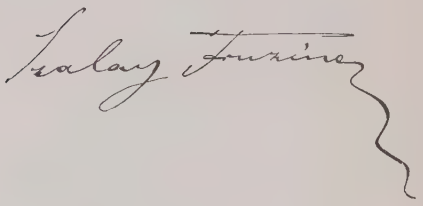
Und jene trübe Frage häufig
In meiner Seele wieder klingt,
Die der vergangnen frohen Jahre,
Der Jugend Bild zurück mir bringt:
Da wir auf sammtnem Rasenteppich
Gar fröhlich spielten Tag für Tag,
Und bunte Falter lachend jagten
Im sonnbeglänzten Waldeshag.

Aufs neue sah ich licht sich wölben
Den ewig blauen Himmelsraum,
Drauf Rosenwölkchen schimmernd malten
Den sommerlichen Purpursaum.
Des Lenzes Kuß, sein Strahl, sein Lächeln
Durchzitterte des Aethers Klar,
Und spielte, leise kosend, küssend,
Mit unserm goldnen Lockenhaar.

Wo ist der goldig lichte Schimmer,
Des Lenzes heitrer Sonnenstrahl?
Du blickst um dich. Er ist erloschen,
Und rings ist alles trüb und fahl.

Die frohen Kinder hat das Leben
Gestreift mit eisig rauher Hand —
O Sonnenstrahl, o goldne Jahre,
All euer Zauber längst entschwand!

Auch deine Stirn umwogen nimmer
Der Jugend Locken dicht und schwer;
Und die mit dir den Falter jagten,
Sind längst schon keine Kinder mehr.
O, denk nicht trauernd des Vergangnen!
Fragt je der Wald, das Wiesenland:
Wohin entschwanden unsre Blüten,
Wenn leichtbeschwingt der Lenz entschwand?



Czóbel, Minka, geboren in Anarcs im Jahre 1861 als Tochter des k. k. Kämmerers Emmerich Czóbel, genoß, da sich ihr dichterisches Talent frühzeitig entwickelte, eine außerordentlich sorgfältige Erziehung und bereiste Italien, Frankreich, Oesterreich und Deutschland. Auf Aneiferung Moritz Jókais begann sie, ihre Dichtungen, die sich durch außerordentliche Tiefe der Empfindung und hohen Gedankenflug auszeichnen, zu veröffentlichen, und seither sind mehrere wertvolle Sammlungen lyrischer und epischer Gedichte aus ihrer Feder erschienen.

Der letzte Sommer.

Die Erde altert. Ihres Herzens Pochen
Wird immer leiser, bis es stille steht.
Das Gras vergilbt, es lichtet sich das Laubwerk,
Der Strahl erkaltet und das Licht vergeht.

Und fröstelnd bebet Pan. Er kann's nicht fassen,
Was hier geschehn. Der Sommer ist ja nah.
Hat dieses öde, blütenlose Eiland
Vielleicht geharret, bis er wieder da?

Er stößt in die gehörnte Hirtenflöte,
Die Vögel und die Falter rufet Pan;
Doch nur zerrissner Wolken graue Schwingen,
Nur Rabenscharen sieht er krächzend nahn.

Und fröstelnd bebet Pan. Zu seinen Füßen
Mit leisem Rascheln Blatt um Blatt hinsinkt;
Statt süßer Melodien ein schrilles Pfeifen
Wie kalter Herbstwind aus der Flöte dringt.

Und zornig bricht er die Schalmei in Stücke
Und wirft sie weg. Vergebens tönt sie nur.
Gleich Herbstesregen strömen seine Thränen
Hinab aufs Grab der sterbenden Natur.

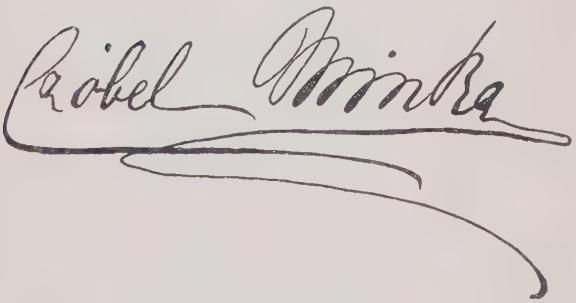
Trostlos.

Rhythmische Prosa.

Ins traute Zwielicht eines Prunkgemaches
Dringt rosig ein des Abends Dämmerschein
Durch schwerer Prachtgardinen dunkle Falten.
Im Lehnstuhl sitzt ein düstrer Mann allein.
Allein, verlassen
In der Jahre Blüte;
Vor ihm ein Buch,
Und in den losen Seiten
Zerstreuet welke Blütenblätter ruhn,
Draus festgebannte, süße Düfte strömen.

Er blickt empor. Die Düfte wallend steigen
Empor zu ihm aus längst entschwundner Zeit.
Dort hängt ein Bild mit halbverblaßten Zügen,
Ein Wesen, das in seiner Körperhülle
Nicht mehr auf Erden weilt.

Er blickt empor. Die Düfte ihn umwogen,
Und zaubrisch lächelt ihm das Bildnis zu
Und flüstert leise, süße Schmeichellaute:
„O tröste dich, du Heißgeliebter, du!
Die Zeit, der milde Arzt der Seele,
Wird deiner Wunde Heilung einst verleihn."
Und leidenschaftlich laut aufschluchzend lacht er:
„Ach, deshalb kann's ja nimmer, nimmer sein!
Ja, wenn Erinnrung ewig, ewig währte,
Wenn ewig flammte unsers Schmerzes Glut,
Wenn dieses eine niemals uns zerstörte
Vergessenheit, der fürchterliche Rost!
Doch so gibt's keine Hoffnung, keinen Trost.
Ich liebte dich so heiß, als du noch mein,
Und wenig kurze Jahre bist du tot —
Vergaß ich dein!"



Gerő, Attila, geboren am 6. Juni 1870 in Großwardein als Sohn eines Kaufmannes. Obwohl sich seine dichterische Begabung früh äußerte, mußte er sich doch gezwungenerweise dem Kaufmannsstande widmen und kam nach Beendigung seiner Studien nach Budapest, wo er Bankbeamter wurde. Sein erstes Werk war eine meisterhafte, poetisch unübertreffliche Uebersetzung der Psalmen Davids. Seine Originalgedichte, die nur zerstreut in den Blättern erscheinen, zeigen eine seltene Tiefe des Gedankens, Erhabenheit der Auffassung, und stempeln den jungen Dichter zu einem der vielversprechendsten Poeten des jüngern Ungarns. Als Redakteur und Begründer der Zeitschrift „Külföld" übersetzte er für sein Blatt eine Unzahl von Gedichten Holger Drachmanns, Nekrassoffs, Vrchlickys, Goethes und anderer großer Dichter des Auslandes.

Bacchus schläft.

Wie Fackelschimmer um die Trauerbahre,
So fahl und trübe geht die Sonn' empor;
Zerrissner Wolken dichtes Nebelwogen
Bedeckt die Welt mit düsterm Trauerflor.
Wehklagend streun ihr welkes Laub die Bäume
Zu Totenkränzen auf das feuchte Moos.
Und süß, auf weichem Blätterpfühle ruhend,
Träumt schlafend Bacchus in des Herbstes Schoß.

Des muntern Weingotts Laune ward zur Trauer,
Vernichtungsschatten lagert auf der Flur.
Kein goldner Most macht frohe Winzerfeste,
Statt Lied und Scherz rings Grabesstille nur.
Kein Laut ertönt, nur rauschend Flügelschwirren,
In Lüften kreisen Kranichscharen bloß.
Und süß von reich beladner Reben Segen
Träumt schlafend Bacchus in des Herbstes Schoß.

Das Eichlaub welkt, der Lorbeer und die Rebe,
Auf Erden blühen sie uns nimmerdar.
Gleich goldner Inschrift von verfallnen Säulen,
So schwand mit ihnen auch die Götterschar.
In Trümmer fiel die Welt, und auf ihr irren
Sie geisterbleich im öden Ahnenschloß.
Und süß von des Olymps verschwundnem Glanze
Träumt schlafend Bacchus in des Herbstes Schoß.

Wozu auch Wein, wozu die Himmelswonne,
Wenn Freundschaft längst von dieser Erde schwand,
Wenn kalte Selbstsucht, Lüge, Gottesleugnung
Im Menschenherzen ihren Wohnsitz fand?
„Auf, stoßet an!" so klingt es von der Lippe,
Das Herz ist kalt, woraus die Rede floß.
Und süß von treuer Freundschaft Opfergluten
Träumt schlafend Bacchus in des Herbstes Schoß.

Wozu auch Wein, der Götterfunk' auf Erden,
Wenn stumm das Lied, das seinen Zauber singt,
Wenn Sklavenjoch des Dichters Schwingen lähmet
Und Lied und Dichter in das Elend zwingt?
Und singt er auch, so quillt es nicht vom Herzen,
Der Klang ist falsch, der aus den Saiten floß.
Und süß von gottgeweihter Barden Sange
Träumt schlafend Bacchus in des Herbstes Schoß.

Das Lied ist stumm; in Moder längst versunken
Der Liebe duftigreicher Rosenhain,
Wo Hymen blüht' an frohen Winzerfesten;
Bald wird's nur noch ein schönes Märchen sein;
Der wahren Liebe helle Lichtesstrahlen,
Kein Irrlichtschimmer, der zu Nichts zerfloß.
Und süß von echter Liebe ew'gen Gluten
Träumt schlafend Bacchus in des Herbstes Schoß.

Verwehte Blätter, tote Herzenswelten,
O ew'ge Freundschaft, Lied und Liebeskraft,
Mit euch verdorrten auch der Rebe Blüten,
Die Felsenwand trägt keinen Rebensaft!
Sein goldner Schein umglänzt nicht mehr die Erde,
Unwürdig seiner ward der Menschentroß.
Und süß von schönrer Zukunft goldnen Tagen
Träumt schlafend Bacchus in des Herbstes Schoß.

Denn einst vielleicht erwacht er aus dem Schlummer
— Er schläft ja nur Dornröschens Zauberschlaf —
Einst, wenn das Menschenherz nach langem Dunkel
Der Bruderliebe warmer Schimmer traf.
Noch winken frohe Winzerfest' auf Erden,
Und Weinesglut ringt sich vom Berge los.
Und süß vom großen Auferstehungsfeste
Träumt schlafend Bacchus in des Herbstes Schoß.

Wie Fackelschimmer um die Trauerbahre,
So fahl und trübe steigt die Sonn' empor;
Zerrissner Wolken dichtes Nebelwogen
Bedeckt die Welt mit düsterm Trauerflor.
Die Thräne quillt. In holden Schlummerweisen
Tropft Herbstesregen auf das dürre Moos.
Und süß, auf weichem Blätterpfühle ruhend,
Träumt schlafend Bacchus in des Herbstes Schoß.

Kossuths Tod.

Exodus XXXIII. XII—XXIII.

Tot ist er ... Nun trägt man ihn zu Grab. Das Dröhnen
Seines Falls erstickt in zweier Welten Trauern
Durch die Seele mir, wie fernes Donnerstöhnen
Wunderbare, düstre Bibelverse schauern.

Moses sprach zum Herrn: O Gott, du hast verkündet,
Ins verheißne Land soll ich dein Volk geleiten.
Doch warum, o Herr, hast du mir's nicht gekündet,
Wer mein Führer sein wird, wer mich wird begleiten?
Denn du sagtest nur, du kennest deinen Treuen,
Wolltest deine Himmelsgnade ihm verleihen.

Wenn vor deinen Augen Gnade ich gefunden,
Laß mich deine Wege, o mein Gott, erkunden;
Daß du bist die Gnade, laß mich es erkennen,
Daß mein Volk, o Ew'ger, sich dein Volk darf nennen!
Drauf der Herr: Mein Wesen ist's, das dich begleitet;
Ich bin's, ich, der Herr, der deine Wege leitet.
Moses sprach: O Gott, wenn dem nicht also wäre,
Führ uns nicht hinauf ins freie Land, ins hehre!
Denn woran soll man's erkennen in den Landen,
Daß mein Volk und ich, wir vor dir Gnade fanden,
Wenn das Ideal uns nicht im Kampf soll führen,
Unter allen Völkern Wunder zu vollführen?

Und der Herr sprach wieder: Nur um deinetwillen
Will ich deine Bitte gnädiglich erfüllen.
Du verdienst die Gnade, weil du es gewesen,
Der erfaßt des Ideals urechtes Wesen.
Knieend flehte Moses: Herr, erhör mein Flehen,
Laß den Sieg mich deiner Herrlichkeit jetzt sehen!

Und der Herr sprach wieder: Siehe, hier auf Erden
Wird des Daseins höchstes Gut zu teil dir werden;
Denn auf allen Wegen, wo du auch wirst wallen,
Wird des Ideales Losung laut erschallen.
Mit dir werden sein, die ich mit meiner Gnade,
Ob sie auch gesündigt, voller Huld begnade;
Denn kein Mensch kann Gottes Wesen ganz erfassen,
Und wenn er's erfaßt, müßt' er das Leben lassen.
Weiter sprach der Herr: Doch ist ein Raum hier oben,
Nicht im Erdendunkel, auf dem Felsen droben,
Dort sollst du in hehrer Wolkenhöhe stehen
Und meiner Ideen hehre Schlachten sehen,
Meine Herrlichkeit: von hohen Felsenspalten
Meines Himmelsruhmes irdisches Entfalten.
Und indes die Herrlichkeit vorbei wird wallen,
Hält dich meine Hand, damit du nicht sollst fallen.
Doch wenn meine Rechte ich von dir gelassen,
Darfst du die Erinnrung dran ins Herz nur fassen,
Denn das Ideal siegt niemals ganz auf Erden,
Weil mein Antlitz keinem je kann sichtbar werden.

*

Gottes Worte hör' ich in dem Todesschauer,
Gottes Worte hör' ich in der Thränentrauer,
Gottes Worte hör' ich, da in hehren Schmerzen
Tieferschüttert beben zweier Welten Herzen:
Als ob der, auf dessen Sarg jetzt rollt die Zähre,
Gar nicht Kossuth Lajos, sondern Moses wäre.

Gröttila

Komjáthi, Jenö (Eugen), geboren in Széchény als Sprosse einer altadeligen Familie am 2. Februar 1858, gestorben im Januar 1895. Ein meteorgleich aufflammendes Genie, das der Nation an demselben Tage entrissen wurde, wo sich ihr sein seltener Feuergeist offenbarte, denn der ideal angelegte Dichter schuf zwanzig Jahre hindurch die herrlichsten Poesien, ohne damit vor die Oeffentlichkeit zu treten, und als nach langem Drängen seiner Freunde die ausgewählte Sammlung seiner Gedichte im Januar 1895 unter dem Titel „Aus dem Dunkel" endlich erschien, hauchte der große Poet, vom innern Feuer verzehrt, die Seele aus. Komjáthis Schöpfungen gehören zu dem Herrlichsten, was die Weltliteratur hervorgebracht hat; die glühendste Begeisterung, der erhabenste Schwung, die höchste Philosophie offenbaren sich in diesen Dichtungen, die in unsrer realistischen Zeit sein eigentümliches Wesen um so großartiger erscheinen lassen. Diese seltene Begabung zeigte sich im zarten Kindesalter, denn schon als neun- bis zehnjähriger Knabe schrieb er Gedichte; nach Vollendung seiner philosophischen Studien wandte er sich mit Feuereifer der Poesie zu und gründete im Jahre 1877 ein belletristisches Wochenblatt, „Lose Blätter". Da er aber auf diese Weise materiell schwer kämpfen mußte, legte er mit rasch gefaßtem Entschlusse nach fünfttägiger Vorbereitung die Professorenprüfung ab, um sich eine, wenn auch bescheidene Existenz zu sichern, und wurde Professor der lateinischen Sprache in Balassa-Gyarmath.

Er heiratete im Jahre 1882. Seine Wahl war sehr glücklich, denn seine Frau verstand den großen Dichter, der außer ihr in seiner Provinzumgebung keine gleichgestimmte Seele fand und dem es nicht gegönnt war, in der Hauptstadt zu leben, wohin ihn die Sehnsucht zog. In seiner ländlichen Einsamkeit entstanden die herrlichen Dichtungen und viele unveröffentlichte ästhetische und philosophische Arbeiten, die ihn in die Reihe der größten Dichter dieses Jahrhunderts stellen und seinen Tod zu einem unersetzlichen Verlust machen.

Trauer.

Es krankt mein Herz an einer wehen Wunde,
Indes ich irr' im wonn'gen Waldesgrunde,
Gleich schwankem Schatten, der aufs Lichtmeer fällt,
Als trüg' ich Trauer, wo man Hochzeit hält.

Die Bläue blaute mitleidsvoll hernieder,
Und Himmelshauch umhauchte meine Lider,
Die Sonnenstrahlen küßten kosend mich;
Doch ungestillt ergoß mein Herzblut sich.

Zu sterben, nur zu sterben wünscht' ich glühend,
Im lichtumschäumten Blütenbett verblühend.
Dort, wo die Luft, die Lebensfreude loht,
Verblutend langsam mir das Herz verloht.

Die Purpurroſ' entrollt des Kelches Säume:
„Was träumst du, sprich, o Träumer banger Träume?"
Erhobnen Haupts winkt mir die Esche zu:
„Gequälter Grübler, sag, was grübelst du?"

Umsonst umrauschen mich des Lebens Wogen,
Mein Herz hält herbes, stummes Leid umzogen.
Die Linde lispelte mir sinnend zu:
„Du düstrer Denker, sag, was denkest du?"

Die Trauerweide trübe mit mir trauert:
„Wann wirfst das Weh du ab, das dich durchschauert?"
Rings wiegen wonnig Wollustkelche sich:
„Verhärmter Dichter, sag, was härmst du dich?"

Gar süßer Trost klang lind aus jedem Laube:
„O hoff aufs Heil, an alles Gute glaube!
Wo Licht und Lust und Wonne wohnt allein,
Wie kann im Herzen hier die Hölle sein?"

Und Sonnenstrahlen säuselten voll Trauer:
„Umdüstert dich des Todes trüber Schauer?"
Hier lacht und loht dir Licht und Flamme zu,
Vergrämter Mensch, woran verzweifelst du?"

Zu sterben, nur zu sterben wünscht' ich glühend,
Im lichtumschäumten Blütenbett verblühend,
Wo Licht und Lust und Lieb' und Leben blüht,
Verblutend langsam mir das Herz verglüht.

Prometheus.

O Gott, du hast mich heimgesucht!
Du sandtest mir der Finsternis Dämonen
Und strafteſt mich mit deiner Allmacht Geißel.
Du zeigtest höhnisch meine Schwäche mir
Und zeigtest prahlend deine Stärke mir,
Mich einzuschüchtern, Demut mich zu lehren;
Jedoch mein zuckend Herz kennt keine Demut,
Nur Trotz gebiert's.

Du häufteſt grimmig Schlag auf Schlag,
Mein stolzes Haupt zu beugen in den Staub,
Und dem gebrochnen Herzen zu entlocken
Ein Hohelied, das deine Allmacht preist

Und um Erbarmen fleht als Gnadenlohn.
Aus tiefstem Leide sollt' ich Glutgebete
Und Hymnen singen dir, o Grausamer!
Jedoch mein Herz empörte sich zum Kampfe nur,
Unendlicher!

Vergebens hast mein Auge du umschleiert
Mit gleißnerischem Flor, damit ich alles
In glitzernd wonn'ger Wollust schimmern sehe
Und alle wesenlosen Erdenwesen
Umarmend, sie und ihren Schöpfer liebe.
Das thatest du, mich listig zu bethören.
Mit Strahlenglanz hast du die Lüg' umsponnen,
Mit bunter Hülle deckest du Gerippe,
Den dunst'gen Raum hast du mit Glanz erfüllet,
Das Chaos in ein Weltsystem zu zwängen;
Doch ich erkannte deiner Schöpfung Fehler
Und richtete.

Nein, deine Trugwelt hat mich nicht geblendet,
Des Elends Schimmern und das Bettlerprangen
Hat meine kühnen Augen nicht umflort.
Durchschaut hab' ich die bunten Flitterlappen,
Des Komödianten Bühnenkaisermantel,
Den leeren Traumesprunk, das üpp'ge Nichts,
Das leere Sein, das stets sich wiederholet.
Gegeißelt hab' ich deiner Welten Ordnung,
Und kühnen Geistes bot ich dir die Stirne.
Du sahst es, des Olympes stolzer Herrscher,
Zur Tiefe bannte st du mit deinem Donnerkeile
Den Rasenden.

Doch ohne ihn zu brechen.
In meinem Herzen bebt kein feiges Trauern,
Nur ew'ger Aufruhr lodert drin.

Stahlhart ward ich — von heißen Leidensflammen
Gar trotzig festgebrannt. — Zum Schöpfer ward ich
Und hauchte Leben ein in Thongebilde,
Auf kalter Leichen Wangen schuf ich Röte,
Aus meiner Seele formt' ich Menschenbilder,
An denen sich die Zeitenwelle bricht.
Im Schöpfungswerke ward ich dein Genosse.
Du schlossest ungerecht mich von der Herrschaft aus
Und teiltest deinen Himmel nicht mit mir:
Ich kämpfte drum, du aber hast mit grimmem Zorne
Hinab zum tiefen Felsenschoß geschleudert
Den Trotzigen.

Doch ich ward neugeboren! . . .
Ich schöpfte neue Kräfte; aus der Erde,
Der treuen Mutter unsterblichen Brüsten
Sog ich das ewige Leben ein,
Und neuen Trotz sprüht neuentfacht mein Auge,
Und neues Leben wallt im neuen Herzen,
Und neues Leid umschattet, neue Lüste
Umzittern meine wachgeküßten Lippen,
Und neuer Glanz umstrahlt die hehre Stirne;
In immer höhern Strahlensphären badend,
Durchgöttlicht wurde meiner Seele Sitz . . .
Doch auch mein Fuß begann sich neu zu regen:
Zu neuem Dienste durch Moräste watend,
An blinder, finstrer, rauher Scholle klebend,
Riß er mit sich die höhern, edlern Glieder.
Und neu erbrauste, neu erwachte wieder
Der alte Kampf.

Der Kampf mit meiner Seele und mit Gott,
Der hergekettet mich zu ew'gem Beispiel,
Zur Prangersäule aller Feuerseelen
An diese kalte, unfruchtbare Felsenbrust;

Der mir gesandt des Zweifels scharfen Geier,
Daß er mein höher wallend Herz zerfleische,
Mein wellenschlagend, hehres Frevlerherz:
Damit ich lerne, seinem Himmel zu entsagen
Und einzusehn, daß Gott mit Menschengeiste,
Die Allmacht mit dem Herzen zu bekämpfen — Wahnsinn ist.
Ich sollt' im lauen Glück der Mittelmäßigkeit,
In Langweil' und Genuß geteilt, die Tage
Verleben und den güt'gen Herrscher segnen;
Neumüt'gen Herzens, wie die andern Sklaven,
Gesenkten Augs den Gnadenlohn erwarten.
Ich aber stürmte deine Himmelsveste
Und suchte dich.

Ich griff zum Feuerbrand.
Vergebens standen neid'sche Geister Wache,
Ich stahl den Götterfunken, drang in seines
Verschlossnen Himmels tiefste Tiefen ein.
Zum Feuerbrand griff meine kühne Rechte,
Und blutigrot entflammt der blaue Himmel.
Die großen Götter, sie erbebten alle;
Doch er, der Götterkönig, wutentbrannt,
Er löschte rasch das wilde Glutenmeer,
Entriß den Feuerbrand aus meinen Fieberhänden
Und schleudert' ihn zu meinen Füßen hin.
Mich aber kettet' er an diesen rauhen Felsen:
Sein Sonnenaug' strahlt sengend auf mein Herz;
Die Winde, seine Diener, peitschen mich,
Der mächt'ge Vogel wühlt in meinem Leibe,
Das Felsenherz, es fühlet kein Erbarmen.
Das Meer nur kühlt mich mit den feuchten Lippen . . .
Doch dir, o Geist der finstern Herrschaft,
Dir ew'gen Trotz!

Ich suche dich!

Ich suche dich, o strahlendes Geheimnis,
Im Himmel hoch, in Erden tief!
Zu dir nur streb' ich, unaufhörlich
Und ewig nur zu dir, o Höhe,
Zu dir nur, ew'ge Tiefe, rastlos!
Die klangdurchrauschten Höhen teil' ich,
Durch tauber Tiefen Dunkel dring' ich,
Ich stürme feurig in die neid'sche Ferne,
Versenke mich ins Herz der Staubatome,
Um dich, nur dich zu fassen, Ewiger!
Ich gäbe freudig hin mein junges Leben,
Mein blühend hoffnungsvolles Erdenleben,
Gleichgiltig säh' ich Sonnen rings erkalten
Und Welten unbewegt in Trümmer stürzen —
O, könnt' ich dich nur sehn!

Ich suche dich, unendlich Weltenauge!
In Sonnenkörnern und in Weltatomen!
Ich blicke unverwandt zu dir empor,
Das Auge weitgeöffnet, ohne Blinzeln.
Mein unbeweglich starr versteinert Auge,
Es ahnt mit süßem, seligem Erschauern
Wohl mehr als einmal deine heil'ge Nähe;
Doch immer wieder, ach, entschlüpfst du mir:
Ein bloßes Zucken meiner Augenwimper,
Ein roher Ton, ein niedrig Alltagszerrbild
Gemeiner Welt, das meine Kreise stört,
Und sieh! die himmlisch feine Sphärenharmonie
Verwischt sich und zerflattert spurlos.
Ich kann nicht immer in der Höhe wohnen,
Mein Geist kann nicht den Abgrund stets durchdringen,

Die Alltagssorge, schnöde Sklavenfrone,
Sie kreuzt mir die erhabnen Pfade oft;
Und doch, mag alles auch in Trümmer fallen,
Ich muß dich finden, Ewiger!

Ich suche dich, o Maß, das unermeßlich,
Dich unter Brüchen ewig Ganzes du!
Du unbedingte Größe, und doch unsichtbare
Atomenkleinheit, weil du dich verbirgst!
Unendlich Armer, weil unendlich Reicher,
Und keiner, keiner deinen Reichtum teilt!
Abgrund ist deine Freiheit, Armut deine Fülle,
Allmächt'ger Herr, und doch Gefangner ewig,
O Unsichtbarer, werd' ich je dich sehn?
Werd' ich begreifen dich, o Unbegreiflicher?
Ich kann nicht ruhn, bis ich dich einst erreiche.
Kein linder Schlaf senkt auf mein Aug' sich nieder,
Eh' ich, in deines Angesichtes Strahlen
Mich sonnend, schwimm' in seiner Lichtesflut,
Eh' ich mit meinem gottesdurst'gen Herzen
Nicht deine Strahlenseele eingesogen,
Beseelender, erhabner Schöpferodem!
Damit du in mir lebst, will ich in dich verschmelzen,
Mit Todessehnsucht flieg' ich dir entgegen!
Ich schmachte nach dir, überirdisch glühend,
Zu sehn, o Ewiger, dein Angesicht!

Sturmlied.

Hurra! Wie schnaubt des Sturmes Ringen
Und peitschet rauh mit Riesenschwingen
Den bebend bangen Erdenball!
Die Feigen zitternd, zagend beben
Um ihr erbärmlich Erdenleben
In dumpfer, düstrer Höhlen Wall.

Ha! Wie ums lumpige Lotterleben
Die Elenden, Bigotten beben,
Wenn in Zerstörungstrunkenheit
Auflodert der Vernichtung Schwüle!
Nur ich bin's, ich, der mit dir fühle
Und jauchze: Das ist meine Zeit!

Ich jauchze dem Orkan entgegen,
Der mit den schwarzen Schwingenschlägen
Mich wirbelnd, brausend mit sich fegt.
Mir ist's, ich hör' im Sturm mich sprechen:
„In Trümmer soll zusammenbrechen,
Was nur erborgte Seelen hegt!"

Frohlockend mit dem Sturm ich rausche,
Und wilde Flammenküsse tausche
Ich mit dem Geist der Stürme auch.
Ha! Werft euch nur zu Boden trauernd,
Mein Herz, es atmet wonneschauernd
Der Stürme frischen Götterhauch.

Erschauernd stöhnt das Sturmeswettern;
Die wilden Winde, meine Vettern,
Sie jagen rastlos durch den Raum;
Der Himmel weint ein Meer von Thränen,
Ertränkt das wilde, heiße Sehnen
Im schluchzend bangen Wellenschaum.

In tödlich wildem Fieberwallen,
Der Götterhimmel loht, zerfallen
Mit der verzweiflungsvollen Welt;
Das Weltenauge Blitze sprühet,
Den eignen Söhnen zornerglühet
Sein Hohn aufs Haupt herniederfällt.

Der Wiesen wogend Haar durchbrausend,
Der Wälderwipfel Häupter zausend,
Einher der grimme Herrscher tritt;
Der Erde Riesenherz erzittert,
Von majestät'schem Graun erschüttert
Weil Belial darüber schritt.

Ha! Das ist, das ist meine Stunde!
Erschauernd dröhnt im Erdenrunde
Ein düstrer Richterspruchsbeschluß.
Indes rings alles stürzt und splittert,
Der Stürme Lied mein Schrei durchzittert:
„Versinke, was versinken muß!"

Hurra! Vernichte, Sturm, verschlinge!
Mit zorngepeitschter Flammenschwinge,
Auf, geißle diese Erdenwelt!
Was morsch und mürb, entwurzelnd schüttle,
Bastardenseelen wild zerrüttle,
Daß jäh ihr Leib in Splitter fällt!

Die stolzen Felsen beben zitternd,
Du aber brause, Sturm, gewitternd,
Und schone nicht der Großen Heer,
Der Gottesleugner Hochmut räche,
Mit deinem Stahl ihr Herz durchsteche,
Damit ihr Fall sie glauben lehr'!

Auch ich fühl' deiner Geißel Sausen,
Mit finsterm Flügel hör' ich brausen
Den Gott der Stürme furchtbar hehr.
Und seine Peitsche fühl' ich schauernd,
Doch kriech' ich nicht, im Staube trauernd,
Denn göttlich fühl' ich so wie er.

Nur Sklaven zittern für ihr Leben,
Der Freie kennt kein banges Beben.
Wenn voll erhabner Herrlichkeit
Vernichtungsflammen schaurig wettern,
Das All in Trümmer zu zerschmettern,
So jauchz' ich: Das ist meine Zeit!

Sonnenode.

Sei mir gegrüßet, o Sonne der Sonnen, erhabene Macht!
Auf der Begeisterung flammendem Wagen
Schweb' ich zu deinem hellstrahlenden Throne,
Herrliche, segnend dein Lob zu verkünden!
Du hast die unbewegliche, blinde, lichtlose Urwelt
Flammend entzündet.
Tau und Orkane, Freuden und Thränen, Laster und Prunken,
Blumen, Gedanken, Getier und Ideen,
Alles ist dein Werk!

Du bist die Gottheit. Nimmermehr bild' ich
Fremde Idole mir, gleichwie die andern;
Nimmer aus stummen, leblosen Steinen, aus der Gedanken
Rasselnden, toten, verdorrten Skeletten.
Seele sieht keiner in deiner Flammenpracht goldenen Gluten,
Blind sind sie alle!
Ich aber sehe im strahlenden Sternengebilde
Feurigen Kern urewiger Flammen, drein sich ergießet die
Göttliche Seele.

Du bist Adonai, Osiris, der tausendgeäugte,
Du bist der schreckliche Herrscher Schaddai,
Jehovah bist du mir, der ewig Unsterbliche,
Du bist Moloch auch, das Feuer, die Flamme,

Du bist Jupiter, der strahlende Zeus,
Du bist Apollo,
Der rauhe Azariel, der Gott der Vernichtung,
Du bist der strahlende, göttliche Bal
Flammenauflösend . . .
Alles bist du mir.

Lodernd erstrahlen auch andere Sonnen und Göttergestirne;
Aber dem Herzen steht keiner so nah mir, wie du.
Keiner ist reicher an Milde und Gnade;
Aber ein einziges Zucken der Wimper kann Stürme entfesseln,
Nichts kann im Raume erhabener sein, als dein Zürnen,
Strahlende Gottheit!
O Glücklicher ich, dem so leicht ist die riesige Last deiner Liebe!
Mir ist es manchmal, als ob wir verschmolzen, als loderteſt
glühend
Du mir im Herzen.

Sei mir gegrüßet, o Sonne der Sonnen, erhabene Gottheit!
Auf der Begeisterung flammendem Wagen
Schweb' ich zu deinem strahlenden Throne,
Preisend besing' ich dich, flammende Mutter!
Zünd mir im Herzen unsterbliche Flammen, dich
Ewig zu schauen!
Küsse und geißle mich, saug meine Seele auf, oder verbrenne mich,
Töte, umarme mich, ewig beglückst du mich —
Beuge, erhebe mich,
Gottheit, ich segne dich!

Kornjáthy Jenő

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Vortreffliche Anthologien.

Deutscher Dichterwald.

Lyrische Anthologie
von
Georg Scherer.
Sechzehnte Auflage.
Mit vielen Porträts und Illustrationen.
In Original-Prachteinband Preis *M.* 7.—

Album lyrique
de la France moderne

par
Eugène Borel.
Revu et augmenté par C. Villatte.
Avec douze gravures sur bois.
Huitième édition.
In Original-Prachteinband Preis *M.* 7.—

The Rose, Thistle and Shamrock.
A book of English poetry, chiefly modern.

Selected and arranged
by
Ferdinand Freiligrath.
Seventh edition.
With portrait of Ferd. Freiligrath and numerous illustrations.
In Original-Prachteinband Preis *M.* 7.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Illustrierte Klassiker-Pracht-Ausgaben.

Goethes Werke.

Mit 1058 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Nebst Goethes Porträt und Lebensabriß.

Herausgegeben von Prof. Dr. **Heinrich Düntzer.**

Dritte Auflage.

5 Bände. In Original-Prachteinband Preis *M.* 60.—

Schillers Werke.

Mit 740 Holzschnitt-Illustrationen und 11 Lichtdruckbildern erster deutscher Künstler.

Nebst Schillers Porträt und Lebensabriß.

Herausgegeben von Prof. Dr. **J. G. Fischer.**

Fünfte Auflage.

4 Bände. In Original-Prachteinband Preis *M.* 48.—

Hauffs Werke.

Mit mehr als

300 Illustrationen hervorragender deutscher Künstler.

Nebst Hauffs Porträt und Lebensabriß.

Herausgegeben von Dr. **Cäsar Flaischlen.**

2 Bände. In Original-Prachteinband Preis *M.* 25.—

Shakespeares sämtliche Werke.

Eingeleitet und übersetzt von

Schlegel, Bodenstedt, Delius, Gildemeister, Gelbcke, Herwegen, Heyse, Kurz und Wilbrandt.

Mit 830 Illustrationen von Sir John Gilbert.

Nebst Shakespeares Porträt und Lebensabriß.

Siebente Auflage.

4 Bände. In Original-Prachteinband Preis *M.* 40.—

Diese vier illustrierten Prachtwerke können auf Wunsch auch nach und nach in Lieferungen à 50 Pfennig (und zwar Goethe in 90 Lieferungen, Schiller in 65 Lieferungen, Hauff in 40 Lieferungen, Shakespeare in 60 Lieferungen) in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

3 6655 00054589 9
PH3441.G3 C89
Cserhalmi, IrØn H./Ungarische

PH 3441 .63 C89
Cserhalmi, Ir´en H.,
1871-1906.
Ungarischer Dichterwald

DATE DUE

PH 3441 .63 C89
Cserhalmi, Ir´en H.,
1871-1906.
Ungarischer Dichterwald

DATE DUE	BORROWER'S NAME

Concordia College Library
Bronxville, NY 10708